L 90000
52
1917-1919
1./VII.-27./IX.
Presse u. Literatur
4.

Neues Pester Journal

1./VII. 1917

* **Gegen die Beschränkungen der Presse.** Der Wiener Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" hat in seiner gestrigen Generalversammlung den folgenden Beschluß gefaßt:

Der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" erblickt in der dauernden Aufrechterhaltung der gegen die Freiheit der Presse gerichteten Verfügungen nichts Anderes als eine Erschwerung der journalistischen Pflichterfüllung und als eine ungerechte Beschränkung der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Meinungsfreiheit. Nach einer Belastungsprobe von drei Jahren sind den arbeitenden Zeitungsleuten, die aus staatlichen Gründen zu beobachtenden Rücksichten zur Genüge bekannt, so daß der weitere Bestand der Censur, das Verbot der Lektüre ausländischer Zeitungen, das Verbot des telephonischen Verkehrs mit dem Deutschen Reich und eine Reihe preßpolitischer Vorschriften als eine Bevormundung der heimischen Presse bezeichnet werden müssen. Darum fordert der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" von der Regierung, die österreichische Journalistik von den lästigen und überflüssigen Censurfesseln endlich zu befreien. Vom Parlament erwartet die „Concordia" die kräftige Förderung aller auf die Rückkehr zu den früheren Zuständen abzielenden Bestrebungen, insbesondere eine energische Bewegung zur Wiedereinsetzung der Geschwornengerichte, die eine wichtige Bürgschaft der Preßfreiheit bilden.

Neues Wiener Tagblatt
3./VII. 1917

In Graz ist gestern die Schriftstellerin und frühere Schauspielerin Edwina Nöttl, 48 Jahre alt, gestorben. Sie hatte sich durch eine Reihe schriftstellerischer Arbeiten bekannt gemacht und wirkte seinerzeit an Wiener wie an reichsdeutschen Bühnen.

Neues Pester Journal

5./VII. 1917

4

* **Die Regierung und die Presse.** Als die neue Regierung noch in der Freude ihrer Flitterwochen schwelgte und ihr der Mund von allerlei heilversprechenden Angelobungen überquoll, hat auch die Presse von der mündlichen und papiernen Freigebigkeit der Regierung einige verheißungsvoll klingende Zusagen und Versprechungen erhalten. Schöne Worte wurden da in Zukunftsmusik gesetzt und eine ganze Menge Promessen von der Regierung ausgegeben, wobei die Gewinne wohl angegeben waren, doch über die Ziehungstage ist nicht das Geringste verrathen worden. Heute hat es bereits den Anschein, als wären diese Tage in unerreichbare Fernen gerückt worden. Solch eine Promesse ohne Ziehungstermin ist auch der Presse in die Hand gedrückt worden, indem ihr hoch und heilig versprochen wurde, daß die politische Censur, dieser lästige und beschämende Knebel des Zeitungswesens, in kürzester Frist nicht blos gemildert, sondern ganz abgeschafft wird. Während der Anstands- und Freundschaftsvisiten, die der neue Justizminister den Journalistenvereinigungen abstattete, gab er unaufgefordert das Versprechen, daß er bald eine Verordnung erlassen werde, in der die Zeitungen von dem Marterpfahl der politischen Censur losgebunden werden sollten und höchstens in Fragen, die die Kriegführung und das Verpflegswesen berühren, sich gewisser Beschränkungen werden unterwerfen müssen. Von dieser Regierung konnte man eine rasche Befreiung der Presse aus den würgenden Händen der Censur umso bestimmter erwarten, als die Parteien der heutigen Regierung die frühere wegen der Maltraitirung der Presse bei jeder Gelegenheit auf das schonungsloseste angriffen. Die Regierung aber that nichts, was einer wohlthätigen Handreichung an die gepeinigte Presse irgend ähnlich sah und die feierlich versprochene Verordnung Vázsonyi's wollte auch nicht aus dem Dunkel ihres mysteriösen Aufenthaltes heraustreten. Inzwischen aber arbeitet die Censur mit Volldampf, emsiger und umfassender, als während der als reaktionär verschrienen früheren Regierung. Die Blätter erscheinen immer häufiger mit den weißen Censurflecken, die vertraulichen Verwarnungen fliegen schwarmweise in die Redaktionen, und Angelegenheiten von brennender Aktualität werden überhaupt der journalistischen Diskussion entzogen. So wurde es uns eindringlich ans Herz gelegt, an die czechische Frage oder an die Amnestie nur mit der größten Zurückhaltung und ängstlicher Behutsamkeit zu rühren. Im Angesichte dieser Erscheinungen ist unsere Frage gewiß berechtigt, inwieweit sich die Lage der Presse während der neuen Aera verbessert habe? Aber wir wollen diese Frage gar nicht stellen, weil sie durch die Gewißheit gegenstandslos geworden ist, daß die Presse während der neuen Regierung viel übler daran ist als zur Zeit des Tißa'schen Regimes. Tißa besaß unter Anderem auch die große Tugend der Objektivität, die ihn davon abhielt, einen Unterschied zwischen Zeitung und Zeitung zu machen, mochte ein Blatt welcher Partei immer angehören. Bei den Informationskonferenzen Tißa's mit den Zeitungsleitern war jedes Blatt ohne Rücksicht auf seine Parteistellung vertreten, was man von den Konferenzen der neuen Regierung keineswegs sagen kann, die blos einzelne, ihr gefallende oder gefällige Blätter zu diesen Informationszusammenkünften ladet und damit die fragwürdige Institution der Leibpresse ins Leben rufen zu wollen scheint. Wir wollen uns übrigens über diese Angelegenheit bei diesem Anlaß nicht ausführlicher verbreiten und beschränken uns blos auf die Feststellung von thatsächlichen Erscheinungen in dem Behandlungsmodus, den die heutige Regierung der Presse gegenüber für angemessen erachtet. Die Stellungnahme zu der pressefeindlichen Haltung der neuen Regierung ist Aufgabe der journalistischen Vereinigungen, die in dieser Sache bald ihre Stimme vernehmen lassen dürften.

Die Zeit
8./VII. 1917

Die Bücher werden teurer.

Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler in Wien hielt unter dem Vorsitz des Kommerzialrats Wilhelm Müller gestern seine diesjährige Hauptversammlung ab. Viele Redner wiesen darauf hin, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Sortimenter, die bisher die einzigen Geschäftsleute seien, die ihre Preise nicht erhöht haben, unmöglich mehr bestehen könnten. Infolgedessen wurde folgender Beschluß einstimmig gefaßt: „Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler beschließt, mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Lebensverhältnisse und die enorme Erhöhung der Regiespesen, daß die Buchhändler bei allen Artikeln des Buchhandels ab 15. d. bis auf weiteres einen fünfprozentigen Teuerungszuschlag einheben müssen.

Neues Wiener Tagblatt Abendblatt
10./VII. 1917
N 10/8

Besuch der türkischen Presse-vereinigung in Wien.

Konstantinopel, 9. Juli. Mitglieder des Vorstandes der jüngst gegründeten ottomanischen Presse-vereinigung werden morgen mit dem Balkanzug abreisen, um sich auf Einladung der deutschen Presse-vereinigungen nach **Berlin** zum Besuche ihrer Berufsgenossen zu begeben. Sie dürften dortselbst bis zum 25. Juli bleiben. Auf der Rückreise werden sie sich drei Tage als Gäste der Wiener Presse-vereinigungen in **Wien aufhalten**. Die Journalisten sind auch von der Leitung der bulgarischen Presse eingeladen worden, einige Tage in **Bulgarien** zu verbringen.

Der Präsident der Pressevereinigung, Mahmoud **Sadik**, Chefredakteur des Blattes „Servetifunum", und der Säckelwart der Vereinigung, **Muhiddin**, Chefredakteur des „Tanin", wurden heute vom Großwesir und dem vom Minister des Aeußern empfangen.

Neue Freie Presse

12. VIII. 1917

9

[Ein Lexikon des Weltkrieges.] Das Kriegsarchiv bereitet ein alphabetisch geordnetes Nachschlagewerk vor, in dem keineswegs nur die militärischen Ereignisse aufzufinden sein werden. Nach dem Muster großer lexikographischer Werke werden unter naheliegenden Kennworten in dem Lexikon behandelt werden: die diplomatische Vorgeschichte des Krieges, die militärische Organisation und Ausrüstung der kriegführenden Staaten und der neutralen Länder, die Errungenschaften der Technik im Kriege (Munitionserzeugung, Waffentechnik, Bautechnik, Flugtechnik usw.), die Kriegswirtschaft aller kriegführenden Staaten, der neutralen Länder und des Hinterlandes, Verpflegung, Verkehrswesen, Währung, Bankwesen, Verordnungen, ökonomische Verhältnisse, Spitalwesen, Gefangenen- und Interniertenlager, Flüchtlingsversorgung, Wohltätigkeit, die Entwicklung der Wissenschaft im Kriege, Kultur und Unkultur des Krieges. Mehrere hundert Mitarbeiter, bedeutende Fachleute des In- und Auslandes, darunter hervorragende Persönlichkeiten der neutralen Länder, werden an dem Lexikon unter Führung einer Redaktion mitarbeiten, an deren Spitze der Direktor des k. u. k. Kriegsarchivs GM. Ritter v. Hoen und der Vorstand der Schriftenabteilung Oberst Alois Veltzé stehen, denen für die interne Schriftleitung eine Reihe von literarischen Kräften beigegeben ist. Das Armeeoberkommando nimmt an den Arbeiten des Lexikons das lebhafteste Interesse, das eine besondere Förderung durch den Chef des Generalstabes G. d. J. Artur Freiherrn Arz v. Straußenburg erfährt, mit dessen Genehmigung das Werk geschaffen wird. Die Schriftleitung des Lexikons des Weltkrieges befindet sich Wien, 7. Bezirk, Stiftgasse 2, Oberst Alois Veltze, wohin alle das Lexikon betreffenden Zuschriften zu richten sind.

Neues Wiener Tagblatt Abend 10
17./VII. 1917

(Ein Paul Wilhelm-Abend.) Am 13. d. fand im kleinen Konzerthaussaal ein Paul Wilhelm-Abend statt, der sehr interessant und würdig verlief. Das Reinerträgnis fließt dem Fonds für die „Paul Wilhelm-Brücke" in Johannisbach zu, über die wir bereits berichtet haben. Trotz der sommerlichen Temperatur wies der Saal sehr zahlreichen Besuch auf. Es war ein Wagnis, das vollkommen glückte und von der Beliebtheit des Dichters Zeugnis ablegte. Herr Emmerich v. Boyer, der den Abend veranstaltete, hielt eine zündende Einleitungsrede. Hierauf sprach Herr Marius Faber, Universitätslektor und Direktor des Stadttheaters in Czernowitz, einiges aus der Gedichtesammlung Wilhelms „Dämmerungen". Erhebend und eindrucksvoll war der Vortrag von Wilhelms Hymne, die überraschend viel Anklänge an die Weltfriedensidee enthält. Herr Ranzenhofer überraschte durch den formvollendeten Vortrag zartester Lyrik, die man dem sonst so wuchtvollen Vertreter von Anzengruber- und Schönherr-Rollen gar nicht zugetraut hätte. Kammersänger Kraemer trug mit warmer Empfindung einige Lieder des Dichters vor, die von Josef Reiter vertont worden sind. Fräulein Martha Land sang mit großer Bravour die Arie aus der „Cavalleria" und mit schönem Empfinden das Lied Mignons. Herr Walter Lenk erfreute durch einige Cellonummern; diese wurden von Karl Lafite ebenso wie die Vorträge des Herrn Kraemer und des Fräuleins Land am Klavier meisterhaft begleitet. Zum Schluß las Herr Artur Ranzenhofer noch einen Akt aus Paul Wilhelms „Marterſteig" mit tiefem Verständnis. Es war ein sehr gelungener Abend, und es dürfte eine ansehnliche Summe dem schönen Zweck zugeführt werden können.

Neues Wiener Tagblatt
18. VIII. 1917

* (Preiserhöhung der Bücher.) Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler in Wien hielt unter dem Vorsitz des Herrn Kommerzialrates Wilhelm Müller am 7. d. im Saale der Nieder-österreichischen Handels- und Gewerbekammer seine diesjährige Hauptversammlung ab. Viele Redner wiesen darauf hin, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Sortimenter, die bisher die einzigen Geschäftsleute seien, welche ihre Preise nicht erhöht haben, unmöglich mehr bestehen könnten. Infolgedessen wurde folgender Beschluß einstimmig gefaßt: „Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler beschließt mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Lebensverhältnisse und die enorme Erhöhung der Regiespesen, daß die Buchhändler bei allen Artikeln des Buchhandels ab 15. d. bis auf weiteres einen 5prozentigen Teuerungszuschlag einheben müssen."

Agricole Rundschau

13

22./VII. 1917

Ein Handbuch der deutschen Presse.

Das Kriegspresseamt hat vor einiger Zeit den Versuch unternommen, einen Almanach der gesamten deutschen Tageszeitungen zusammenzustellen, ein Unternehmen, das ohne Frage einem längst gefühlten Bedürfnis entgegenkommt. Wohl jede größere Berufsgemeinschaft des öffentlichen Lebens besitzt längst ihre genauen statistischen Nachschlagebücher über den gesamten Umkreis ihrer einzelnen Betriebszweige, nur die Großmacht Presse war in dieser Beziehung noch arg im Rückstande. Woran lag das? Das Zeitungswesen befindet sich ja zunächst in den Händen des kaufmännischen Unternehmertums, die Verleger sind durchaus nicht in allen Fällen nur Zeitungsfachleute, sondern namentlich in kleineren Orten auch andern Aufgaben des Erwerbslebens zugewandt. Ueberhaupt besteht zwischen der kleinen und der großen Presse ein so gewaltiger Unterschied, daß sich das Gefühl einer allgemeinen Berufsgemeinschaft nur sehr schwer einstellen kann. Es gibt auch keinen einheitlichen Journalistenstand; in kleinen Orten wird die Schriftleitung vielfach von Leuten besorgt, die als Kaufleute, Buchhändler, mittlere Bürobeamte angesehen sein wollen. Und auch in der größeren Presse legen viele auf ihre Zugehörigkeit zur Zeitungszunft wenig Wert, betrachten sich als Schriftsteller, Gelehrte, freie Berichterstatter, die zu keinem besonderen Blatt in enger Beziehung stehen. Man hat daher oft mit Recht von der Anonymität der Presse gesprochen; die Oeffentlichkeit erfährt in den allerwenigsten Fällen, wessen geistige Arbeit sie vorgesetzt erhält. Der Inhalt einer einzigen Zeitungsnummer stammt oft aus hundert Federn, selbst die größeren Aufsätze sind vielfach mit keinem Namen gezeichnet.

Angesichts dieser Sachlage begreift man, auf welch ungeheure Schwierigkeiten der Versuch eines vollständigen Nachschlagewerkes über die Tagespresse stoßen muß. Dieser Aufgabe hat sich der Rittmeister im Kriegspresseamt, Oskar Michel, von Beruf selbst Tagesschriftsteller und Redakteur, mit dankenswerter Sorgfalt unterzogen. Als die Ziele des Handbuches werden folgende angegeben: es soll 1) ein schnelles, verständnisvolles Zusammenarbeiten zwischen den Behörden und der Presse erleichtern, 2) den Trägern des öffentlichen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens als Nachschlagewerk dienen, 3) eine gründlichere Kenntnis des Umfanges, der Art und Bedeutung des deutschen Zeitungswesens verbreiten helfen. Die Angaben stützen sich auf eigene Mitteilungen der Verlage; der Verein deutscher Zeitungsverleger, der Reichsverband der deutschen Presse und die zuständigen Behörden haben das Werk durch ihre Unterstützung gefördert. An allgemeinen Feststellungen dürfte interessieren, daß die Zahl der deutschen Tageszeitungen während des Krieges von etwa 3500 auf 2938 Blätter heruntergegangen ist, deren das Handbuch Erwähnung tut. Die Auflagenzahl der führenden bürgerlichen Zeitungen und der Lokalblätter mit Bekanntmachungen über Lebensmittelversorgung ist fast durchweg erheblich gestiegen. Das Buch berücksichtigt nicht nur die Zeitungen selbst, sondern auch die Korrespondenzen vom Wolffschen Büro bis zu den kleinen Fachunternehmungen, stellt die Gesetze über Presserecht und Verlagsrecht zusammen und gibt ein Verzeichnis der deutschen Schriftleiter. Dieses Verzeichnis würde nun ganz besonders wertvoll sein, wenn es wirklich alle Redakteure im Hauptberuf namhaft machte, denn die Zeitungsleser haben sicherlich oft das Bedürfnis, die Namen derer zu erfahren, die ihr Leibblatt machen. Leider ist aber das Personalverzeichnis der Schriftleitungen durchaus unvollständig, weil die Verleger meist nur die Namen der für die einzelnen Rubriken verantwortlich zeichnenden Redakteure angegeben haben. Ein weiterer Mißstand ist der, daß viele Verlage, offenbar aus geschäftlichen Gründen, sich nicht entschließen konnten, die Höhe ihrer Auflagenzahl anzugeben. Es bleibt zu hoffen, daß diese Mängel in einer nächsten Ausgabe des Werkes beseitigt werden. Insgesamt betrachtet, bleibt das Unternehmen aber höchst verdienstlich, denn es entspricht einem wirklichen Zeitbedürfnis und dient Zwecken, deren Bedeutung die Oeffentlichkeit mehr und mehr zu erkennen beginnt.

Neue Freie Presse

31./VII. 1917

Einschränkung des Papierverbrauches der Zeitungen im August 1917.

Amtlich wird gemeldet: Angesichts der gesteigerten Schwierigkeiten bei der Erzeugung von Rotationsdruckpapier und der hiedurch hervorgerufenen Knappheit dieser Papiersorte hat sich die Notwendigkeit einer weitergehenden Einschränkung des Papierverbrauches der Zeitungen ergeben. Mit der morgen im Reichsgesetzblatte zur Verlautbarung gelangenden Kundmachung vom 28. Juli 1917 wurde daher auf Grund der Ministerialverordnung vom 12. März 1917, R. G. Bl. Nr. 105, angeordnet, daß das Ausmaß der Einschränkung im Papierverbrauche im Monat August bei einem monatlichen Lieferungsquantum bis zu 10 Waggons 27 Prozent dieses monatlich bis zu 20 Waggons 32 Prozent dieses Lieferungsquantums, bei einem Lieferungsquantum von über 20 Waggons 37 Prozent dieses Lieferungsquantums zu betragen hat. Ferner wurde das zulässige Ausmaß der bedruckten Fläche des Textteiles der Zeitungen für einen Zeitraum von vier Wochen, statt, wie bisher, für eine Woche bestimmt.

18

3./VIII. 1917

Türkische Journalisten in Wien.

Gestern abend traf eine Abordnung des Vereines der osmanischen Presse, welche ganz Deutschland bereist hatte, zu mehrtägigem Besuche in Wien ein. Die Gründung eines Vereines der osmanischen Presse datiert erst aus jüngster Zeit. In dem Vereine haben sich Berufsjournalisten zusammengeschlossen, um die Interessen ihres Standes zu wahren, kollegiale Beziehungen, die bisher fast ganz fehlten, herzustellen und um die moralische Unantastbarkeit der Presse zu sichern. Die sechs türkischen Chefredakteure, die den ersten Vorstand des Vereines bilden und als dessen Delegierte eine Fahrt durch Mitteleuropa angetreten haben, haben sich sämtlich auch politisch eifrig betätigt und an dem Aufbau der jetzigen Türkei nach Kräften mitgearbeitet.

Der Präsident des Vereines Mahmud Ssadik-Bei, Doyen der türkischen Presse, geboren 1865, wurde im Jahre 1884 mit fünf andern jungen Osmanen zum Studium der Landwirtschaft nach Deutschland geschickt. Er war dann der Lehrer des jetzigen zweiten Thronfolgers Prinzen Abd ul Medschid-Efendi, und da er für die liberale Gesinnung des Prinzen verantwortlich gemacht wurde, floh er im Jahre 1899 nach Jerusalem, wo er fünf Jahre als Generalsekretär der Provinzialverwaltung tätig war. Im Jahre 1892 wendete er sich der Journalistik zu und weilte in Ausübung seines Berufes längere Zeit in Wien. Er ist Leiter der Zeitschrift „Serwet i Funun" und hat sich auch als Schriftsteller einen Namen erworben.

Der Vizepräsident des Vereines der osmanischen Presse Junus Nadi-Bei ist Chefredakteur des „Tasfir-i-Efkiar". Seine Mitarbeit an Zeitungen brachte ihn in jüngeren Jahren in Konflikt mit der Zensur und führte seine Verurteilung zu drei Jahren Gefängnis herbei. Er ist Mitglied der Deputiertenkammer und als scharfer Polemiker gefürchtet.

Auch der Schatzmeister des Vereines Mehmed Muhieddin-Bei ist Mitglied der Deputiertenkammer. 1885 geboren, studierte er türkische Literatur und Philosophie, war dann Beamter der Hedschasbahn in deren Stambuler Generaldirektion. Im Herbst 1912 wurde er gleich andern führenden Jungtürken auf Befehl Kiamil-Paschas verhaftet und mußte einige Zeit im Gefängnis verbringen. Seit 1913 leitete er den „Tanin" als Chefredakteur.

Der Schriftführer des Vereines der osmanischen Presse Dr. Achmed Emin-Bei verdankt seine erste Bildung den deutschen Schulen in Saloniki und in Pera. Von der Türkei auf Vorschlag Amerikas nach den Vereinigten Staaten entsendet, studierte er in New-York Soziologie und Journalistik. Er war wiederholt in Deutschland und machte als Kriegsberichterstatter des „Tanin" den Weltkrieg an verschiedenen Fronten mit. Er ist auch Mitbegründer der Gesellschaft für Kinderschutz. Gegenwärtig leitet er die Stambuler Morgenzeitung „Sabah".

Abdullah Sühdi-Bei ist Chefredakteur der in französischer Sprache erscheinenden Abendzeitung „Le Soir". Unter dem alten Regime war auch er von der Regierung Abd ul Hamids verfolgt worden, und mußte einmal 14 Tage im Gefängnis verbringen. Sühdi-Bei ist auch als Verfasser von Romanen und Novellen bekannt; sehr geschätzt werden auch seine 1902 erschienene türkische Gramatik und seine Geschichte des Türkisch-griechischen Krieges (1897).

Aga-oglu Achmed-Bei, das sechste Vorstandsmitglied des Vereines, ist Chefredakteur des Abendblattes „Terschuman i Hakikat" und Mitglied der Deputiertenkammer. Er studierte in Petersburg und Paris und gründete 1909 die erste türkische Tageszeitung in Kaukasien, in welcher er insbesondere für die russischen Mohammedaner eintrat. 1912 schickte ihn das Kabinett Kiamil-Pascha mit den übrigen jungtürkischen Führern ins Gefängnis. Nach der Revolution im Jahre 1908 wurde er Unterrichtsinspektor und entfaltete als Mitglied des jungtürkischen Zentralkomitees und Mitarbeiter verschiedener Blätter eine rege Tätigkeit. Im Jahre 1915 weilte er einige Monate in Deutschland.

In Begleitung der türkischen Journalisten befindet sich Redakteur Dr. Steiner.

Die vier großen Journalistenvereinigungen in Wien, und zwar der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia", die Deutschösterreichische Schriftstellergenossenschaft, die Union der Korrespondenten der auswärtigen Presse und der Verband der auswärtigen Presse, haben ein Komitee gebildet, um den türkischen Gästen einen herzlichen Empfang in Wien zu bereiten. Zum Empfang der türkischen Journalisten hatten sich gestern abend auf dem Nordwestbahnhof die Vertreter der genannten Wiener journalistischen Vereinigungen eingefunden, in deren Namen der Präsident der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft Chefredakteur Puchstein die Gäste auf das herzlichste begrüßte.

Reichspost 5./VIII. 1917

Die türkischen Journalisten in Wien.

Den heutigen Vormittag benützten die Vertreter der türkischen Presse zu einem zwanglosen Gang durch die Stadt, den sie zu vielfachen Einkäufen in den Geschäften benützten. Mittags wurden sie in ihrem Absteigquartier von den Herren der Wiener Begleitung und dem Vertreter des Militärkommandos und des Kriegspressequartiers Dragoneroberleutnant Munk erwartet und ins Hotel Sacher geleitet, um an einem von der n.-ö. Handels- und Gewerbekammer gegebenen Mittagessen teilzunehmen. Dort hatten sich eingefunden: Der Leiter des Handelsministeriums Dr. Viktor Mataja, Botschaftsrat Blacque Bey von der türkischen Botschaft in Wien, erster Vizebürgermeister Hierhammer, Oberst Eisner-Bubna, vom Kriegspressequartier, Hofrat Dr. Ritter von Wiesner, Legationssekretär Baron Gautsch, Hofsekretär v. Praznovszky und Gesandtschaftsattachee von Velics vom Ministerium des Aeußern, Magistratsdirektor Dr. Nüchtern, Landesinspektor Heinl, die Vorstände und Leitungsmitglieder der Wiener journalistischen Vereinigungen u. a. m. Während des Mahles wurden mehrere Begrüßungsreden gehalten.

Nachmittags waren die türkischen Journalisten mit den Herren der Wiener Begleitung auf der türkischen Botschaft zum Tee geladen, woselbst Botschaftsrat Blacque Bey, die Botschaftssekretäre Chakir Djenal Bey, Tewfik Bey Davoud und Nourry Zia Bey und der Delegierte des „Roten Halbmondes" Dr. Hikmet Bey die Gäste erwarteten und begrüßten.

Das Abendfestmahl im Grand Hotel.

Beim Abendfestmahl im Grand Hotel begrüßte Redakteur Dr. Hermann Feigl in türkischer Sprache die Gäste aus dem Osmanischen Reiche. „In aufrichtiger brüderlicher Herzlichkeit heißen wir Sie willkommen als Vertreter jener großen Nation, die mit unserem Staate auf das Innigste verbündet ist und in raschem jugendlichen Aufstiege der Welt Beweise der ihr innewohnenden Kraft, ihres Heldenmutes und ihrer Begeisterung für den Fortschritt gegeben hat," sagt Redner. „Wir wissen wohl, welchen hervorragenden Anteil an der Entwicklung ihres Vaterlandes Sie, unsere verehrte Gäste und ihre Kollegen in der Türkei, haben und mit freudiger Genugtuung sehen wir den ungeahnten Aufschwung der Presse in der Türkei, fühlen wir den großen Einfluß, den diese ausübt und empfinden mit kollegialer Befriedigung die außerordentliche Wertschätzung, welche die Presse seitens der Regierung und Oeffentlichkeit genießt. Und wie im Kriege, im heldenhaften Kampfe die verbündeten Völker zusammenstehen, so haben wir Männer der Presse die hohe Pflicht, im Interesse beider Reiche unser Bestes einzusetzen für Pflege des Bündnisses, für die immer inniger sich gestaltende Freundschaft und die Wege zu ebnen, auf denen dann Kultur, Handel und Verkehr die Segnungen des Friedens bringen. Mein Glas gilt Ihnen, den Pionieren dieses Bündnisses, Sie leben hoch!"

Der Leiter des Pressedepartements des Ministeriums des Aeußern Hofrat Dr. Ritter von Wiesner führte aus: Die soeben zwischen Ihnen und ihren hiesigen Kollegen gewechselten Worte spiegeln trotz ihres offiziellen und repräsentativen Charakters die Gefühle herzlicher Sympathie wider, von denen sie gegenseitig getragen sind. Mit besonderer Befriedigung trete ich in dieses Milieu so glücklich angeknüpfter Wechselbeziehungen und überbringe Ihnen die Willkommgrüße der k. u. k. Regierung. Seine Exzellenz der Herr Minister des Aeußern hat mich besonders beauftragt, Ihnen bei diesem Anlasse seine Hochachtung für die Presse des Ottomanischen Reiches zu verdolmetschen und Ihnen gleichzeitig seine lebhafte Genugtuung darüber auszusprechen, daß Sie zu uns gekommen sind, um mit der Presse Oesterreichs und Ungarns in persönliche Beziehungen zu treten. Wir sind überzeugt, daß Ihre Anwesenheit in unserem Kreise dazu beitragen wird, die so enge und durch gemeinsam vergossenes Blut besiegelten Bande noch fester zu knüpfen, welche auf der Grundlage der Interessengemeinschaft unserer Staaten ruhen. Der Gedankenaustausch zwischen Ihnen und Ihren österreichischen und ungarischen Kollegen wird die gemeinsame Sache, von deren Gerechtigkeit wir durchdrungen sind und der wir alle unsere vollen Kräfte weihen, nur fördern. Ich denke, Sie erwarten von mir heute nicht große Worte, welche die Bedeutung der Presse im allgemeinen und speziell einer von den Gesetzen der Ehre und des Patriotismus geleiteten Presse würdigen. Ich kann mich darauf beschränken, mich auf die Taten der k. u. k. Regierung zu berufen, welche unausgesetzt den Beweis liefern, in welchem Maße die Regierung Oesterreich-Ungarns die Mitwirkung einer Presse zu würdigen weiß, die sich der Interessen des Vaterlandes und seiner Verbündeten bewußt ist. Heute ist die Presse zu einem individuellen Teile der Diplomatie geworden, welche sich ja nicht im Dunkeln des berufsmäßigen Geheimnisses verbirgt. Mitbeteiligt an der Schaffung der öffentlichen Meinung arbeitet die Presse daran, dem Willen der Völker Ausdruck zu verleihen, welche sie den feindlichen Regierungen und Nationen übermittelt. Während der langen Dauer des gegenwärtigen Krieges hat es die türkische Presse verstanden, diese historische Rolle glänzend zu lösen. Den Standpunkt ihres eigenen Vaterlandes verteidigend, hat sie auch Beweise einer stets gleichbleibenden Loyalität gegenüber den Verbündeten geliefert, ohne hiebei gegen die Feinde ungerecht zu sein.

Unter dem mächtigen Eindruck des Austausches der freundschaftlichen Gefühle zwischen den Vertretern der türkischen und österreichischen Presse und des k. u. k. Ministeriums des Aeußern sprach hierauf unter dem stetig gesteigerten Beifall aller Festgäste namens der türkischen Presse der Chefredakteur des „Tanin", der sich entschuldigte, noch französisch zu sprechen. Mit militärischer Schärfe, Genauigkeit des Ausdrucks und klarer Betonung der großen Gedanken der Verbrüderung zwischen den Wortführern der öffentlichen Meinung in der Monarchie und in der Türkei hielt darauf der Kommandant des k. u. k. Kriegspressequartier Oberst von Eisner-Bubna eine hinreißend schöne Rede, welche den lebhaftesten Beifall auslöste. Im herzlichen Zusammensein wurden bis nach 11 Uhr zwischen den Gästen aus dem ottomanischen Reich und den Wiener Wortführern unserer Presse eine Reihe von Fragen besprochen. Es zeigte sich, wie tief das Gefühl des politischen Bündnisses bereits eingedrungen ist in den Kreis der öffentlichen Meinung Oesterreichs und wie aufrichtig die Gefühle sind, mit denen das intellektuelle Wien die tür-

Türkische Presse in Wien begrüßt.

11

5./VIII. 1917. 21

Die türkischen Journalisten in Wien.

Nachmittags waren die türkischen Journalisten mit den Herren der Wiener Begleitung auf der türkischen Botschaft zum Tee geladen, wo Botschaftsrat Blacque-Bei, die Botschaftssekretäre Chakir Djenal-Bei, Tevfik-Bei, Davoud und Nourv Zia-Bei und der Delegierte des Roten Halbmondes Dr. Hikmet-Bei die Gäste erwarteten und begrüßten.

Das Abendfestmahl im Grand Hotel.

Abends waren die Delegierten der türkischen Presse als Gäste der Wiener journalistischen Vereinigungen ins Grand Hotel geladen. Außer den auch beim gemeinsamen Mittagmahl erschienen Personen nahmen an dem Mahle teil: Vizebürgermeister Hierhammer, vom Ministerium des Aeußern Hofrat Dr. v. Wiesner mit dem Hofsekretär v. Praznossky, Legationssekretär Dr. Freiherr v. Gautsch und Attachés v. Velics, Ministerialrat v. Breisky vom Ministerratspräsidium, Botschaftsrat Blacque-Bei mit dem Gesandtschaftssekretär Zia-Bei, Oberst Eisner-Bubna, Hauptmann Oppenheimer und Oberleutnant Munk vom Kriegspressequartier und Vertreter der Wiener Journalistik.

Vizepräsident Münz des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia" begrüßte während des Mahles im Namen der „Concordia", der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft, des Verbandes der auswärtigen Presse und der Union der auswärtigen Korrespondenten die Erschienenen, insbesondere Vizebürgermeister Hierhammer, die Vertreter des Auswärtigen Amtes und des Kriegspressequartiers und führte dann aus: Mit großer Freude haben wir die Nachricht erhalten, daß uns die hervorragenden Vertreter der türkischen Presse besuchen werden. Wir wissen, welchen Anteil Ihre Arbeit an dem aufstrebenden türkischen Reich genommen, daß Sie Werkmeister waren bei dem Neuaufbau Ihres Vaterlandes, wir wissen auch, welch großen Einfluß Sie in den leitenden Kreisen Ihres Vaterlandes und in der Oeffentlichkeit genießen. Wir wissen, daß Sie in schweren Zeiten mit Einsatz Ihres Lebens Ihren Pflichten nachgekommen sind. Das Osmanische und österreichisch-ungarische Reich haben in der Kriegszeit eine Vernunftehe geschlossen, unser gemeinsames Interesse ist es, daß eine Herzensehe eine Liebesehe daraus werde. Wir haben die hohe Pflicht, solche Wege zu wandeln, daß durch die Kultur, durch Handel und Verkehr all das gutgemacht wird, was die schwere Zeit des Krieges verbrochen hat. Wir wünschen, daß an allen Hoffnungen, allen Wünschen, die wir für unser Vaterland an den Ausgang des Krieges knüpfen, auch das türkische Reich in gleichem Maße beteiligt sei.

Der Redner schloß mit einem stürmisch aufgenommenen Trinkspruch auf das Wohl und Gedeihen des türkischen Reiches und der türkischen Presse und

[illegible] türkischen Kollegen.

[illegible] gangenheit als ein großes, dunkel entrücktes Leben, das klingt nur noch den Fachleuten und Forschern interessiert. Niemand aber hat sie auch die Abwandlung des Richters bestimmt — der Ritter-Hinter hat schon auf Erden seinen Lohn gefunden. Das ist recht schön und erfreulich. Dennoch möchte man sich nicht beschränken für das Fernsein des Ritterlichen erklären; was in den einen Fall zum Guten war, wird oft später zum Schlechten. Was Leben tatsächlich nun einmal anderes als die Schule. Wer hier fehlt bleibt, kann dort vorwärts kommen, wer hier nichts lernt, dort noch ein Gelehrter werden, wer hier mit Ehren besteht, dort ein Held erstehen, und was so wundern Tüchtigkeit ist — hier wie dort ist es ein großer Tugend gewesen, die Fähigkeiten und Tüchtigkeiten, den Tugenden und Gaben, den Eigenschaften und Fertigkeiten, den Tapferkeiten und Gebenden, den Trostspendenden und Helfenden, den Ritterwürdigen und Seelentretern gutthätiger als den Uebermüthigen und Stolzen und Tudmütigen, den Tummlichen und Verlogen Lächelnden, wo er eine Gemmet Tiefsicht, als Sie leicht kann da ein Blick, wo er blos Haut, gleich vorhanden. Sie Mittel des Mittelmäßes für den Studien und Tudmütigen, den Tummlichen und Verlogen Lächelnden, wo er eine Gemmet Tiefsicht, als

dividuellen Teil der Diplomatie geworden, welche sich ja nicht im Dunkeln des berufsmäßigen Geheimnisses verbirgt. Mitbeteiligt an der Schaffung der öffentlichen Meinung, arbeitet die Presse daran, dem Willen der Völker Ausdruck zu verleihen, welche sie den feindlichen Regierungen und Nationen übermittelt. Während der langen Dauer des gegenwärtigen Krieges hat es die türkische Presse verstanden, diese historische Rolle glänzend zu lösen. Den Standpunkt ihres eigenen Vaterlandes verteidigend, hat sie auch Beweise einer stets gleichbleibenden Loyalität gegenüber den Verbündeten geliefert, ohne hiebei gegen die Feinde ungerecht zu sein. Nicht ohne einen gewissen Stolz kann ich feststellen, daß die österreichische und ungarische Presse ihrerseits stets den gleichen Weg gegangen ist. So scheint mir denn das Zusammenwirken auf beiden Seiten ein durchaus vollkommenes und einheitliches zu sein. Ueberzeugt, daß Ihr Aufenthalt in unsrer Mitte Ihnen bewiesen haben wird, in welch hohem Maße wir die Waffentaten Ihrer tapferen Armee bewundern und daß die gemeinsamen Interessen unsrer beiden Vaterländer auch in unsern Händen gut geborgen sind, trinke ich auf das Wohl der verbündeten ottomanischen Presse und ihrer hervorragenden Vertreter.

Redakteur Dr. Hermann Feigl begrüßte in türkischer Sprache die Gäste aus dem osmanischen Reiche mit folgenden Worten:

Sehr geehrte Kollegen! Wir sind glücklich, Sie bei uns begrüßen zu können. In aufrichtiger brüderlicher Herzlichkeit heißen wir sie willkommen als Vertreter jener großen Nation, die mit unserm Staate auf das innigste verbündet ist und in raschem, jugendlichem Aufstiege der Welt Beweise der ihr innewohnenden Kraft, ihres Heldenmutes und ihrer Begeisterung für den Fortschritt gegeben hat. Wir wissen wohl, welchen hervorragenden Anteil an der Entwicklung ihres Vaterlandes Sie, unsre verehrten Gäste, und ihre Kollegen in der Türkei haben, und mit freudiger Genugtuung sehen wir den ungeahnten Aufschwung der Presse in der Türkei, fühlen wir den großen Einfluß, den diese ausübt, und empfinden mit kollegialer Befriedigung die außerordentliche Wertschätzung, welche die Presse seitens der Regierung und Oeffentlichkeit genießt. Und wie im Kriege, im heldenhaften Kampfe die verbündeten Völker zusammenstehen, so haben wir Männer der Presse die hohe Pflicht, im Interesse beider Reiche unser Bestes einzusetzen für Pflege des Bündnisses, für die immer inniger sich gestaltende Freundschaft und die Wege zu ebnen, auf denen dann Kultur, Handel und Verkehr die Segnungen des Friedens bringen. Mein Glas gilt Ihnen, den Pionieren dieses Bündnisses, Sie leben hoch!

Oberst Eisner-Bubna führte aus, daß der osmanischen Presse besonderer Dank dafür gebühre, daß sie die Soldaten an der Front zu ihren heldenhaften, unvergleichlichen Taten begeistert, aber auch die Bevölkerung im Hinterlande zum unentwegten Ausharren bis zu einem glücklichen, siegreichen Ende mit Erfolg aufgefordert habe. Er schloß mit einem Hoch auf die ottomanische Armee. (Lebhafte Zustimmung.)

Mehmed Muhieddin-Bei dankte für den herzlichen Empfang sowohl durch die Vertreter der Presse als auch durch die Vertreter der kaiserlichen Aemter und der Bevölkerung. Er zollte der österreichischen Presse vollstes Lob für ihre erfolgreiche Arbeit während des Krieges, dankte insbesondere dem Vertreter des Ministeriums des Aeußern für das außerordentliche Wohlwollen, das er den Vertretern der türkischen Presse zuteil werden ließ, dankte ferner den Vertretern des Kriegspressequartiers, gedachte mit stolzen Worten der außerordentlichen Heldentaten der österreichisch-ungarischen Armee und schloß mit einem Hoch auf die Presse und auf die Vertreter der Regierung und der Armee.

In animiertem Gedankenaustausch blieben die Herren hierauf noch einige Zeit beisammen.

Neue Freie Presse

5./VIII. 1917

Wirtschaftlicher Zusammenschluß der österreichischen Tageszeitungen.

Die in den meisten Industrien infolge der langen Dauer des Krieges immer mehr sich fühlbar machenden Schwierigkeiten in der Rohstoffbeschaffung, die leichter zu ertragen, vielfach die Gründung von Kriegsverbänden ins Werk gesetzt wurde, haben auch die Zeitungsindustrie veranlaßt, zur Schaffung einer Gemeinwirtschaft zu schreiten. Nach längeren Verhandlungen ist es gelungen, zwei Organisationen zu schaffen, deren Hauptzweck es ist, die wirtschaftlichen Interessen der Zeitungen zu wahren und zu vertreten. Es sind dies die Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen, deren Gründung am 15. April d. J. beschlossen und deren Konstituierung am 12. Juni d. J. vorgenommen wurde, und die Einkaufszentrale der österreichischen Tageszeitungen, deren Konstituierung am 8. d. erfolgen soll. Die Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen hat schon wiederholt während der kurzen Dauer ihres Bestandes Gelegenheit gehabt, die Interessen der österreichischen Presse in wirtschaftlichen Angelegenheiten erfolgreich zu vertreten, und diese gemeinwirtschaftliche Arbeit wird nach Schaffung der materiellen Grundlage durch die Gründung der Einkaufszentrale in noch höherem Maße einsetzen können. Die Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen, der fast sämtliche Tageszeitungen Oesterreichs angehören, hat die ehrenamtlichen Funktionen an folgende Herren verteilt: Vorsitzender: Chefredakteur Hans Bösbauer („Neue Zeitung"); Vorsitzenderstellvertreter: Friedrich Fliegel („Neue Freie Presse"); Schriftführer: Hans Prosel („Zeit"); Schriftführerstellvertreter: Gemeinderat Georg Emmerling („Arbeiterzeitung"); Schatzmeister: kaiserlicher Rat August Kirsch („Neuigkeits-Weltblatt"); Schatzmeisterstellvertreter: Generalsekretär Dr. Leopold Winkler („Elbemühl"); Beiräte: Kommerzialrat Julius Singer („Steyrermühl"), Chefredakteur Dr. Oskar Reichenauer („Tagespost", Graz), Reichsratsabgeordneter Anton Nemec („Pravo Lidu"), Chefredakteur Doktor v. Görner („Tagespost", Linz), Dr. Siegmund Blau („Bohemia") und Direktor Franz Bernecker („Reichspost"); Revisoren: Direktor Gustav Winternitz („Kronenzeitung"), Heinrich Kutschera („Zeit") und Artur Fuchs („Abend"); Schiedsrichter: Ignaz Grünberg („Oesterreichische Volkszeitung"), Adolf Deutsch („Neues Wiener Journal"), Hugo Regnis („Neues Wiener Tagblatt"), Alois v. Cesany („Narodni Politika") und Marian Dabrowsky („Illustrierter Kurjer Codzienny"). Zum Generalsekretär der Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen wurde ehrenamtlich Redakteur Viktor Perl bestellt. Die Besorgung der Kanzleigeschäfte wurde dem Sekretär Harry Müller übertragen. Die Bureaux der Vereinigung befinden sich in Wien, 1. Bezirk, Rotenturmstraße Nr. 12.

Kölnische Zeitung

5./VIII. 1917

Ein Petöfi des Weltkriegs.

Das tragische Schicksal eines ungarischen Dichters, dessen Laufbahn und Wirken vielfach an Alexander Petöfi gemahnen, hat sich in einem Kriegsgefangenenlager in Ostsibirien erfüllt. Géza Gyóni [sprich Djohni] ist am 25. Juni d. J., gerade an dem Tage, da er sein 33. Lebensjahr vollendet hatte, geistig umnachtet in Krasnojarsk gestorben. Gyónis Namen hat der Ruhm des Weltkriegs auf seine Schwingen genommen. Er war wohl schon vor Kriegsausbruch literarisch tätig, doch nur in einem engen Kreise bekannt und mußte sein Leben kärglich und kümmerlich fristen. Während der Belagerung der Festung Przemysl erstrahlte sein Dichterruhm plötzlich wie ein Meteor. In der von den Russen umschlossenen Festung begeisterte er mit seinen von heißem Patriotismus und echtem Menschheitsgefühl durchglühten Liedern die großenteils aus ungarischen Truppen bestehende Besatzung. Zwölfmal erschien dort in je tausend Exemplaren sein Gedichtband „Auf polnischen Fluren, am Lagerfeuer" und Gyóni, der als einfacher Pionier in der Festung diente, wandte das Reineinkommen Kriegsfürsorgezwecken zu. Mittels Fliegerpost gelang es, einen Band aus der Festung nach Ungarn zu bringen, wo eine Neuauflage reißenden Absatz fand und den Dichter mit einem Schlage unter die ersten der Kriegssänger emporhob. In deutscher Nachdichtung von S. Mehring, H. Horvát u. a. sind diese Verse 1915 bei C. C. Meinhold in Dresden erschienen. Nach dem Falle der ausgehungerten Festung wurde Gyóni von Gefangenenlager zu Gefangenenlager geschleppt; trotz all der Mühsale verstummte aber seine Leier nicht und einer Roten-Kreuz-Schwester ist es gelungen, eine Reihe seiner in Kriegsgefangenschaft geschriebenen Gedichte nach Budapest zu bringen, wo sie unter dem Titel „Der Weg auf Golgatha" herausgegeben wurden. Zahlreiche Verse Gyónis wurden vertont und werden nun in ganz Ungarn gesungen.

Gleich Petöfi, dem Sänger des ungarischen Freiheitskampfes, war auch Gyóni der Sprößling eines ursprünglich slawischen Geschlechts, das aber, im ungarischen Tiefland lebend, im Laufe der Zeit vollkommen im Madjarentum aufging. Jener der Sohn eines Dorfmetzgers und Schenkwirtes Namens Petrowitsch, dieser das Kind des lutherischen Pastors Michael Achim, der in der Gemeinde Gyón im Pester Komitat sein Amt als Seelenhirt versah. Im zarten Knabenalter schon mußte er die Ungnade des Schicksals verspüren: Seine Mutter, eine ohnehin zur Schwermut neigende Natur, verfiel ob des Verlustes ihres Jüngsten in Trübsinn. Auf die empfindsame Seele des Knaben machte das Unglück seiner Mutter tiefen Eindruck. Herangewachsen, wollte er sich der theologischen Laufbahn widmen, hörte auch einige Semester, mußte aber dann diesen Plan aufgeben, da er wegen eines amerikanischen Duells einen Selbstmord versuchte. Die Kugel, die er sich ins Herz jagen wollte, ging fehl, er konnte wieder geheilt werden, aber an der Theologischen Akademie gab es natürlich kein Verbleiben mehr. Nun wurde er Schreiber an der Seite eines Dorfnotars, dann eines Stuhlrichters, doch sein unsteter, hochstrebender Geist fand keine Befriedigung an dieser trockenen Arbeit. Inzwischen waren zahlreiche seiner Verse in Tageszeitungen und Zeitschriften erschienen, die auch in einem Bändchen herausgegeben wurden. Er arbeitete nun an Provinzblättern als Journalist. Der Ausbruch des Kriegs fand ihn als Redakteur eines Szabadkaer Blattes; er meldete sich unverzüglich als Kriegsfreiwilliger und ging nach Przemysl ab.

In einem der ersten Gedichte, das er von dort in die Heimat schickte, beeilte er sich, seinen Streit auszutragen mit der „von gallischer Kultur berauschten" ungarischen Moderne, die ihn, den bodenständigen ungarischen Dichter, nicht als vollwertig anerkennen wollte. Mit bitterm Hohn ruft er seinen Widersachern zu:

Wo nur steckt ihr, Trödelmarktpropheten?
Seid ihr auf der Walstatt angetreten?
Ei, wo steckt ihr? — Anderm lauscht mein Ohr,
Eisenfäuste schlagen scharf ans Tor,
draus die Hölle braust zum Dämonsreigen.
Schweigt, ihr Knirpse, wo sich Helden zeigen!
Morscher Stamm, der Spechte Trommelnest
kann zersplittern schon bei mildem West, —
kern'ger Fichtenbaum, drauf Adler horsten,
ist noch kaum im wilden Sturm geborsten!
Ob ein Weltorkan durchbraus' das Land,
der Madjarenföhre Schaft hält stand.

Von ungeheurer Kraft, durchdrungen von Begeisterung für Wahrheit und Freiheit ist das Gedicht „Freiwilliger Gorki", das Gyóni schrieb, als er Kunde davon erhielt, Maxim Gorki sei freiwillig in des Zaren Armee eingetreten und kämpfe nun gegen ein freies Volk für zarische Knechtschaft. Am packendsten ist unzweifelhaft jenes seiner Gedichte, das mit den Worten beginnt: „Nur für eine Nacht sollen sie ins Feld". Wie er da mit den Zwietrachtsäern, Zungenhelden, Splitterrichtern, Wucherern und Schacherern ins Gericht geht, wie er sie mit Skorpionen züchtigt, klingt, als wenn man die strengsten und gerechtesten Propheten des Alten Testaments liest. Er selbst fühlt, daß in diesem Weltkrieg in seiner, wie in jedes Ungarn Brust Petöfis Seele lebt, nicht nur des Dichters, sondern des Freiheitskämpfers, der auf dem Schlachtfelde von Fehéregyháza von der Waffe der russischen Schergen den Tod gefunden hat. Bei Belgrad und bei Warschau und dem Fuße der Pyramiden

Und überall, wo gegen Schurkentücke
fürs Recht ein heldisch Werk geschah, —
im Feuerschwall, beim Blitz der Racheschwerter
war uns Petöfis Seele nah!

Petöfis Seele kämpft in unsern Reihn!
Und schickt das Los uns eine Räuberkugel —
gleichviel: die uns den Sieg verhieß:
Petöfis Seele grüßt uns von den Sternen —
sie harrt auf uns in Gottes Paradies.

In einem an die Polen gerichteten Gedicht singt er ein Hohes Lied auf das Bündnis zwischen den Deutschen und den aus dem Skythenlande eingewanderten Madjaren:

Sieh: Treue und Stärke
— erlösende Mächte —
sie heilen noch einmal die siechende Zeit —
siehst Du, Freund Pole,
Germanen und Skythen
halten den Schurken die Schlinge bereit!

Germanen und Skythen,
die können noch donnern
ein grimmiges Halt! das den Räuber stellt;
einen zwei Götter
die Fäuste zum Schlage,
krachen die Rippen der morschenden Welt.

Mit unendlicher Liebe hing der Dichter an seinem ältern, einzigen Bruder Michael, und grenzenlos war seine Freude, als er in der Festung Przemysl im dritten Monat der Belagerung unverhofft und unerwartet mit ihm zusammentraf. Er selbst schrieb über diese Begegnung an einen seiner Freunde: „Es umarmten sich inmitten der vor Freude gerührten Honvédoffiziere der Sohn des Mars und des Apollo, der Oberleutnant und der gemeine Soldat. Damals erfuhr ich, daß ich während der ganzen Zeit des Sturms auf Przemysl kaum eine halbe Stunde von meinem Bruder entfernt gewesen war." In einem andern Briefe frischte er die Erinnerung an diese Begegnung wieder auf und schrieb: „Freund! Die Helden blutiger Schlachten, die Honvédoffiziere, fielen mir um den Hals und küßten mich ab und baten den Adjutanten, der Herr General möge mich zu ihnen versetzen, denn einen solchen Menschen brauchten sie. Der Adjutant aber war — mein Bruder und ein ganzer Mann, deshalb sagte er: Jeder erfülle seine Pflicht dort, wo man ihn hingestellt hat. Und ich umarmte ihn für dieses goldene Wort, das aus seinem goldenen Herzen hervorbrach." Auch in der Gefangenschaft war Gyóni, der noch in der Festung Przemysl zum Fähnrich befördert worden war, mit seinem Bruder beisammen. Alle Leiden, alles Weh vermochte er zu ertragen, weil er seinen Bruder neben sich wußte. Anfang Juni d. J. fiel aber der Bruder einer schweren Krankheit zum Opfer, und dieser Schmerz war für des Dichters feinfühlige Seele zu groß: unter seiner Last brach er zusammen. Wie aus einem in Budapest eingetroffenen Telegramm des Kommandanten des Gefangenenlagers hervorgeht, trübte sich einige Tage nach seines Bruders Tod Géza Gyónis Geist; und kurz darauf trat auch die körperliche Auflösung ein. Vielleicht werden seine Kameraden einst, wenn sie von den Ufern des Jenissei wieder zur Donau zurückkehren dürfen, auch noch einen dichterischen Nachlaß dieses ungarischen Barden des Weltkriegs mitbringen können.

Pester Lloyd

7./VIII. 1917

(Millionenkäufe von Zeitungspapier in Schweden.) Aus Stockholm wird gemeldet: Der Verweser des russischen Handelsministeriums, W. A. Stepanow, hat in einem dringenden Schreiben an das Finanzministerium auf die zunehmende Papiernot im Zeitungswesen hingewiesen. In dem Bericht wird bemerkt, daß in der jetzigen kritischen Zeit ein Nichterscheinen der Tagesblätter von den schwerwiegendsten politischen Folgen begleitet sein würde; da die russischen und finnländischen Papierfabriken nicht mehr in der Lage sind, den ständig steigenden Bedarf der Presse zu befriedigen, so beabsichtigt das Ministerium für Handel und Industrie, 720.000 Pud (rund 12 Millionen Kilogramm) Zeitungspapier bei schwedischen Fabriken zu bestellen und bittet das Finanzministerium, zu diesem Zwecke schwedische Valuta in Höhe von acht Millionen Kronen zur Verfügung zu stellen.

Neues Pester Journal

10./VIII. 1917

25

* **Max Nordau.** Der deutsche Schriftsteller, der diesen Namen führt, hat neuestens mit einer Schrift, die gegen Deutschland gerichtet ist, peinliches Aufsehen erregt. Der Artikel erschien im „Journal du Peuple" und ist die Antwort auf eine Art Rundfrage, die an verschiedene Persönlichkeiten gestellt wurde über das Thema: „Ist in Deutschland eine Revolution möglich?" Die Antworten wurden gesammelt und in einem Buch veröffentlicht, welches die Pariser Schriftsteller Marius Ary und Leblond herausgegeben haben. Die Antwort Nordau's beginnt mit zahlreichen Bücklingen vor der „Größe und Hoheit der französischen Nation" und einem Schwall von widerwärtigen Schmeicheleien an das „ewig lebende Frankreich" und setzt sich in mesquinen Ausfällen gegen die Deutschen fort, die er dahin beurtheilt, daß sie „wohl um des Brotes willen Skandal, aber niemals eine Revolution machen können". Denn die Deutschen liebten die Sklaverei und seien sogar darauf stolz. Die „wahnsinnige Phrase", daß den Deutschen der Krieg aufgezwungen wurde, sei eine Lüge, und auch die Behauptung, daß Deutschland einen Vertheidigungskrieg führt, sei ebenfalls eine „fürchterliche Lüge", die die Regierung erfunden hat. Ueberdies sei die Seele der Deutschen durch den ganzen Apparat der Regierung und durch die Literatur verdorben, das ganze Volk zu Unmenschen gemacht und demoralisirt worden. In dieser Art geifert der alte, in Madrid lebende deutsche Emigrant aus Frankreich, den die „großherzige und erhabene Nation" beim Ausbruch des Krieges als einen "Austroboche" in Gefangenenlagern gepeinigt, gedemüthigt und dann im Viehwagen über die Grenze geschafft hat. Ueber diese Haltung Nordau's muß man sich übrigens nicht verwundern. Schon in der ersten Periode des Krieges hat er in einem „Sparta und Athen" betitelten Werke verrathen, welche Gefühle er, in den Falten seines Herzens verborgen, gehegt hat für jenes Deutschland, in dessen Büchern und Zeitungen er Alles erreichen konnte, wofür er jenem Lande dankbar zu sein hätte, das er jetzt mit den giftigen Absonderungsprodukten seiner ergiebigen Speicheldrüsen überschüttet. Man müßte über diesen Grad von Perfidie entrüstet sein, wenn man nicht wüßte, daß die Eitelkeit und der an Frankreich geknüpfte Egoismus Nordau's groß genug sind, um diesen bösen Greis einer Verunglimpfung seines geistigen Vaterlandes fähig machen zu können.

Arbeiterzeitung

11./VIII. 1917

26

*** Hinterlandsbegeisterung.** „... Sklaven der Entente ... gewagteste Gaunerkunststückchen Lloyd-Georges ... der vorher beschworne Durchbruch ... bestialische Menschenschlächtertaktik der Großfürstenzeit erhob wieder ihr bluttriefendes Haupt ... schöne Gedanke Albions mit rücksichtslosem Vergießen von Muschikblut Erfolge zu erzielen verstand ... Brussilow-Taktik, in den Massentod zu schicken ... da schwüren London, Paris, Rom, Washington unbedingten Beginn des Endsieges ... fegt mit eisernem Besen das gesamte Aufgebot der nachzaristischen Tyrannis vor sich her ... Muschikmassen, denen man den Schädel mit Freiheitsphrasen betäuben wollte ... vierzehn Tage lang ließen sich Analphabetenregimenter zu Abertausenden niedermähen ..." So übergießt nun schon im dritten Jahre ein sich als militärischer Fachmann gebärdender Hinterlandsschreiber Tag für Tag im „Neuen Wiener Tagblatt" die militärische Lage mit einer dampfenden Phrasenbrühe. Zugegeben, daß den Spießer, der dergleichen zum erstenmal zum Morgenimbiß einschlürft, ein gruseliges Wohlbehagen ob der grenzenlosen Dummheit und Niedertracht unserer sämtlichen Gegner überrieselt. Auch zugegeben, daß ihm dieselbe Nahrung am zweiten Tage, und von mir aus selbst in der zweiten Woche, noch immer angenehm den Gaumen kitzelt. Aber ich frage: Wie kann ein Mensch mit fünf Sinnen das auf die Dauer aushalten? Doch nein, ich unterdrücke diese Frage. Denn schon überkommt mich mit grausamer, zum Greifen deutlicher Schärfe das hoffnungslose Bild des Lesers solcher Zeitungen, schon sehe und höre ich ihn befriedigt schnaufend das „Neue Wiener Tagblatt" neben die geleerte Frühstücksschale niederlegen: „Sakrament, heut hat er's ihnen aber wieder 'geben, den Allüürten, der ölendigen Bagasch, ölendigen! ..."

Neue Freie Presse

Abend 11./VIII. 1917

27

Der wirtschaftliche Zusammenschluß der österreichischen Tageszeitungen.

Am 8. d. fand in den Räumen der Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen die Konstituierung der Einkaufszentrale der österreichischen Tageszeitungen statt. Mit Stimmeneinhelligkeit wurden zu Funktionären der Einkaufszentrale gewählt: Obmann: Chefredakteur Hans Bösbauer („Neue Zeitung"), Obmannstellvertreter: Adolf Reißer („Neue Freie Presse"), Schriftführer: Hans Prosl („Die Zeit"), Schatzmeister: Gemeinderat Georg Emmerling („Arbeiter-Zeitung"), Vorstandsmitglieder: Max Szamatolski („Neues Wiener Journal"), Reichsratsabgeordneter Anton Nemec („Pravo Lidu"), Emil Schiffmann und R. Freiherr v. Baltaglia („Gazeta Wieczorna", Lemberg); in den Aufsichtsrat: Präsident: Chefredakteur Dr. Oskar Reichenauer („Tagespost", Graz), Vizepräsident: kaiserlicher Rat August Kirsch („Neuigkeits-Weltblatt"), Chefredakteur Dr. Siegmund Blau („Bohemia"), Chefredakteur Dr. Karl v. Görner („Tagespost", Linz), Schriftsteller Karl Junker („Oesterreichische Rundschau"), Direktor Gustav Winternitz („Ill. Kronenzeitung"), Generalsekretär Dr. Leopold Winkler („Elbemühl") und Dr. Viktor Graetz („Steyrermühl"). Die Bureaus der Einkaufszentrale der österreichischen Tageszeitungen befinden sich in Wien, 1. Bezirk, Rotenturmstraße 12.

Konsumverein von Bankangestellten in Wien.

Der Verkauf findet in beiden Lokalen ab Montag den 13. d. bis Freitag den 17. d. von ½8 Uhr früh bis 1 Uhr nachmittags und von 3 Uhr nachmittags bis ½7 Uhr abends, Samstag den 18. d. von 7 Uhr früh bis 1 Uhr nachmittags und von 2 Uhr nachmittags bis 5 Uhr abends statt. Mittwoch den 15. d. (Feiertag) bleiben beide Lokale geschlossen. Verkaufseinteilung: Montag 1 bis 800, Dienstag 801 bis 1600, Donnerstag 1601 bis 2400, Freitag 2401 bis 3200, Samstag 3201 bis 4100, 4101 bis 5000 im Zweiglokale. Zur Ausgabe gelangen folgende Waren: Im Lokale 1. Bezirk, Schottenbastei 10, das volle Quantum Mahlprodukte, das volle Quantum Würfel- und Staubzucker, Butter, Speckfilz, Salz, holländische kondensierte Milch, Waschseife, Sardinen und Pökelschinken. Im Lokale 1. Bezirk, Rockhgasse 2, diverse Weine, Slibowitz, Gemüse- und Fleischkonserven, Trocken- und Salzgemüse, Suppenwürfel, Paradeismark, Leberpasteten, holländische Plockwurst, Feigen, Toiletteseifen und diverse Putzmittel 2c. Die Konsumvereinskanzlei befindet sich Schottenbastei 6, 1. Stock.

Reichsorganisation der Hausfrauen Oesterreichs.

Zentralmagazin, 8. Bezirk, Piaristengasse 19, Eingang Zeltgasse: Montag nur an die Mitglieder des 8. Bezirkes Abgabe von Eiern, und zwar von A bis F von ½9 bis 12 Uhr und von G bis L von 3 bis 5 Uhr; mittags geschlossen. 2. Bezirk, Große Mohrengasse 7, von 5501 bis 6100; 10. Bezirk, Columbusgasse 13, von 561 bis 910; 18. Bezirk, Penzingerstraße 46, von 3661 bis 3300; 17. Bezirk, Hernalser Hauptstraße 202, von 861 bis 1220; 18. Bezirk, Lazaristengasse 14, von 2401 bis 3000; 19. Bezirk, Hardtgasse 6, von 1601 bis 2070; alle Mitglieder nur mit den roten Nummern auf dem Bezugsbuche, überall nur Abgabe von 9 bis 12 Uhr. 12. Bezirk, Aichholzgasse 14, von 1351 bis 1480; Abgabe von 3 bis 6 Uhr.

Der Abend
18. Juni 1917

29

Wirtschaftliches von den Zeitungen.

Not lehrt nicht nur beten, sondern auch denken und handeln; sie macht vieles unmöglich, was noch kurz zuvor als Träumerei jugendlicher Schwärmer erschienen ist. Als eine solche Schwärmerei mußte jedem, der die Verhältnisse nur einigermaßen kannte, der Plan des Chefredakteurs Hans Bösbauer erscheinen, die österreichischen Zeitungen zu wirtschaftlichen Zwecken unter einen Hut zu bringen: wenn dieser Tage die wirtschaftliche Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen ins Leben treten konnte, so ist das das Werk zweier mächtiger Bundesgenossen: der zwingenden Not der Verhältnisse und der restlos arbeitenden, unerschütterlichen Zuversicht eines Mannes in das Gelingen eines Werkes, an das er glaubt, weil er seine Notwendigkeit erkannt hat. Man tut den Mitarbeitern des Herrn Bösbauer nicht unrecht, ja darf ihrer Zustimmung sicher sein, wenn man es ausspricht, daß diese wirtschaftliche Vereinigung ohne ihn kaum zustande gekommen wäre. Es gehörte nicht wenig dazu, die trennenden Unterschiede der Parteizugehörigkeit vergessen zu machen; was leider die politischen Parteien noch immer nicht eingesehen haben, daß man nämlich bei verschiedenen Sprachen ganz den gleichen Hunger leidet. Nach diesem Grundsatze wollen die Tageszeitungen nun ihr Haus wirtschaftlich einrichten. Hoffentlich geht es so gut aus, daß das Beispiel Nachahmung findet.

Die Lage der meisten Blätter ist in der Tat so schwierig geworden, daß ernsteste Selbsthilfe notwendig ist. Insbesondere hat sich Papierbeschaffung und Papierpreis zu einer Frage von Sein oder Nichtsein entwickelt; die Knappheit der Vorräte, die wir ganz entschieden für künstlich gesteigert halten, unterbindet den Blättern, deren Dasein von der Höhe der Auflage abhängt, den Lebensnerv, ganz abgesehen davon, daß man schließlich den nicht unberechtigten Wunsch hat, seine Gedanken möglichst viel Menschen mitzuteilen. Die fortwährend hinaufgeschraubten Papierpreise aber rauben den anständigen Blättern, deren einzige Einnahme der Verkauf der Nummern ist, jede Möglichkeit eines geschäftlichen Nutzens und bedrohen sie unausgesetzt mit dem Schreckgespenst des Betriebsverlustes. So zeigt sich auch hier die Abhängigkeit vom Großkapital in krasser Gestalt als ernste Gefahr.

Diesem unerträglichen und schädlichen Zustand ein Ende zu machen, wird die vornehmste Sorge des neuen wirtschaftlichen Verbandes sein müssen. So wie jetzt kann und darf es nicht weitergehen; die Zeitungen müssen, aber können sich auch von der Papiergroßindustrie, die fast durchweg in den Händen von Banken ist, unabhängig machen, indem sie eine gemeinschaftliche Papierfabrik auf genossenschaftlicher Grundlage ins Leben rufen. Diese Fabrik wird sehr gedeihen, da sie, von jeder Konkurrenz unabhängig, in ganz genauer Kenntnis des Bedarfes arbeiten wird, und zwar für einen so großen Bedarf, daß sie es durchaus nicht nötig haben wird, für die Ausfuhr, den Wettbewerb auf dem Weltmarkt, zu arbeiten, d. h. den Verlust bei dem Ausfuhrhandel auf den einheimischen, durch die Schutzzölle wehrlos gemachten Verbrauch zu überwälzen.

Es mag jetzt während des Krieges schwer oder unmöglich sein, diese genossenschaftliche Zeitungspapierfabrik ins Leben zu rufen. Unmittelbar nachher wird es sicherlich geschehen, wäre es auch nur, um den Papierfabriken zu zeigen, daß man den besten Kunden doch nicht ganz ungestraft, nur weil es die Umstände gestatten, bis zum Weißbluten zur Ader läßt. Die Zeitungsunternehmer haben jetzt das Maß von Rücksicht, auf das sie zu rechnen haben, kennen lernen; es hieße zumindest ihre wirtschaftlichen Fähigkeiten unterschätzen, wollte man daran zweifeln, daß sie alles tun werden, um ein nächstes Mal weniger wehrlos zu sein. Es gibt aber sicherlich kein besseres Mittel der Abwehr, als die vollständige Unabhängigkeit. Wenn wir uns unser Druckpapier selbst erzeugen, können uns die Vorrats- und Preismanöver kalt lassen. Und noch einen Vorteil bietet so eine eigene Fabrik zweifellos: der Gewinn bleibt im Hause.

Die Gegner werden hier höhnisch einwerfen: und der Verlust? Nun, wir wissen es ja zur Genüge, und wollen uns nicht gegenseitig foppen: der Verlust hat die Eigenschaft, vom Käufer getragen zu werden. Allzu häufig sind diese Verluste übrigens nicht. Zumindest glauben wir nicht, daß die Papierfabriken ihre gegenwärtigen Reingewinne dadurch erzielen, daß sie große Verluste haben. Aber sei dem so oder so: Unabhängig sein ist auch einen mäßigen Verlust wert, und so wollen wir es denn einmal versuchen. Der Plan einer gemeinschaftlichen Papierfabrik der österreichischen Tageszeitungen scheint uns so gesund, von so zwingender Logik zu sein, daß wir vertrauen, er werde alle sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten, mögen sie von den Gegnern oder aus dem eigenen Lager kommen, rasch und völlig überwinden.

C.

Neue Freie Presse

Abendl. 30

23./VIII. 1917

Zum 80. Geburtstage Adolf Wilbrandts.

Morgen wäre auch Adolf Wilbrandt, der am 24. August 1837 zu Rostock geboren wurde, schon ein Achtzigjähriger. Zu früh ist er, vor nunmehr sechs Jahren, seinem rastlosen Schaffen entrissen worden, welches ihm als Literarhistoriker, Dichter und Dramaturg viel Anerkennung und Ruhm eintrug. Der Biograph Heinrich v. Kleists, der liebenswürdige Erzähler des „Hermann Ifinger", der „Osterinsel" und der „Rothenburger", der bühnenkundige Verfasser von „Arria und Messalina", des „Meisters von Palmyra" und der „Maler", der erfolgreiche Bearbeiter des „Oedipus", des „Richters von Zalamea" und des „Faust" gehört unstreitig zu den bedeutendsten literarischen Erscheinungen seiner Zeit. Die Kämpfe, die er in den ersten Jahrzehnten seines Werdegangs zu bestehen hatte, schildert er ausführlich in seinen „Erinnerungen". Kürzer und eindrucksvoller orientiert über dieselben jedoch ein Brief, welchen er am 2. Dezember 1872, kurz nach seiner Uebersiedlung nach Wien und neun Jahre vor der Uebernahme der Direktion des Burgtheaters, an seinen Verleger Leopold Rosner gerichtet hat. Dieser Brief, der sich seit vielen Jahren in meinem Besitze befindet und hier zum erstenmal veröffentlicht wird, lautet:

„Lieber Freund und Verleger! Ich begann also mit sechs Jahren zu dichten, wie ich aus einem noch existierenden kleinen Buch von unglaublicher Erscheinung weiß, das ich — mit Datum und Jahreszahl — mit 6½ Jahren meinem Vater zum Geburtstag gewidmet habe; Zeichnungen mit Gedichten, erschütternden und erheiternden Inhalts. Ich schrieb zwar damals Alexander den Großen noch „Alechszander", wie eben dieses Buch lehrt, aber die Verse und die Reime zeigen, daß sie nicht mehr die ersten waren; ich hatte schon damals eine Vergangenheit.

Ich blieb dann ein Versifex, Puppenschauspielverfasser, Novellist, Dramatiker usw., fruchtbar wie ein Kaninchen, bis etwa zum 17. Jahr; da begann ich ein ernsterer Mensch zu werden und zu meinem zweiten Lebenszweck zu kommen, welcher etwa ist: von allem etwas zu wissen. Ich studierte Sprachen, Geschichte, Jurisprudenz, Philosophie, Politik — bis ich, viel später, auch zu den Naturwissenschaften kam — und verlor darüber das naive Verhältnis zur Poesie, zur Produktion, auf eine Reihe von Jahren.

Als ich später (22 Jahre alt) in München Redakteur ward, tat ich's — gegen meine Natur, die nichts auf der Welt so leidenschaftlich begehrt als Freiheit und Sammlung — einzig und allein aus nationalem Pflichtgefühl, in dem Gedanken, damit mein politisches Freiwilligenjahr abzudienen; nur daß ich mich gleich, statt auf ein auf zwei Jahre band. In dieser zweijährigen Gefangenschaft (in der ich ungefähr doppelt so viel arbeitete, als mir gut war, über alles studierte und schrieb, was es gibt, den Chefredakteur oft auf lange Zeit vertreten mußte und dabei mehr und mehr mit dem äußersten Widerwillen rang), hab' ich das Beste meiner Gesundheit — meines väterlichen Erbteils — vergeudet. Ich fing an, ein nervöser Mensch zu werden. Ich lebte schon lange ungesund, unpraktisch, regellos. Wachsende Ueberreizung, bis ich Anfang 1864 in Frankfurt a. M., als ich gleichzeitig für Schleswig-Holstein rastlos arbeitete und einen von politischer und anderer Leidenschaft zerfressenen Roman vollendete, mich glücklich so weit brachte, Halluzinationen zu erleben, gänzlich schlaflos zu sein und ein halber Mystiker zu werden. Ich floh von dort, ging nach Italien; in Rom brach ein heftiges Nervenleiden aus, wuchs noch in Deutschland, im Sommer. Von da an war ich auf Jahre ein zu langsamer Rekonvaleszenz verdammter, produktionsloser, gleichsam von vorn wieder beginnender Mensch.

Ich habe dann nach und nach meine Nerven, meine Gehirnfasern wie Rekruten gedrillt; sie zuerst durch Uebersetzen und Bearbeiten, dann (viel später) durch leichte Novellen und leichte Theaterstücke wieder an das eheliche Zusammenleben von Verstand und Phantasie gewöhnt; bis ich mich an tiefe novellistische Konflikte, an ernste Dramen, zuletzt auch an die Tragödie wagte. Ich bin alten tragischen Lieblingsplänen jahrelang ausgewichen wie ein Kranker der verbotenen Flasche oder wie ein gebranntes Kind dem Feuer. Und erst jetzt, in diesen letzten Wochen, hab' ich mich an meinen schwersten, sprödesten Stoff gemacht, von dem ich seit acht Jahren phantasiere.

Die Chronologie meiner poetischen Schriften wäre also ungefähr die Geschichte meiner Krankheit und Rekonvaleszenz.

Dies ungefähr wollt' ich Ihnen sagen, verehrter Freund; für den bewußten Zweck vielleicht, daß es doch einige psychologische Anhaltspunkte gibt. Ich bin Ihnen noch ein [illegible] und grüße

Madrid, 22. August.

„Diario" meldet aus Barcelona: Nach einer im „Diario de Barcelona" veröffentlichten offiziösen Note wurden bei den letzten Kreuzfeuern in Barcelona 53 Personen getötet und 62 verwundet.

„Correo Español" bringt die revolutionäre Streitbewegung in Verbindung mit der Anzahl in Havre unter dem Vorsitz

Arbeiterzeitung

24. VIII. 1917

* **Der Freßjournalist.** Es gibt einen Schriftsteller, der den ganzen Weltkrieg hindurch über nichts anderes als übers Fressen geschrieben hat. Nicht etwa daß er über die Ernährungsfragen nachdächte und über sie sachkundig schriebe, nein, er „plaudert" übers Fressen. Also natürlich ein Wiener Feuilletonist, einer von den schon ganz unausstehlichen. Es ist der Herr Ludwig Hirschfeld, der Sonntag für Sonntag in der „N. Fr. Pr." — wo denn sonst? — den Mist seines Geistes abladet. Immer das selbige und gleiche: welche schmerzlichen Opfer der Krieg dem Bauche auferlegt, was die „gute Gesellschaft" jetzt alles entbehren muß. Dabei ödester Wiener Feuilletonismus; in einer anderen Stadt hätte der Versuch, den Lesern jede Woche dieses mühsame Gewitzel aufzudrängen, schon das ganze Blatt unmöglich gemacht. Daß sich das Kriegspressequartier dazu hergibt, diesen vergeblichen Witzbold noch auf „Beschau" zu schicken, ihn noch an die Front läßt — wo ist die Front und wo ist der Feuilletonist? — ist jedenfalls eine überflüssige Verschärfung des Kriegsberichterstattens. Auf seiner letzten Plauderreise „an die Front" kam der Freßjournalist auch nach Lemberg und er plauderte nun in seinen schmalzigsten Tönen darauf los: wie gut es in Lemberg sei, was man dort alles bekomme und wie man dort vom Kriege nichts wisse. (Dieser Seelenaufschwung liegt nämlich im Bauche.) Aber es wird ihm von dem Vertreter des Regierungskommissärs in Lemberg eine Antwort zu teil, die gestern wie eine Ohrfeige durch Wien hallte. Der Lemberger Beamte belehrte den „Plauderer":

Ich weiß nicht, wie lange Herr Ludwig Hirschfeld in Lemberg geweilt und wo er die in seinem Artikel wiedergegebenen Eindrücke gewonnen hat; das eine scheint jedoch sicher zu sein, daß die Voraussetzungen, auf denen er seine Schlüsse aufgebaut hat, von Grund aus falsch sind. Ebensowenig wie der Charakter der Stadt Wien nach dem Ringstraßenkorso und dem Treiben im Grabencafé kann auch die Stimmung der Stadt Lemberg nach dem auf der Karl Ludwigstraße und im Café Roma sich abspielenden Leben beurteilt werden. Herr Ludwig Hirschfeld behauptet nun, daß die Stadt ihre gute Laune bewahrt hat, daß der ganze Kriegsrummel an der Stadt vorüberfließt und daß sie nichts aus der gewohnten Stimmung bringen kann. Um dies genau beurteilen zu können, müßte Herr Hirschfeld nicht nur die Karl Ludwigstraße und das Café Roma, sondern auch andere nicht weit entfernte Straßen besuchen, und da würde er sich schnell vom Gegenteil dessen, was er behauptet, überzeugen. Leerstehende Häuser, geschlossene Kaufladen, eingestellter Betrieb der meisten Werkstätten, Stillstand auf jedem Gebiet des öffentlichen Lebens, allgemeine Armut und Elend — das sind Merkmale, die Lemberg seit drei Jahren kennzeichnen und ihm ihren Stempel aufgedrückt haben.

Aber diese albernen Schmocks betrachten und beurteilen ja Wien ebenso: vom Standpunkt ihres „Korsos" und aus dem Gesichtspunkt ihrer „guten Gesellschaft", die so oft die schlechte von Tarnopol ist. Welche Frechheit liegt doch darin, in eine große Stadt zu kommen, die eine oder die zwei Gaststätten anzusehen, die von den Hirschfelds, die leider Gottes überall angetroffen werden, bevölkert sind, und dann das Gewitzel über die ganze Bevölkerung loszulassen! Diese Wiener Feuilletonisten sind ja der Schrecken aller Städte, wohin sie kommen, und machen die Wiener Presse, die man höchst irrtümlich mit ihnen verwechselt, vor allen Völkern verächtlich.

Reichspost

29./VIII. 1917

Franz Eicherts Heimat.

Zur Enthüllung einer Gedenktafel am 9. September.

Pfingstdienstag wars. Der Morgenzug führte mich der Elbe entlang gegen die sächsische Grenze. Die Reisegesellschaft bestand aus Industriearbeitern. Bei jeder Station stiegen einige aus, kamen andere hinzu. Ich studierte die Wanderkarte fürs Elbetal und die angrenzenden Gebiete des Mittel- und Erzgebirges. Mein Ziel war der Schneeberg. Endlich war ich im klaren. So gings am bequemsten. In Rosawitz, einem Vororte Bodenbachs stieg ich aus. Herrliche Gotteswelt! Der Weg führte gegen Nordwest über saftige Wiesen. Das blühende Korn schaukelte sich wellenförmig im linden Morgenwind; freundlich guckten die schmucken Häuschen von Wenzelsdorf zwischen duftenden Fliederbüschen hervor. Die Anhöhe war mühelos erklommen. Der grünschwarze Schneeberg stand in seiner gewaltigen Majestät vor mir. Es ging durch Weide und Wald. Lerchentriller und Finkenschlag begleiteten meine frohen Wanderlieder. Plötzlich im niedern Gehölz bewegte sich etwas Rotes und war verschwunden. Ein aufgescheuchtes junges Reh.

Nach einer Stunde kam ich bei Merzdorf auf die breite „Kaiserstraße" und in 15 Minuten war ich in Eulau. Beim Herrn Pfarrer ein kurzer Besuch mit Einblick in die Taufmatriken und es begann der Aufstieg.

Die neue festgebaute Straße führt hinter der Kirche an niedlichen gartenumsäumten Häuschen vorbei in den Wald, in dem sie sich mit großen Biegungen durchwindet.

Welch' friedliches, märchenhaftes Rauschen in den Tannenwipfeln, welch erfrischendes Duften der Schwarzbeersträucher!

Es war 11 Uhr vorbei. Ich stand auf dem Bergesrücken im Dorfe Schneeberg. Mitten drin erhebt sich ein nettes, neugebautes Kirchlein, ringsumher 15 bis 20 Häuschen. Die angebauten Holzschupfen und Heustadel lassen darauf schließen, daß die Bewohner auch einen kleinen Viehstand besitzen. Die meisten aber verdienen sich ihren Lebensunterhalt in den Knopffabriken im nahen Pyssa.

Was ich suchte, hatte ich bald gefunden. Ein größeres Haus mit Hirschgeweihen gekennzeichnet — die Försterei. Natürlich, ein Dackel als treuer Wächter begrüßte mich zuerst. Hier war also anno 1857 unser Franz Eichert geboren. Hier träumte er den ersten Traum. Hier spielte er im Kreise seiner drei Geschwister mit den Dackeln, den Zickeln und Kätzchen. Hier an der frischen Bergesluft, auf den gelbrot blühenden Wiesenflächen, inmitten der rauschenden Bergtannen empfing er die ersten Eindrücke von Gottes herrlicher, allgewaltiger Schöpferkraft, die ihm dann seine fromme Mutter so überzeugungsvoll erklärte. Wie wahr sagt er:

Willst Du lesen meine Lieder,
Bleibe nicht in enger Kammer;
Fern von dumpfer Städte Jammer:
Auf der Wiese wirf dich nieder.

Bei der Wälder frommem Rauschen,
Bei des Wildbachs stolzem Dröhnen,
Wenn im Sturm die Eichen stöhnen,
Sollst du meinen Liedern lauschen.
O Wald, wie bist du mild und gut.
In deinem grünen Kleid.

O Wald, hör ich dein Rauschen mild
Durch meine Träume geh'n,
Steigt mir empor der Mutter Bild
Zugleich mit deinem Weh'n!

Die tiefen Gedanken, die lebenswahren Gefühle seiner Heimatslieder („Sturmesharfen"), kaum irgendwo können wir sie so mächtig mitempfinden, miterleben wie hier an der Stätte, wo der Knabe zum Dichter heranreifte.

Die Werke Eicherts sind in Deutschböhmen dank der herrschenden glaubenslosen Presse unbekannt. Um so mehr freute es mich, bei dem dortigen Förster, der als Adjunkt noch Eicherts Vater gekannt, so großes Verständnis für einzelne seiner Dichtungen zu finden. Auch der Oberlehrer sagte, daß er mit seinen Schülern schon verschiedene Gedichte ihres berühmten Mitbürgers gelernt.

Nicht minder interessierte sich der Gemeindevorsteher um unseren Dichter. Der Plan, an seinem Geburtshause eine Gedenktafel anzubringen, fand daher die lebhafteste Zustimmung. Hochbefriedigt hierüber setzte ich meine Wanderung fort und erfreute mich vom Aussichtsturm des hohen Schneeberges an der wunderbaren Fernsicht ins romantische Elbesandsteingebirge. Ob ein Maler imstande wäre, dieses herrliche Panorama des Elbetales mit den vielen wälder besäten Bergketten naturgetreu nachzuahmen? Ein Dichter wie Eichert könnte es schildern. Doch wo weilt er? In der Fremde. Mein letzter Gang galt dem fürstlich Thunschen Domänenrat Dr. August Benesch und dem Herrn Bezirksvikär Josef Usler in Tetschen. Wir waren bald einig. Das Projekt ist gesichert. Am 9. September l. J. wird am Forsthause in Schneeberg die Gedenktafel angebracht und so unserem Volksdichter Franz Eichert von seinen Heimatsgenossen eine längst verdiente Ehrung zuteil werden. Dies der Erfolg meiner unvergeßlichen Pfingstfahrt im Kriegsjahre 1917.

R. J.

4./IX. 1917

34

Franz-Eichert-Feier. Wie in der „Reichspost" in Kürze bereits angedeutet, findet am 9. d. M. (Sonntag) im Geburtsorte unseres großen Dichters Franz Eichert die feierliche Enthüllung einer an seinem Geburtshause angebrachten Gedenktafel statt. Ein Komitee von Geistlichen und Laien Nordböhmens hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine diesbezügliche Ehrung unseres markigen und glutvollen Dichters und Landsmannes vorzubereiten und zugleich die Verbreitung der Eichertschen Literaturschöpfungen zu fördern. Das Programm der bevorstehenden Feier lautet: 1. Gesungene Messe in der Dorfkapelle in Schneeberg. 2. Zug zum Geburtshause des Dichters. 3. Begrüßung durch den Gemeindevorsteher Herrn Josef Sommer. 4. Enthüllung der Gedenktafel durch den Herrn Bezirksvikar J. Usler aus Tetschen. 5. Ansprache im Namen der Literaturfreunde von Hw. P. Innozenz M. Näber Ord. Pr. aus Aussig. Das malerisch gelegene Dörfchen Schneeberg ist von Bodenbach auch auf bequemen Wegen leicht zu erreichen und bietet mit seiner herrlichen Umgebung fremden Festteilnehmern auch die Gelegenheit zu dankbaren Nachmittagsausflügen, z. B. nach den nahen, weltbekannten Tissaer Wänden, einem würdigen Seitenstück zu dem grotesken Felsenlabyrinth von Weckelsdorf. Da von Bodenbach aus gute Schnellzugsverbindungen gegen Wien, Prag, Eger, Dresden und die Reichenberg-Friedländer Gegend führen, dürften sich auch aus weiterer Ferne Festteilnehmer einfinden.

7/IX. 1917

36

Staatssekretär v. Kühlmann über seinen Wiener Besuch.

Neuorientierung in Berlin auch gegenüber der Presse.

Berlin, 5. September.

Heute mittag empfing Staatssekretär v. Kühlmann die Vertreter der österreichischen Presse. Nachdem die einzelnen Herren vorgestellt worden waren, begrüßte der Staatssekretär die Erschienenen mit einer Ansprache, worin er der besonderen Freude Ausdruck gab, die Vertreter der Presse der eng verbündeten Macht bei sich zu sehen. Sodann gedachte der Staatssekretär mit besonderer Befriedigung seines kürzlichen Besuches in Wien und der dabei erfahrenen sympathischen Aufnahme durch die österreich-ungarische Presse. Er drückte seine Freude darüber aus, daß ihm vergönnt war, sich dem Kaiser Karl vorzustellen und vieles zu sehen, was die herzlichsten Sympathien rege machte. Der heutige Empfang finde an einem bedeutungsvollen Tage statt, weil soeben wieder Minister Graf Czernin hier eingetroffen sei, um die andauernd vertrauensvollsten Besprechungen zwischen den leitenden Staatsmännern der verbündeten Mächte fortzusetzen. Sodann erwähnte der Staatssekretär, daß er während seiner ganzen diplomatischen Laufbahn stets die freundlichsten und fruchtbarsten Beziehungen zur Presse unterhalten und niemals Enttäuschungen erfahren habe. Er wisse den Wert verständnisvoller Mitarbeit der Presse wohl zu schätzen und hoffe auf die Betätigung der gleichen Gesinnung seitens der hiesigen Vertreter der österreichischen Presse sowie auf ein gegenseitiges angenehmes Verhältnis. Hierauf zog der Staatssekretär jeden einzelnen der versammelten Herren in ein längeres Gespräch und verabschiedete sich schließlich herzlichst von den Erschienenen.

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt unter der Ueberschrift „Verstärkte Zusammenarbeit zwischen den Reichsbehörden und der Presse" u. a.:

Der Reichskanzler hat Anordnungen getroffen, um im Interesse der vaterländischen Bedürfnisse und Ziele auch die Zusammenarbeit zwischen der Reichsleitung bezw. den Reichsbehörden und der Presse auf eine breitere, festere und zweckmäßigere Grundlage zu stellen als bisher. Bei jeder Reichszentralbehörde soll eine Presseeinrichtung bestehen, die die Aufgabe hat, die Presse jederzeit und in aller erreichbaren Vollständigkeit über die für die weiteren Kreise bedeutungsvollen Arbeiten und Maßnahmen der betreffenden Zentralbehörde zu unterrichten und ihr Material zur Wertung und Beurteilung dieser Arbeiten und Maßnahmen zu übermitteln. Daß die amtlichen Presseeinrichtungen nicht als Organe der Beeinflussung gedacht sind, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Ein Redakteur oder Schriftsteller, der aus anderen als sachlichen und vaterländischen Rücksichten auf die offene Darlegung seiner Ueberzeugung verzichtete, würde der hohen Verantwortung nicht gerecht, welche ihm die von ihm vertretenen öffentlichen Interessen auferlegen, und würde auch der Regierung keinen Dienst erweisen. (Diese Auffassung sollte nicht nur in Berlin heimisch werden! D. Red.) Die amtlichen Presseeinrichtungen sollen und dürfen den Zeitungen selbstverständlich in keiner Weise den Redakteur oder Mitarbeiter ersetzen. Mit der Zentralstelle in der Reichskanzlei wird gleichzeitig eine zuständige Instanz geschaffen, die sich mit den allgemeinen Bedürfnissen und Interessen der Presse und ihrer Berufsangehörigen amtlich beschäftigen und gegebenenfalls für sie einzutreten hat. Die öffentliche und staatliche Bedeutung der Presse wird in dem neuen Deutschland, dem Deutschland der Weltpolitik und des inneren Ausbaues noch weit größer sein als bisher.

Das Wolffsche Bureau meldet:

Mit der Leitung der Ueberwachung sämtlicher dem Reichskanzler unterstehenden amtlichen Presseeinrichtungen als Pressechef des Reichskanzlers in der Reichskanzlei ist der Leiter der Nachrichtenstelle im Reichsamt des Innern, Landrat Freiherr v. Braun, betraut worden.

Fremdenblatt

10./IX. 1917

* (Siegfried Kornitzer †.) Samstag mittags ist hier nach langem schweren Leiden der gewesene langjährige Chefredakteur der „Wiener Mittags-Zeitung", Herr Siegfried Kornitzer, im 58. Lebensjahre gestorben. Kornitzer hat durch seine hervorragende journalistische Begabung schon in jungen Jahren eine erste Position errungen und hatte speziell an der Ausgestaltung der „Wiener Mittags-Zeitung" große Verdienste. Er begann als Mitarbeiter großer Wiener Tageszeitungen, war auch einige Zeit beim „Fremden-Blatt" tätig und kam dann in das reichsrätliche Stenographenbureau. Dort erlangte er die Stellung eines Redakteurs der Reichsrats-Korrespondenz und gewann in dieser Position intimeren Einblick in das politisch-parlamentarische Getriebe. Kornitzer war ein wahrer Fanatiker der Arbeit. Vom frühen Morgen bis in die späten Abendstunden war er rastlos tätig und er hat durch seine angestrengte berufliche Tätigkeit selbst viel zur Untergrabung seines Gesundheitszustandes beigetragen. Kornitzer arbeitete in früheren Jahren auch sehr viel für große reichsdeutsche Blätter, die seine Beiträge sehr schätzten, und war auch der Wiener politische Korrespondent des „Pester Lloyd". Besonderes Interesse und Verständnis brachte der Verblichene auch künstlerischen Fragen entgegen. Er verfügte auch über eine sehr liebenswürdige poetische Begabung und war ein guter, stets hilfsbereiter Mensch, ein neidloser Förderer junger Talente. Vor eineinhalb Jahren mußte er infolge Auftretens eines Nervenleidens der journalistischen Arbeit entsagen und nunmehr hat der Tod den rastlos tätigen Mann von namenlosen Leiden erlöst. An seiner Bahre trauern seine Gattin Ida, die ihn mit aufopfernder Hingebung während der langen Dauer seiner Krankheit gepflegt hat, ein Sohn, der derzeit eingerückt ist, sowie eine Tochter. Ein Bruder des Verblichenen ist der bekannte Schulmann Regierungsrat Professor Alois Kornitzer. Das Leichenbegängnis findet morgen Dienstag um halb 3 Uhr nachmittags auf dem protestantischen Friedhofe statt.

Reichspost

Abendblatt

13./IX. 1917

39

* **Gegen Meyrink und Genossen, deren Freunde gegen die scharfen Kritiken des Dichters einen „Protest" veröffentlicht haben, richtet sich eine von hervorragenden Persönlichkeiten verschiedener Parteilager gerichtete „Erklörung", in der es heißt:**

Wir teilen die gegen den Modedichter Gustav Meyrink gerichteten Angriffe und bedauern, daß sich in Deutschland im dritten Kriegsjahre noch Menschen finden, die es wagen, die sachlich völlig gerechtfertigte Bekämpfung eines kalten Verhöhners als „niedrige persönliche Angriffe", „Schmähungen" und „antisemitische Hetze" zu verleumden. Wir verwahren uns gegen eine derart unverantwortliche und leichtfertige Behandlung einer brennenden nationalen Frage, die geeignet ist, die ernsthaften Bemühungen um eine innere Erneuerung unseres Volkes durch Schlagworte zu verunglimpfen. Der Charakter des Protestes der Freunde Meyrinks ist durch die Anwesenheit von Namen wie Frank Wedekind, Heinrich Mann und nicht zuletzt des ehemaligen deutschen Botschafters in Washington, Grafen Bernstorff, klar gekennzeichnet; wir stellen fest, daß die Phrasen des Protestes in keiner Weise die gegen Meyrink gerichteten Angriffe, mit denen wir uns einig erklären, widerlegen oder abschwächen; vielmehr erbringt gerade dieser Protest der Freunde Meyrinks den Beweis, wie dringend der Kampf gegen Schriftsteller dieser Art ist, wenn selbst Lehrer der akademischen Jugend und Angehörige des deutschen Adels in der Begeisterung für einen Mann befangen sind, der ein Gegner der nationalen und religiösen Ueberlieferungen ist, unter denen unser Volk groß wurde. Wir erklären bei diesem Anlasse, daß es uns als eine Aufgabe von nationaler Bedeutung erscheint, literarische Erzeugnisse ohne Rücksicht auf ihre formalen Eigenschaften zu bekämpfen, die in sich die Absicht bergen, offen oder versteckt an den religiösen, sittlichen und nationalen Grundlagen unseres Lebens zu rütteln und die Lebens- und Weltanschauungsbegriffe unseres Volkes zu verwirren. Wir erklären eine solche Tendenz, die in dem neuesten Schrifttum immer frecher ihr Haupt erhebt, für ein Verbrechen an dem deutschen Volke und seiner Zukunft. Wir weisen den Anspruch auf eine künstlerische Freiheit, die darin ihren Zweck sieht, das mit einem kalten Hohne zu verunglimpfen, was uns wert und teuer sein muß, zurück; eine Freiheit zur Entsittlichung eines Volkes und zur Zerstörung seiner religiösen Werte kann es für eine Nation nicht geben. Um so mehr in einer Stunde wie der gegenwärtigen würde die Duldung eines derartigen Treibens bedeuten, daß unser Volk um seinen innern und folglich den eigentlichen Preis dieses fürchterlichen und opferreichen Ringens betrogen wird. Immer drohender erhbt sich die Gefahr einer seelischen Verwirrung und Vernichtung unseres Volkes durch Erzeugnisse einer seelenlosen, religionsfeindlichen und antinationalen Bewegung in Schrifttum, Theater und Presse. Ihr zu begegnen, rufen wir alle führenden Kreise dazu auf, sich ihrer Verantwortung in dieser Zeit, die in jeder Beziehung über das Schicksal des deutschen Volkes entscheidet, bewußt zu sein; Bücher und Vorstellungen unbedingt zu meiden, die im Dienste jener zersetzenden Mächte stehen oder durch eine unwürdige Tändelei ein Schandmal in der Geschichte unserer Zeit bilden. Mit gleichem Ernste aber alles zu unterstützen, das auf den Gebieten des religiösen, künstlerischen und geistigen Lebens die sittliche Läuterung und die nationale Stärkung unseres Volkes wahrhaftig fordert.**

Unter den Unterschriften auf dieser Erklärung finden sich Namen wie Dr. Paul Wilhelm Bischof v. Rottenburg, Redakteur Dr. Josef Froberger (Köln), Richard Nordhausen, Fritz Bley, Franz Herwig, Dr. Wilhelm Roheder (München), Erich Schlaikjer, Exz. Dr. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, Privatdozent Albrecht Wirt, die Wiener Universitätsprofessoren Dr. Ludwig Schroeder und Doktor Leopold v. Schroeder, der Historiker Dr. Dietrich Schäfer, Exz. Prof. Dr. Max v. Gruber (München), Karl Graf Bothmer, Marie Diers sowie von einer Reihe anderer bekannter Gelehrter, Schriftsteller, hoher Militärs, Politiker und sonstiger führender Männer des deutschen Geisteslebens.

Reichspost

Abonnent
15./IX. 1917

40

* **Wie kann denn nur Gott so lange zuschauen?** Auf diese jetzt in allen Kreisen infolge der großen Kriegsnöten so häufigen Frage gibt uns eine Antwort, so treffend und packend, als wäre sie von Alban Stolz geschrieben, die neue Flugschrift gleichen Namens aus dem Verlag des Katholischen Volksbundes (Wien, 1. Bezirk, Predigergasse Nr. 5./II). Wie zeitgemäß und trefflich geeignet das Schriftchen zur Massenverbreitung ist, beweisen die großen Bestellungen, die schon aus einer Reihe von Pfarren verschiedener Diözesen eingelaufen sind, trotzdem die Broschüre erst sei wenigen Tagen hinausgegeben ist. Bezugspreise einschließlich Porto: 1 Stück 10 Heller, 100 Stück Kr. 8.—, 500 Stück Kr. 30.—, 1000 Stück Kr. 50.—.

Die Begründung einer Konversion.

Zu Hermann Bahrs: „Vernunft und Wissenschaft".*)

Als Hermann Bahrs Roman „Himmelfahrt" mit seiner Verherrlichung christlicher, katholischer Ideen erschien, konnte das Buch ausgegeben werden als die Schöpfung eines Künstlers, der geniale Einfühlungskraft und eine gewisse Sympathie gegenüber dem Katholizismus zeigte, ohne daß er selbst Katholik zu sein brauchte. Ausführungen Bahrs in „Schwarzgelb" und in der „Stimme", vor allem aber in „Hochland"-Aufsätzen über Bischof Rudigier und Max Scheler verrieten, wie sehr „Himmelfahrt" ein persönliches Bekenntnisbuch des Autors war. Bahrs neueste Schrift aber „Vernunft und Wissenschaft", ein Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Oesterreichischen Leogesellschaft „Kultur" (Verlag Tyrolia, Innsbruck) zeigt, in welch ernsten, tiefen philosophischen und geschichtlichen Studien das christliche Kredo des berühmten Dichters verankert ist. „Vernunft und Wissenschaft" gehört zu den bedeutendsten Bekenntnisschriften der Weltliteratur. Wären wir nicht durch die großen Ereignisse des Krieges schon ein wenig abgestumpft; wäre nicht der Großteil der (liberalen) öffentlichen Meinung derart, daß er alles, was seinem Kredo widerspricht, totschweigt — die neue 46seitige Broschüre Bahrs wäre eine Sensation des Tages. Katholische Akademiker, die selbst in herbem Ringen sich die Wahrheit erstritten, gäben ihrer Begeisterung Ausdruck über den Denker, der ähnlich wie sie gerungen und gefunden und der vermöge der Genialität der Veranlagung die Wahrheit einzig schön und tief zu schildern und zu begründen versteht. Theologen gäben ihrem Staunen Ausdruck über das geniale Verständnis des ursprünglichen Nichtfachmannes für philosoph-theologische Dinge; und mancher möglicherweise nicht ganz kirchlich korrekten Einzelwendung würden sie Nachsicht gewähren mit Rücksicht auf die Tiefe und Richtigkeit der Grundauffassung. Studenten würden in freudiger Erregung bekennen: Ja, ja, die und die Schwierigkeiten empfanden wir immer vor den Dutzendkathedern; unser Verstand blieb unbefriedigt, unser Herz blieb leer. Nun hat wieder einmal ein ganz Großer die Finger auf die Wunden gelegt, Unzulänglichkeiten und Halbheiten festgenagelt und Wege gezeigt, die möglicherweise im Anfang schwer, die aber nicht mit Lächeln abzutun, schon deshalb nicht, weil sie neuerdings ein Großer nach langem Prüfen geht; und weil dieser Große sich dabei sehr häufig auch auf jenen Kant und Goethe beruft, deren Autorität für uns doch unantastbar.

„Vernunft und Wissenschaft" ist eine Psychologie des menschlichen Denkens, eine Philosophie des Glaubens, eine Begründung des Christentums. Ist die Begründung einer jener Konversionen, die für modern-liberale Menschen Rätsel, Unbegreiflichkeiten, Gegenstand von Verdächtigung und Spott sind; obwohl doch die neueren und neuesten Konversionen von Männern wie Coppée, Lemaitre, Brunetière, Jammes, Claudel, Rettée, Max Reger, Max Scheler usw. schon mit Rücksicht auf die geistigen Qualitäten der Konvertiten ernster genommen zu werden verdienten. Es ist ein Zeichen unglaublicher Armut und Unaufrichtigkeit der Moderne, wenn sie zwar dem Atheismus bedeutender Menschen zujubelt, aber nicht ihrem Theismus; wenn sie Gefallen findet an allen Buntheiten und Moden ruheloser Sucher; wenn sie aber die Sucher verspottet, sobald sie nach heißem Ringen und mancherlei Irrfahrten die Wahrheit, die Heimat gefunden zu haben glauben.

Eine kurze Andeutung über die grundsätzliche Argumentation Bahrs in „Vernunft und Wissenschaft": Vor dem Krieg glaubte die Menschheit an Völkereinigung und Entdeckung der Wahrheit vermöge der vereinten Kräfte der verschiedenen Völker durch die menschliche Vernunft. Die Vorkriegszeit, überhaupt die neuere Zeit, stand im Zeichen eines Riesenvertrauens zur menschlichen Vernunft. Nun sehen wir, daß die verschiedenen Völker im Namen derselben Vernunft und Logik die entgegengesetztesten Schlüsse machen, die verschiedenartigsten „Wahrheiten" propagieren. Das beweist, daß die Vernunft für sich ein problematisch Ding. Sie kann zur Wahrheit führen, aber sie muß nicht. Denn bei genauerer Beobachtung zeigt sich, daß sie nicht nur für das gewisse Ja- und Neinsagen, sondern überhaupt zur Selbstbetätigung äußerer Impulse, bestimmter Willensentschlüsse bedarf. Diese Impulse können nun aus sehr verschiedenen Welten kommen und je nachdem wird das Ergebnis der Vernunfttätigkeit verschieden sein. So wird die Wahrheit schließlich Sache der Impulse und buntfarbig wie diese. Damit ist natürlicherweise das Chaos der „Ueberzeugungen" da. „Wahr ist, wohin sich zu wiegen meiner Laune just gefällt; und ich weiß dabei, daß es gerade nur so lange wahr bleibt, bis sich meine Laune wieder davon weg und nach der anderen Seite wiegt". Das bedeutet in den Wirkungen Drehkrankheit; um ihr zu entgehen, stellten die Pragmatisten die Vernunfttätigkeit, bezw. die zu ihr notwendigen Entschließungen unter den Gesichtspunkt des Nutzens: wahr ist, was mir nützt, was mich fördert. — Aber können nicht auch über das Wesen des Nützlichen die Ansichten tausendfach auseinandergehen? Tatsächlich sind wieder Schwierigkeiten da; bequem ist die Sache erst, wenn die Impulse, die Antriebe einfachhin dem natürlichen Triebleben überlassen bleiben. Die mächtigsten dieser Triebe sind der nach Macht und der nach Geld. So wird die Vernunft schließlich der Herrschsucht und Gewinnsucht untertan.

Das ist natürlich ein trostloser Anblick; kein tiefer Mensch kann davon befriedigt sein. Aber welcher Wert Impulse müssen uns anregen, da doch auch die im Rationalen liegenden unzulänglich, weil wechselnd? Wie kommen wir zu wahrer Wissenschaft, da wir doch erleben, daß in allem unserem eigenen Wissen, schon in jeder Beobachtung, in jedem Schließen und Urteilen Theorie, Willkür ist?

Antwort: Wir müssen glauben. Wir müssen die Wahrheit glauben als Tatsache vor und außer uns; als etwas, das wir nicht erst schaffen müssen; das zu suchen unsere Königsaufgabe; das wir finden können, wenn wir nur wollen. Im Glauben kommen wir zum höchsten, zum wahren Erkennen. Das ist wie bei den Genies; wie Goethe und andere das Erkennen des Genies beschrieben haben. Es ist ein Empfangen von Wahrheit, nicht ein Gestalten solcher. Es ist ein Anteilnehmen an einer allgemeinen kosmischen Kraft, einem überall um uns herum schaffenden Gottessegen. „Wer bemerkt, wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, singt, als wenn's ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art diktiert oder angegeben hätte, der hat Genie."

Die Wahrheit ist da; Gott schenkt sie jenen, die sich ihm schenken. Der Mensch kommt zur Wahrheit, wenn er alle Seelenkräfte anstrengt zum Zweck der Erkenntnis und schließlich die suchende Seele demütig dem Walten des creator spiritus eröffnet. Die große Notwendigkeit, die große Alternative ist die: „Der Mensch braucht, da er sich, um schließen zu können, zuvor erst noch entschließen muß, einen „Impuls". Er hat nur die Wahl, diesen Impuls entweder aus seinem Gelüste zu holen oder von Gott. In beiden Fällen empfängt der Mensch Erkenntnis, in keinem gibt er sie sich selbst. Er empfängt sie das einemal aus dem eigenen Chaos, das anderemal von der ewigen Ordnung. Er hat nur die Wahl von Willkür sich überwältigen zu

*) Sonderabdruck aus der „Kultur", Verlag „Tyrolia"; 46 Seiten, Preis Kr. 1.60. Zu beziehen durch die Buchhandlung „Reichspost".

Reichspost
23./IX. 1917

Die Kriegslyrik.

Ein Protestant über die literarische Leistung des Katholizismus.

Von **Professor Dr. Wilhelm Oehl, Freiburg-Ue.**

Seit etwa zwanzig Jahren müssen wir immer wieder das törichte Schlagwort von der angeblichen „Inferiorität" der katholischen Literatur hören. Daher sind solche nicht-katholische Stimmen von besonderem Werte, die verständnisvoll auf die katholische Literatur hinweisen. So sagte vor einigen Jahren der freisinnige Berliner Jude Maximilian Harden in seiner „Zukunft" offen heraus: „Es gibt eine große katholische Literatur in Deutschland, und die deutschen Protestanten wissen nichts davon." Und zu Beginn dieses Jahres sprach der Kritiker Busse in „Velhagen und Klasings Monatsheften" seine Verwunderung darüber aus, daß in neuester Zeit so hervorragende katholische Romandichter aufstanden, wie Handel-Mazzetti oder Heinrich Federer.

Nun liegt wieder ein solches protestantisches Urteil vor, und zwar ein ganz besonders gewichtiges: ein protestantischer Theologe anerkennt rückhaltlos die „unzweifelhafte künstlerische Ueberlegenheit des Katholizismus in bezug auf die religiöse Kriegsdichtung".

In den protestantischen „Studien zur praktischen Theologie" (herausgegeben von Professor Karl Eger in Halle) erschien vor kurzem ein neuer Band: „Die Frömmigkeit der deutschen Kriegslyrik" von Otto Herpel (Gießen, Alfr. Töpelmann, 1917). Der Inhalt dieses Werkes wird durch seinen Titel genügend gekennzeichnet. Uns interessiert in dem stoffreichen Buche nur eine Stelle (S. 160) in dem zusammenfassenden Schlußkapitel. Herpel stellt fest, daß seit Kriegsbeginn neue dichterische Vertreter der christlichen Weltanschauung hervorgetreten sind, zumal auch gerade aus dem Arbeiterstande, und fährt dann fort: „Ein Lersch, den sogar die rein ästhetische Würdigung vielfach als den Dichter des Krieges schlechthin bezeichnet, bedeutet für die Weltanschauung, die er vertritt, eine kaum genug zu schätzende Macht. Und Lersch macht keinen Hehl aus seiner Ueberzeugung. Immer zeigt er, daß er Christ, niemals verleugnet er, daß er Katholik ist. Aber dazu fühlt er sich stets auch als Arbeiter. Das ist ein neuer Zusammenklang in der Dichtung. Ich kann mir kaum denken, daß dies ohne Wirkung für die Zukunft bleiben sollte. Wenn es wahr ist, was Julius Bab (der bekannte Kritiker) von Lersch sagt, daß seine ästhetische Wirkung auf seiner religiösen Grundlage beruhe, so ist das für die katholische Kirche und Erziehung sehr schmeichelhaft. Ich trage kein Bedenken, diesem Urteile zuzustimmen, ja es noch zu erweitern. Soll es denn ganz von ungefähr sein, daß so viele Dichter dieses Krieges katholisch sind? Um nur einige zu nennen: Josef Winckler, den preisgekrönten; Leo Sternberg, den immer mehr beachteten; Jakob Kneip, das Muster eines Dichters aus sittlichem Ungestüm, — und wie sie alle heißen neben Heinrich Lersch. Gewiß, auch der Protestantismus hat gute Dichter: Ina Seidel und Friedrich Lienhard. Aber selbst diese erreichen manchen der Katholiken nicht an Wucht und Gestaltungskraft. Ich lasse die Frage, worin diese unzweifelhaft künstlerische Ueberlegenheit des gegenwärtigen Katholizismus in bezug auf die religiöse Kriegsdichtung beruht, offen; ebenso die andere, was eine solche Ueberlegenheit für die Zukunft bedeutet." —

Dem Schreiber dieser Zeilen bedeutet diese Feststellung aus dem Munde eines protestantischen Theologen durchaus keine Ueberraschung. Sie bestätigt ihm nur die felsenfeste und sonnenklare Ueberzeugung, die er längst in dieser Sache hatte. Die Arbeit an den zwei Bänden der Anthologie katholischer Lyriker der Gegenwart „Monsalvat" (Verlag Alber, Ravensburg, 1910 und 1911) hat in ihm diese Ueberzeugung reifen lassen. Aber aus dem Munde eines protestantischen Theologen wirkt ein solches Urteil doppelt erfreulich, und es verdient festgehalten zu werden.

Nur eine Bemerkung sei noch erlaubt: Der Verfasser dieses Buches kennt nur eine kleine Zahl unserer lebenden katholischen Lyriker. Nirgends nennt er Namen wie Richard v. Kralik, Franz Eichert, M. Herbert, Lorenz Krapp, Bruder Willram, M. v. Greiffenstein, Heinrich Zerkaulen, Elli Bilecki, Ansgar Pöllmann, Hanns H. Bormann, Henriette Brey, Maria Weinand, L. Rafael, Antonie Jüngst, Laurenz Kiesgen, — und diese alle sind katholische Dichter, die mit guten, z. T. mit prachtvollen Kriegsgedichten hervorgetreten sind, einige sogar mit ganzen Sammlungen wie Kralik, Eichert, Bruder Willram. Wie würde erst das Urteil unseres Kritikers lauten, wenn er all diese und noch andere hier nicht genannte katholische Lyriker gekannt hätte?

Die Zeit

26./IX. 1917

Alice Schalek.

Das bekannte weibliche Mitglied des Kriegspressequartiers und Berichterstatterin der Neuen Freien Presse Alice Schalek hat im Dezember vorigen Jahres einen Vortrag in Innsbruck gehalten, der viel Staub aufgewirbelt hat und an dem viele Anstoß genommen haben. Der Widerhall dieser Schalekschen Vorlesung findet sich in einer von den Abgeordneten Eisenhut, Pantz, Pertwein, Höher, Grim, Meixner, Dr. Ferzabek, Niedrist, Fißlthaler, Jedek an den Minister für Landesverteidigung gerichteten Anfrage, in der es unter anderem folgendermaßen heißt:

„Ist es Seiner Exzellenz dem Herrn k. k. Landesverteidigungsminister bekannt, daß Alice Schalek zur Gruppe jener Menschen gehört, die überall dabei gewesen sein müssen, und es nun auch durchgesetzt haben, beim Sterben tapferer Männer „unter anderen anwesend" zu sein? Ihre Feuilletons, Machwerke offensichtlicher Sensationslust und überhitzter Neugier, haben dadurch, daß sie unter die Patronanz des k. u. k. Kriegspressequartiers genommen wurden, die Abenteuerlust eines an seinen primitivsten Instinkten irre gewordenen Weibes mit den Toten des Völkerringens offiziell in Zusammenhang gebracht. Diesem in der Feuilletonrubrik sich auslebenden emanzipierten Unweib hat man die Möglichkeit geboten, ihren Nervenkitzel dadurch zu befriedigen, daß man sie Leichen photographieren und für eine Vortragstournee durch ein halbes Hundert Städte des In- und Auslandes Erlebnisse im Schützengraben und bei Aufklärungsoffizieren sammeln und veröffentlichen ließ. Der Ton dieser Feuilletons und Vorträge endlich spricht dem einfachsten Taktgefühl, jeder Ehrlichkeit des Erlebens und allem Respekt vor dem unermeßlichen Meer von Qual und Wunden geradezu Hohn. Sind diese Tatsachen Seiner Exzellenz dem Herrn k. k. Landesverteidigungsminister bekannt? Und welche Bürgschaft kann gegeben werden, daß weibliche Sensationsgier und Abenteuerlust künftig wenigstens von jenem Milieu fernbleibe, wo Männer mit Freuden die Pflicht auf sich nehmen, für ihr Vaterland zu leiden und selbst zu sterben, wenn es das Schicksal will, aber es für eine Schmach halten, von der Emissärin des hoffnungslosesten und durch das bloße Sein aufreizenden Hinterlandes ‚mit Interesse' beobachtet zu werden?"

Reichspost

9./X. 1917

* **Eichert-Feier.** In Leitmeritz fand im Stadttheater am 5. d. unter dem Schutze des Bischofs eine erhebende Feier zu Ehren des heimischen Dichters Franz Eichert statt. Das Reinerträgnis war der Invalidenfürsorge zugedacht. Ein Vortrag des P. Innocenz Räber aus dem Dominikanerkonvente in Aussig gab ein Bild vom Schaffen und Wirken des Dichters samt einer duftigen Blütenlese aus seinen Werken, die ihren Eindruck nicht verfehlte. Eine Auslese der hiesigen musikalischen Kunstkräfte vertiefte den Eindruck der Feier; man sah Domchordirektor Rauber am Flügel und konnte sich abermals seines tiefen musikalischen Verständnisses und seiner hervorragenden Technik freuen, ob er als Solist wirkte oder im Vereine mit Professor Preissig vom Konservatorium Augsburg die Sonate für V. und P. Opus 32 von Sjörgren in vollendeter Weise dem Publikum vorführte oder schließlich den Opernsänger vom Deutschen Landestheater in Prag Herrn H. Siegel in diskretester Weise begleitete. Letzterer erfreute durch seine verständnisvolle Interpretation und seinen vollklingenden Bariton. Man sah unter dem vornehmen Publikum die Vertreter der Generalität, die Spitzen der Behörden, der Geistlichkeit und Vertreter der ersten Gesellschaftskreise.

Feuilleton.

Jungdichter-Matinee.

Von **Hans Liebstöckl.**

In der Neuen Wiener Bühne, an einem Sonntagvormittag, luden junge Dichter zu Gaste. Das heißt: nur einer kam wirklich und persönlich, um für sich selbst zu kämpfen, Herr Franz Werfel; die anderen ließen sich vertreten: durch den Conférencier Herrn Franz Blei und durch seine wunderschöne Tochter Sibylle, endlich durch drei opferwillige Schauspieler. Im Publikum aber saßen Wien + Prag, saßen wir Scharfrichter der Wiener Tagespresse, saßen zarte junge Damen, saßen Autoren von diskreter Berühmtheit, halb entpragt schon, aber doch noch nicht „liebenswürdig" genug, um den (kühlen?) Berlinern als Besitzer des „spezifisch österreichischen" Antlitzes vorgehalten zu werden. Kurz: Matinee.

I.

In der Nacht von Samstag auf Sonntag indes hatte ich, in „des Herrn Christian Rosencreutz (anno 1459) chymischer Hochzeit", gelesen: „Das aber gefiel mir am besten, daß alle die Jenige, auff die ich etwas gehalten, in ihrem thun fein still waren, vnd nicht laut darzu schrien, sondern erkandten sich für vnverstendige Menschen, denen der Natur geheimnuß zu hoch, sie aber viel zu gering waren." So daß an jenem Tage, vor dem Vorhange der Neuen Wiener Bühne, in Erwartung der jungen Dichter, mancher Widerstand in meinem Innern wach war und allerhand Sorten von Mißtrauen, genährt durch schlimme Enttäuschungen (als welche zum Exempel Herr v. Hofmannsthal, wie wenige andere, zu bereiten versteht), durch meine Seele gingen. So daß mir endlich die Erinnerung an ein reizvolles Gedicht des jungen Däubler zu Hilfe kommen mußte, ein Marienbild von mittelalterlicher Innigkeit, dem ich im Verlaufe der Matinee insgeheim zu begegnen hoffte, und auch wirklich begegnete . . .

•

Freilich: der Mensch denkt und Herr Dr. Franz Blei lenkt. Er erschien, an jenem Sonntag, kühl bis ans Herz hinan, ein Konvolut von Blättern in der Hand, strengen Blickes und nachlässigen Tones (als hätte diese Hand nie jene „Puderquaste" geschrieben, die heute noch Bücherliebhabern mit erotischem Nebenberuf unter listigem Augenzwinkern angeboten wird). Es ist sicherlich ein fröhliches und schönes Amt, jungen Dichtern den Arnold Winkelried zu machen; vorzustürzen, die scharfen Federspitzen der Tagschreiber-Landsknechte mit der eigenen Brust aufzufangen, und, vielfach durchbohrt, im Niedersinken zu rufen: „Für dich sterbe ich, junge Generation!" Es ist, sozusagen a) süß und b) ehrenvoll, aber — c) heikel, denn der Vorläufer mit den klingenden Schellen muß Wunder von Takt und Noblesse verüben. Niemand darf die Schellen allein hören. Zurücktreten muß er, indem er vortritt, und so frisch und klug muß er sein Amt versehen, daß dem auf die Folter der Erwartung gespannten Publikum nichts übrig bleibt, als zu rufen: Her mit den jungen Dichtern! Wo sind die? Und dann, gleich darauf, müssen diese jungen Dichter selbst hervorspringen, weiß und lustig, wie die Lämmlein, ein rosiges Maschcrl der Hoffnungen um den Hals und ein Glöcklein daran, und ihre Sprünge müssen sie tun, so daß den Zuhörern Augen und Herzen aufgehen.

Statt dessen sah Herr Dr. Blei scharf und mokant in die Leute, und was er, angelehnt an einen hohen Sessel, sprach, war Blei, und was er sann, Satire. Hohnvoll kitzelte er den „Philister" und belehrte den Spießer über die göttliche Sendung jener „sieben unsterblichen Dichter", von denen vier aus Prag stammen, und die niemand voll herzuzählen vermag, ohne zu stocken . . .

•

Niemand legt jungen Dichtern, die sich um die Gloriole bemühen, Klötze in den Weg. Daß nicht gleich in ganz Deutschland aufgejubelt wird, wenn Herrn Franz Werfel eine längere Variation über die Silbe ei gelingt, läßt sich entschuldigen, begreifen, aber es schädigt ihn nicht. Seine Verse erscheinen auf Büttenpapier, und jeder bessere Salon, der auf sich hält, weiß über Ehrenstein, Trakl, Werfel hinlänglich Bescheid. Was soll denn also geschehen? Sollen die guten Leute, die jetzt anderer Sorgen so voll sind, ihre Mehlkarten von sich werfen und einen Tanz der Verehrung um den jungen Dichter tanzen, der, Sohn eines kaiserlichen Rates und Handschuhmachers in Prag, vermöge seines Talents in die glückliche Lage kam, über diese beiden Vorurteile zu triumphieren? Herr Dr. Blei sagt es nicht, aber man sieht an seinem kalten Fanatikerblick, daß er solches wünscht. Ich hörte ihn unter anderem bemerken, die jungen Dichter wollten nicht so sehr verstanden, als „gedeutet" werden; ich sah ihm an, daß er glaubt, niemand könnte Ehrenstein und Däubler und Werfel verstehen, ohne Gerhart Hauptmann, Hartleben und Bierbaum zu verachten; ich erriet, daß er den „Kapitalismus" haßt, um seine Liebe zu den einsamen (?) Dichtern zu beweisen. (Indes, bei aller Schätzung lyrischer Ergüsse, Gedichte doch nur ein Nebengeräusch sind am großen Liede künftiger Kultur.) Und durch das kalte Grau seiner eintönigen Stimme ließ er, schwerfällig und schläfrig, die Seele seiner jungen Schützlinge (deren Verse er las) nur matt hervorleuchten (indem die Worte stumm einherschritten, wie hinter einem Sarge). Es war ein ärmliches Begräbnis schwülschwülstiger Metaphern und grell aufgebahrter erotischer Schreie. („Ich bin der Same im Schoße einer H . . .", zum Beispiel!) . . .

•

Wie? Das ist es also? Darob sollte kling, klang, Gloria fortab als feuchte Lyrik alten Stils verhöhnt sein und auf dem Pranger der Philister stehen? Und um dieser Dinge willen sollt' ich je des Entzückens vergessen, das der westöstliche Diwan übte, oder die edle Klage Lenaus im „Blick in den Strom":

„Hinträumend wird Vergessenheit
des Herzens Wunde schließen:
die Seele sieht mit ihrem Leid
sich selbst vorüberfließen"?

Nein, Kinder, niemand kann das verlangen, niemand erwarten. Dort sang der Schmerz sein Lied, hier wischt eine Puderquaste die Bleischminke falscher Empfindsamkeit von des Dichters schwitzender Stirn . . .

•

Aber gesegnet seist du Sibylle Blei, ob deiner Märchenerscheinung, ob deines aschblonden Haares, ob deiner dunklen Stimme, die unbeholfen um Worte tastet

Neues Wiener Tagblatt

18/X. 1917

49

Schaffung eines Journalistenrechtes.

Eine Beratung im Abgeordnetenhause.

Die Freie journalistische Vereinigung des Abgeordnetenhauses hielt gestern eine Sitzung ab, in der die Frage der Heranziehung der Journalisten zur Militärdienstleistung im Kriege einer eingehenden Erörterung unterzogen wurde. Es wurde beschlossen, den zuständigen Stellen eine Reihe bestimmter Vorschläge zur schleunigen Begutachtung vorzulegen. Sodann brachte Obmann Abg. Zenker die Frage der Schaffung eines Journalistenrechtes zur Sprache. Ein solches Journalistengesetz werde seit geraumer Zeit von allen Journalisten zur Sicherung ihrer materiellen und rechtlichen Existenz dringend gefordert. Es bilde aber in gewissem Sinne ein Novum, da Vorbilder für ein solches Gesetz noch nicht bestehen. Es wird sich daher empfehlen, sowohl die journalistischen Organisationen Oesterreichs als auch angesehene Juristen um ihre Wohlmeinung und konkrete Vorschläge anzugehen. Nach kurzer Debatte wurde die Beratung abgebrochen und der Gegenstand auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gestellt. In der Sitzung wurde noch Abg. Woller zum Obmannstellvertreter der Freien journalistischen Vereinigung gewählt.

Fremdenblatt

23./X. 1917

* (Eine Organisation der Wiener Presse.) Sonntag vormittags fanden sich im Budgetsaal des Abgeordnetenhauses etwa siebzig von der Wiener Tages- und politischen Wochenpresse, von den journalistischen Korporationen, Korrespondenzen und Korrespondentenvereinigungen entsandte Delegierte ein, um den Bericht eines im Frühjahre dieses Jahres von der „Concordia" gewählten vorbereitenden Komitees zur Schaffung einer Journalistenorganisation entgegenzunehmen. Der Vorsitzende des provisorischen Komitees Reichsrats-Abgeordneter Ernst Zenker begrüßte die Versammlung, zu der eine Reihe von journalistischen Provinzverbänden und das Syndikat der ungarländischen Journalisten in Wien Delegierte entsandt hatten, und verwies darauf, daß zum erstenmal Journalisten aller Parteirichtungen sich zu gemeinsamem Tun zusammengetan haben. Er bezeichnete dieses Ereignis als einen „Markstein in der Geschichte der Entwicklung des österreichischen Journalistenlebens". Delegierter Marcell Zappler („Neues Wiener Journal") gab eine Darstellung der Entstehung des Organisationsgedankens der Wiener Journalistik, der Tätigkeit des vorbereitenden Wiener Organisationskomitees und schloß mit einem Appell, die künstlich hervorgerufenen Widerstände gegen einen Zusammenschluß der Journalisten zu überwinden und sich zusammenzufinden, zur Wahrung der vielen gemeinsamen Interessen und Bekämpfung der vielen gemeinsamen Sorgen. Delegierter Hans Feigl („Oesterreichische Volkszeitung") referierte über die „Aufgaben und Ziele der Organisation" und betonte vor allem, daß der Widerstreit politischer Gesinnungen und Betätigung kein Hindernis für den Zusammenschluß sei. Denn Journalisten aller Parteirichtungen können sich auf dem gemeinsamen Boden der Wohlfahrt und Ehre der Gesamtheit finden. Wir verlangen, daß der Absolutismus unserer beruflichen Verhältnisse einer Konstitution weiche, ein Verlangen, das so billig und dringend sei, daß alle Widerstände überwunden werden müssen. An der überaus lebhaften Debatte, die sich an die Referate schloß, beteiligte sich Delegierter Bernhard Münz, der als eine der Hauptaufgaben der neuen Organisation die Schaffung der Voraussetzung zu gegenseitiger kollegialer Achtung und Wertschätzung bezeichnete. Nur dann sei es möglich, auch in der Oeffentlichkeit jene Achtung zu verlangen, die geistige Arbeiter verdienen. Er beantragte schließlich nachstehende Resolution: „Zum erstenmal versammeln sich heute die Vertreter der gesamten Journalistik Wiens ohne Unterschied der Parteistellung zur gemeinsamen Organisationsarbeit. Die Versammlung, bestehend aus gewählten Vertretern aller Wiener politischen Tages- und Wochenzeitungen, sämtlicher journalistischen Vereinigungen sowie gewählten Vertretern der Korrespondenzen, begrüßt auf das freudigste den Zusammenschluß sämtlicher Journalisten zur Bildung einer auf die Hebung des moralischen Ansehens und die wirtschaftliche Förderung des Journalistenstandes abzielenden Journalistenorganisation. Die Delegiertenkonferenz billigt die bisherigen Schritte des die Standesvereinigung vorbereitenden Organisationskomitees, erklärt sich des weiteren mit den vorläufigen Grundzügen der Organisation und des Organisationsaufbaues einverstanden und beauftragt dieses Komitee als vorläufigen Vorstand, ehebaldigst die Genehmigung der zur Billigung dieser umfassenden Wiener Journalisten-Standesvereinigung erforderlichen Satzungen zu erwirken und alle geeigneten Schritte zur Schaffung eines die gesamte österreichische Journalistik zusammenschließenden Reichsverbandes einzuleiten." Hierauf erfolgten herzliche Begrüßungen seitens der Delegierten der vertretenen Korporationen. Der Präsident der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft Hans Puchstein, der Delegierte des Verbandes deutschböhmischer Journalisten in Prag Dr. Bacher, der Syndikus der ungarischen Journalisten in Wien Dr. Sáto-

kely, der Delegierte des Verbandes der Wiener Zeitungskorrespondenzen Präsident Poppenheim, der Vertreter des Syndikats der österreichischen Provinzpresse kais. Rat Pentzek (der auch namens der polnischen und czechischen Journalisten die herzlichste Anteilnahme an dem Erfolg der neuen Gründung zum Ausdruck brachte), Delegierter Greiml namens des Verbandes der auswärtigen Presse und Leopold Mandl namens der Union der auswärtigen Presse betonten alle ihre Freude über die neue Gründung, an die sich die größten Erwartungen und die zuversichtlichsten Hoffnungen aller arbeitenden Journalisten knüpft. Kaiserlicher Rat Richard Wilhelm überbrachte die Botschaft, daß der „Wiener Journalistenverband" sich auflösen und sein Vermögen der neuen Organisation zu übergeben beabsichtige. Nach einer kurzen Debatte, an der sich die Delegierten Brügel und Haczek beteiligten, wurde die Resolution unter stürmischem Beifall zum Beschluß erhoben. Nach herzlichen Dankesworten des Vorsitzenden Abg. Zenker an den Präsidenten des Abgeordnetenhauses und den Ministerpräsidenten für die Ueberlassung des Budgetsaales, nach rückhaltloser Anerkennung der Tätigkeit des Vorsitzenden des provisorischen Komitees Abg. Zenker und seiner engen Mitarbeiter durch den Delegierten Partsch („Deutsches Volksblatt") wurde die erste Delegiertenkonferenz der Wiener Presseorganisation unter anhaltendem Beifall und Händeklatschen geschlossen. — Dem vorläufigen Ortsvorstand gehören an die Herren: Reichsrats-Abgeordneter Ernst Viktor Zenker als Vorsitzender; Hans Feigl („Oesterreichische Volkszeitung"), August Schreiber („Deutsches Volksblatt") und Dr. Edmund Wengraf („Die Zeit") als Vorsitzende-Stellvertreter; Dr. Ivo Jorda („Reichspost"), Josef Koller („Neues Wiener Journal") und Marcell Zappler („Neues Wiener Journal") als Schriftführer; Max Forst („Neues Wiener Tagblatt") und Leopold Rippstein („Neue Zeitung"), als Schatzmeister; Dr. Ludwig Brügel („Neues

Das Wolffsche Bureau meldet:
„24. Oktober 1917, abends.
In Flandern starker Feuerkampf.
Am Chemin-des-Dames geringe feindliche Artillerietätigkeit. Die Franzosen haben ihren Angriff nicht fortgesetzt.

Dieser Anfangserfolg kann bedeutsam werden. Zwischen Flitsch und Tolmein beschreibt der von den letzten Regengüssen hoch angeschwollene Isonzo einen S-förmigen Bogen, an dessen Westseite der mächtige von beiden Parteien gehaltene Krngrat entlang streicht. Nach Süden fällt der Krnstock mit dem Mrzli Vrh zum Tolmeiner Tal. Die Stadt Tolmein selbst liegt auf dem linken

Neues von Sudermann und Hauptmann.

Man hat Hermann Sudermann von befreundeter Seite zu seinem sechzigsten Geburtstag eine „zweite Jugend" zuerkannt. Das war etwas übereifrig. Doch bleibt bestehen, daß der Dichter um die Wende seines sechsten und siebenten Lebensjahrzehnts in besonderer Frische dasteht und wohl auch in sich selber nach den Elementen einer inneren Erneuerung gespäht hat. Vielleicht hat auch der neue positive Gehalt unserer Zeit dem manchmal stark im Negativen befangenen Dichter die Einkehr in sein Eigenstes und Bestes besonders nahegelegt. Und was hätte dies sein können als die Heimat? Die engere ostpreußisch-litauische Heimat, die jetzt in so vieler Munde ist und die dennoch so wenige wirklich kennen. So bringt man von vornherein ein erhöhtes Interesse mit, wenn jetzt Sudermann mit einem starken Bande „Litauischer Geschichten" (bei Cotta erschienen) hervortritt. Diese Gegenden, diese Menschen, auf denen ein Abglanz der Weltgeschichte ruht, wünscht man jetzt kennenzulernen. Und einen berufeneren, beredteren, ja bestechenderen Führer als Sudermann kann man hier gar nicht finden.

Hat man die vier Geschichten dieses Bandes von 465 Seiten gelesen, so ist man, auch wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, niemals in Litauen war, in diesem Lande plötzlich heimisch geworden. Man riecht gleichsam seine Erde, fühlt den Windzug, der herüberweht vom Kurländischen Haff, sieht vor sich die Trachten und Gesichter jener nordisch-slawischen Menschen, fühlt geradezu den Klang ihrer fremden Sprache anheimelnd im Ohr. Und man hat diese Menschen liebgewonnen, mögen sie sein, wie sie wollen. Tugendbolde sind es durchaus nicht, und „tüchtig", wie die Deutschen, sind sie jedenfalls nicht sehr gern, um ihre Treue und Zuverlässigkeit ist es nur „soso" bestellt, und arme Teufel sind sie obendrein, die äußerlich recht wenig Verführerisches haben und sich in ihrer primitiven Zurückgebliebenheit nicht allzusehr zeigen können. Aber „Menschen" sind es, Menschen mit kindlichen Herzen, mit Liedern und Frauen — o! mit sehr schönen Frauen, die wir Deutschen gern mit Madonnen vergleichen. Und dies alles tritt uns in Sudermanns Schilderung mit einer Unmittelbarkeit und Selbstverständlichkeit entgegen und so völlig unberührt von moralisierender Besserwisserei, daß wir ohne allen Zwang, ja mit einer gewissen Berauschtheit darin untertauchen und uns dabei wohlfühlen. Und wir erfahren wirkliche Schicksale und nehmen daran teil. Schicksale, die aus dem Blut und aus dem Herzen kommen und in denen manchmal ein Volksschicksal sich beziehungsreich widerspiegelt. Da gibt's oft bittere, zerreibende Kämpfe, Verschmitztheiten und Schurkereien, Schwachmütigkeit und Verführbarkeit gewinnen nicht selten die Oberhand, doch dringt eine gesunde, liebenswerte Volkskraft immer wieder durch, und so fügt sich denn manches zum Guten. Persönlich liebe ich die erste dieser Geschichten am meisten, wo die rührende Einfalt und Herzenstreue eines jungen Weibes mich bestrickt. doch haben auch die anderen, je nach persönlicher Geschmacksneigung, jede ihren Bevorzuger gefunden. Für Sudermann selbst bedeutet diese innige Berührung mit der allerengsten Heimat, ob auch in einem fremden Volkselement, sehr viel. Sie hat vieles von ihm abgewaschen, was nicht immer erfreulich war und was manchmal als übelriechende Großstadtkruste an ihm haftete. Das ist jetzt wie weggespült. Ein Hauch der Reinheit, der Gesundheit, der ländlichen Lebensfrische schlägt uns stärkend entgegen. Und alle die reichen Farben, die der Dichter auf seiner wohlbestellten Palette hat, funkeln wie in morgendlicher Unberührtheit ungebrochen und stark.

Auch im Drama ist Sudermann zu seinen dichterischen Ursprüngen zurückgekehrt. Er hat seinen Jugendroman „Der Katzensteg", in dem er das Ostpreußen der Befreiungsjahre 1814 und 1815 in stark bewegten geschichtlichen Bildern und in einem spannenden seelischen Konflikt aufleben ließ, zu einem Drama umgegossen. Und dieses „Volksstück" ist in diesen Tagen in Berlin im Theater in der Königgrätzerstraße, mit Kayßler und der Orska in den Hauptrollen, zur Uraufführung gebracht worden. Zu einem völlig durchschlagenden Erfolg konnte es freilich nicht kommen, weil derlei Umgießungen aus dem Epischen ins Dramatische niemals voll gelingen. Trotz einiger unzweifelhaft dramatischer Momente und Szenen, trotz stark und bewegt gegriffener Charaktere, die sich wie von selbst zu „Bombenrollen" auswachsen, liegt doch das Schwergewicht der Dichtung mehr in den leisen und allmählichen Seelenwandlungen, deren zartes und engmaschiges Gewebe sich erzählerisch weit besser entwickeln als theatralisch ausmünzen läßt. Der innere Widerstreit eines vaterlandstreuen, herbgesinnten Sohnes, der unter der landesverräterischen Tat seines heimgegangenen Vaters aufs tiefste zu leiden hat, der nicht daran glauben will und sich doch davon überzeugen lassen muß, und der als Unschuldig-Mitschuldiger von dem Volke, für das er ruhmreich stritt, ausgestoßen wird, ist gewiß an sich ein dramatisches Motiv. Und erst recht mag die Figur des ihm gesellten Weibes, der zerlumpten und verrufenen Magd Regine, wohl die genialste Weibschöpfung des jungen Sudermann, zur leibhaftigen Beschwörung hinterm Rampenlicht verführt haben. Und doch hat sich die ehemalige Wirkung des Buches bei offener Szene nicht wieder herbeizaubern lassen. Was man ehemals langsam und unheimlich werden sah, bald buhlerisch näherrückend, bald von inneren und äußeren Hemmungen schwer zurückzuckend, das zeigt sich auf der Bühne in losgerissenen Teilen, denen die stärkere seelische Vibration fehlt.

So blieb jene gewisse Enttäuschung nicht aus, die freilich die Kenner des Romanes nicht überraschen konnte, und die warme Begrüßung der zahlreich versammelten Verehrer galt weniger dem Stück als dem Dichter, der die Huldigung seiner Adoptivvaterstadt entgegennahm, — um tags darauf die Eisenbahn zu besteigen und in seine wirkliche Heimat, nach Ostpreußen, abzudampfen. Dort wohnt ihm in jenem äußersten litauischen Winkel, wo jetzt seine Geschichten spielen, im weltabgelegenen Orte Heydekrug, seine zweiundneunzigjährige Mutter, und zu deren Füßen kniet jetzt der sechzigjährige Sohn und darf sich wieder Kind fühlen.

*

Mit Spannung erwartet, brachte nun auch Gerhart Hauptmann sein neues Drama heraus: die „Winterballade" in sieben Bildern. Rein-

26./X. 1917

Neues Pester Journal 53
26./X. 1917

* **Der Zeitungspapiermangel.** Wir werden um Veröffentlichung der folgenden Zeilen ersucht: Laut den Abgeordnetenhausberichten der heutigen Morgenblätter hat der Abgeordnete Andreas Máth in der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses Folgendes gesagt: „Die Regierung trägt an dem Papiermangel keine Schuld. Die Gründung einer großen Papierfabrik scheiterte an großen ungarischen Blättern." Damit das Publikum auch keine Minute des irrigen Glaubens sei, daß den gegenwärtigen Papiermangel die Zeitungsherausgeber verursacht hätten, halten wir es für unsere Pflicht, nachdrücklichst zu erklären, daß die Herausgeber seit Ausbruch des Krieges die Gründung keinerlei ungarischen Papierfabrik verhindert haben. Im Gegentheil, die Zeitungsherausgeber setzen, fast unüberwindliche Schwierigkeiten beseitigend, mit einer Opferwilligkeit, die ihre materiellen Kräfte weit übersteigt, Alles daran, um überhaupt zu Papier zu gelangen und hiedurch das Erscheinen der Tagesblätter zu ermöglichen. Die Behauptung des Herrn Abgeordneten beruht daher auf vollkommen irriger Information. Die Zeitungspapiercentrale: Präsident Agai.

Reichspost

28/X. 1917

Preßjudentum und arischer Adel.

Jakobinische Drohungen.

Der jüdische „Abend" schreibt zur heutigen Rede des Herrenhausmitgliedes Fürsten Carlos Auersperg, den er einen „fürstlichen Verleumder" schimpft, u. a. folgendes:

Es wäre naheliegend, diesen Menschen und seine Kaste vor einer Fortsetzung ihres Treibens zu warnen. Wir unterlassen es. Sie treiben zu sichtlich einem Zustand der Dinge zu, wo man sie und ihre Einrichtungen schonungslos wegfegen wird, als daß wir uns nicht freuen sollten, sie selbst mit dem Einreißen ihrer letzten Schutzmauern beschäftigt zu sehen. Diesen gefährlichen Rest veralteter Einrichtungen verschwinden zu sehen, ist uns ein so wichtiges Ziel, daß wir es gern mit ein bißchen Beschimpftwerden erkaufen. Schließlich sind Leute wie dieser Fürst und seinesgleichen nicht imstande, die Ehre anständiger, arbeitender Menschen zu verletzen. Man schaffe sich Genugtuung, indem man ihre Aeußerungen der Verachtung preis gibt. Dazu genügt es, sie — die Aeußerungen — niedriger zu hängen... Sie vereinigen alles, was rückschrittlich, volksfeindlich und gefährlich ist... Sie mögen sich in Acht nehmen, daß sich der allgemeine Wunsch nach Beseitigung des Herrenhauses und Ersatz durch eine wirkliche erste Kammer der Begabungen nicht zu Taten verdichtet. Einstweilen aber erwarten wir, daß die verwegene Tat des Fürsten Auersperg alle Energielosen und Nachlässigen aufrütteln werde.

Die „Verwegenen" mögen sich „in Acht nehmen" und einmal darüber nachdenken, auf welche Weise und mit welcher Waffe einzig und allein das jakobinische Preßjudentum wirksam bekämpft werden kann.

Abendz
30./X. 1917

55

* **Für die christliche Presse.** Die Herren-Ortsgruppe des Piusvereines auf der Wieden hielt am Sonntag, den 28. Oktober, im großen Festsaal der Bezirksvertretung eine Versammlung ab, die der Obmann Pfarrer Etz mit einer Würdigung der katholischen Presse eröffnete. Unter den Erschienenen sah man u. a. StR. RAbg. Dr. Mataja, BV. Charwat, die Gemeinderäte Elis und Kubaesek, mehrere Bezirksräte, Msgre. Prof. Schrauzhofer, von der Damen-Ortsgruppe Wieden des Pinsvereines Gräfin Wilhelmine Nostiz, Gräfin Hunyadi, Frau Prof. Düll usw. RAbg. StR. Doktor Mataja, lebhaft begrüßt, betonte, daß neunzig Prozent der Preßerzeugnisse von den Juden beherrscht werden und daß die Judenpresse nur dadurch so gewachsen und so machtvoll geworden sei, daß sie von den Christen selbst gekauft, gelesen, abonniert und in den Gasthäusern verlangt wird. Wenn die Judenpresse auf ihren Prozentsatz von eigenen Glaubensgenossen angewiesen wäre, hätte sie längst nicht bestehen können; die Christen selbst geben das Geld dazu her, ihre Politik und Gesinnung, ihre Religion, ihre Partei zu bekämpfen. Redner schilderte in markanten Worten die sittlichen Gefahren, die von dieser Judenpresse namentlich unserer Jugend drohen, und schloß mit den Worten: „Kein christlich erzogener, denkender, wählender oder organisierter Mensch darf Abonnent einer Judenzeitung sein oder sie irgendwie unterstützen." (Stürmischer Beifall.) Nach Vorträgen des Paulaner Kirchenchores, des Katholischen Jünglingsvereines Wieden und des Vortragsmeisters Brunner wurde mit der Volkshymne die Versammlung geschlossen.

30./X. 1917

56

(Einschränkung des Papierverbrauches der Zeitungen im November 1917.) Angesichts der gesteigerten Schwierigkeiten bei der Erzeugung und Versendung von Rotationsdruckpapier und der hiedurch hervorgerufenen Knappheit dieser Papiersorte hat sich die Notwendigkeit einer weitergehenden Einschränkung des Papierverbrauches der Zeitungen ergeben. Mit einer heute im Reichsgesetzblatt und in der „Wiener Zeitung" zur Verlautbarung gelangenden Kundmachung wurde daher auf Grund der Ministerialverordnung vom 12. März 1917, RGBl. Nr. 105, angeordnet, daß das Ausmaß der Einschränkung im Papierverbrauch im Monat November bei einem Lieferungsquantum von monatlich bis zu 10 Waggons 32 Prozent dieses Lieferungsquantums, bei einem Lieferungsquantum von monatlich bis zu 20 Waggons 37 Prozent dieses Lieferungsquantums und bei einem Lieferungsquantum von monatlich über 20 Waggons 42 Prozent dieses Lieferungsquantums zu betragen hat. Die übrigen Bestimmungen der Kundmachung vom 28. Juli 1917, RGBl. Nr. 322, wurden unverändert aufrechterhalten.

Der Abend
31./X. 1918

31
57

Der „Abend".

Die deutschösterreichische Nationalversammlung hat beschlossen:

1. Jede Zensur ist, als dem Grundrechte der Staatsbürger widersprechend, als rechtsungültig aufgehoben.

Von heute angefangen erscheint daher der „Neue Abend" wieder unter dem Titel, unter dem er — er darf es ohne Unbescheidenheit sagen — volkstümlich geworden ist, und ich nehme das Recht der Herausgabe zurück, das mir die Polizeiwillkür des Grafen Toggenburg und seines bösen Geistes, Hofrat Ferdinand Swoboda von der glücklich beseitigten Staatspolizei, geraubt hatte. Ich werde wieder Herausgeber des Blattes, trete an die Stelle meiner Freunde Alexander Weiß und Arthur Fuchs, denen ich auch an dieser Stelle für die Bereitwilligkeit danke, womit sie mich vertreten haben. Im übrigen ändert sich nichts. Der „Neue Abend" hatte allen Anfechtungen und Gefahren zum Trotz unentwegt fortgeführt, was der „Abend" eingeleitet hatte und wir dürfen uns an diesem Tage der größten Ereignisse wohl mit einiger Genugtuung sagen, daß wir nach Umfang unserer Kräfte daran mitgewirkt haben. Wir haben nichts an der Sache, nichts im Tone zu ändern. Wir werden den Unterlegenen der Vergangenheit gegenüber nicht das Geschrei befriedigter Rache anstimmen, denn nicht Haß hat uns geleitet, sondern die Erkenntnis der politischen und sozialen Notwendigkeiten; unerbittlich und mit allen zulässigen Mitteln werden wir nach wie vor nur die bekämpfen, die noch immer nicht einsehen, daß die Zeit vorüber ist, wo es möglich und gestattet war, aus dem Schweiße und dem Blute des Volkes Dividenden, Tantiemen und Kriegsgewinne zu machen. Die Befreiung ist nicht vollkommen, solange es noch Kriegsgewinner, Industriekapitäne, Bankpräsidenten und Direktoren gibt. Daran das zur Freiheit, zum Erkennen seiner Würde erwachte Volk unausgesetzt zu mahnen, wird der „Abend" genau so als Aufgabe erfüllen, wie es der „Neue Abend" getan hat, Nicht weniger, aber auch nicht mehr als bisher, wo es mit Gefahren verbunden war, über deren Umfang man sich wahrscheinlich nicht ganz entsprechende Vorstellungen macht. Darüber wird in beruhigteren Zeiten noch ein Wort zu sprechen sein, zur Warnung für alle Zukunft. Heute sei nur gesagt, daß ich zu der Zeit, wo Dr. Kranz und seine Komplizen im Kriegsministerium die mächtigsten Männer in Österreich waren und über den Säbel der Soldaten, aber leider auch das Schwert der Themis verfügten, meine persönliche Freiheit nichts weniger als gewährleistet war. Ich hatte damals auf Einladung des gewesenen Kriegsministers Krobatin eine Unterredung im Kriegsministerium. Sie dauerte ungefähr anderthalb Stunden und ich war während der anderthalb Stunden nicht eine Minute davor sicher, durch sofortige Verhaftung mundtot gemacht und an unangenehmen Aufklärungen der Öffentlichkeit behindert zu werden. Daß es nicht geschah, verdanke ich sicherlich nicht etwa dem in letzter Stunde erwachten Respekt vor Recht und Gesetz, sondern der klugen Erwägung, daß man viele bekannte Tatsachen nicht aus der Welt schafft, indem man einen am Reden verhindert.

Die Gefahren für die persönliche Freiheit eines aufrechten Schriftstellers sind nun beseitigt. Nichts aber ändert das an unserem festen Vorsatze, unserem alten und nun wieder neuen Wahlspruche getreu, immer und überall für das Recht der Schwächeren einzutreten und insbesondere dafür zu kämpfen, daß Kriegsgewinner, Adel, Tote Hand und Finanzkapital nicht länger arbeitslos, bevorrechtet und hochgeehrt die Früchte des Volksfleißes genießen können.

Carl Colbert.

Neues Wiener Tagblatt

3./XII. 1917

58

Die Reform des Preßgesetzes.

Der vom Preßausschuß eingesetzte Berichterstatter Abg. Zenker hat seinen Bericht abgeschlossen, der demnächst den Mitgliedern des Ausschusses in Druck zugehen wird, so daß der Ausschuß schon in kürzester Zeit an seine Arbeit wird schreiten können.

Der Referentenentwurf geht von dem Ausschußbericht der 21. Session aus und hat besonders dessen Bestimmungen über die Kolportage und über das Strafverfahren in Preßsachen nur in unwesentlichen Punkten abgeändert; so soll das Recht der vorläufigen Beschlagnahme bloß auf jene Fälle eingeschränkt werden, wo ein Delikt gegen die §§ 58, 63, 67 StG., nach § 8 des Gesetzes vom 27. Mai 1885 oder das Vergehen des § 305 StG. vorliegt, in letzterem Falle jedoch nur dann, wenn dringende Gefahr besteht, daß die Aufforderung die Verübung des Verbrechens zur Folge haben werde. Endlich soll die vorläufige Beschlagnahme nur noch eintreten, wenn die in Artikel IX des Gesetzes vom 17. Dezember 1862 verpönte strafbare Handlung vorliegt.

Eine vollständig neue Fassung hat der Verjährungsparagraph erfahren. Nach dem Vorschlag des Berichterstatters Zenker darf nach einer dreimonatigen Frist nach Erscheinen der Druckschrift weder die administrative Beschlagnahme erfolgen, noch darf gegen den Verfasser, verantwortlichen Redakteur und Verleger eine Strafverfolgung eingeleitet werden.

Angesichts der Tatsache, daß durch das schon im Preßausschuß der 21. Session vereinbarte neue Verfahren stringente Bestimmungen zum Schutze der persönlichen Ehre gegenüber der Presse getroffen wurden, hat der gegenwärtige Referent Abg. Zenker es für notwendig erachtet, daß auch die Ehre der Zeitung besser geschützt werde, und beantragt daher einen Paragraphen, welcher besagt: „Die in den §§ 487, 488, 491 und 496 Strafgesetz (Ehrenbeleidigung) bezeichneten strafbaren Handlungen können auch gegen eine periodische Druckschrift begangen werden. Die Privatanklage steht in diesem Falle sowohl dem Herausgeber als dem verantwortlichen Redakteur der betreffenden periodischen Druckschrift zu."

Eine wichtige Aenderung gegenüber dem früheren Entwurf hat das Berichtigungsrecht erfahren. Nach dem Zenkerschen Entwurf soll es dem verantwortlichen Redakteur zustehen, eine Berichtigung zurückzuweisen, wenn er in der Lage ist, die gänzliche oder einen wesentlichen Teil des Inhaltes betreffende Unrichtigkeit der Entgegnung nachzuweisen. Um aber den Einsender der Entgegnung wieder gegen eine schikanöse Auslegung dieses Rechtes zu schützen, sind entsprechende Sicherungen getroffen, daß nicht durch ein in die Länge gezogenes Beweisverfahren die Veröffentlichung der Entgegnung vereitelt werde.

Ganz neu sind die in dem Referentenentwurf getroffenen Vorsorgen, daß für den Inhalt einer Zeitung tatsächlich nur jene Personen verantwortlich gemacht werden, welche auf den Inhalt des Blattes auch wirklich einen entscheidenden Einfluß haben. Wenn diese Bestimmungen Gesetz würden, wäre dem oft gegeißelten Sitzredakteur- und Strohmannunwesen ein Ende bereitet.

Der Preßausschuß dürfte schon in den nächsten Tagen an die Beratung des Referentenentwurfes gehen.

6./XI. 1917

59

[Der Wiener Buchhandel im Kriege.] Zu den Geschäftsleuten, deren ganzer Betrieb in der Kriegszeit eine gründliche Umwälzung erfahren hat, zählt nicht in letzter Linie der Buchhändler. Die geistige Verfassung des Bücher lesenden und des Bücher kaufenden Publikums ist eine ganz andere geworden. Es gibt nur allzuviel Leute, die aus materiellen Gründen weniger oder gar keine Bücher kaufen, und dafür haben sich ganz neue Schichten von Bücherkäufern eingestellt. Nicht allein in den vordersten Parkettreihen des Theaters und des Konzertsaales, nicht nur im Laden des Pelzhändlers und des Juweliers sieht man die neuen Reichen. Sie stellen sich auch — zu ihrer Ehre sei es gesagt — in hellen Haufen in der Buchhandlung ein. Nichts wäre leichter und billiger, als jene mit wohlfeilem Spott zu bedenken, die sich ihre Bibliothek nach den Weisungen des Verkäufers in der Buchhandlung zusammenstellen. Nur gedankenloser Snobismus wird sich über den naiven Respekt vor der Bildung, der scheuen Kniebeuge vor dem Wissen, die sich in diesem wahllosen Massenankauf von Büchern ausspricht, lustig machen. Wenn nicht diesen Käufern selbst, so zumindest ihren Söhnen und Töchtern wird solche Anschaffung in absehbarer Zeit noch andere Freude bereiten als die ein wenig äußerliche, am Ledereinband und am Goldschnitt. Der Ledereinband, so erzählt uns ein hervorragender Wiener Buchhändler, ist gegenwärtig das Gesuchteste, nicht nur bei uns in Wien, sondern ganz ebenso draußen im Deutschen Reiche, dort vielleicht noch mehr. Der älteste Schmöker, der sich eines Ledereinbandes rühmen kann, wird im Handumdrehen abgesetzt. Ueberhaupt sind gute Tage für die Luxusausgaben, für numerierte Exemplare von Büchern und derlei Kostbarkeiten mehr gekommen. Man braucht sich aber durchaus nicht einzubilden, daß diese neugebackenen Bibliophilen durchaus Kriegsgewinner seien. Unser Gewährsmann spricht von einer „Angst vor dem Gelde", die sich in weiten Kreisen ausdrückt und sich auch darin äußert, daß der Buchhändler ein Bargeschäft zu verzeichnen hat, von dem er sich vor dem Kriege nichts hat träumen lassen. Daß einer von der Straße her die Handlung betritt und um 150, um 200, ja um 300 K. Büchereinkäufe macht, ist durchaus keine Seltenheit. Mit einem lachenden, einem weinenden Auge sieht der Buchhändler auf diese Erscheinung. Er sehnt sich nach den Intellektuellen mit der Jahresrechnung, die in der Friedenszeit die angesehensten Kunden der Buchhändler waren. Sie sind leider im Aussterben begriffen. Sie, die dem Buchhändler den stabilen Umsatz gewährleisteten, müssen jetzt ihr Ausgabenkonto genau berechnen, sind in ihrer wirtschaftlichen Kaufkraft am empfindlichsten getroffen. Sie lesen die ihnen zugesandten Prospekte nicht mehr, um nicht in Versuchung zu geraten, und lassen die Probesendungen mit schmerzlichem Bedauern uneröffnet an den Buchhändler zurückgehen. Die Käufer auf den großen Bücherauktionen in Berlin und Leipzig während der Kriegszeit gehörten jedenfalls anderen Kreisen an, mußten nicht jede Krone, nicht jede Mark in Rechnung stellen. Da gab es, wenn auch im kleinen, ganz artige Seitenstücke zu den Ergebnissen der Wiener Lobmeyr-Auktion. Der Goethesche „Faust" in der Londoner Ausgabe von Cobden-Sanderson „Doves Preß", der 60 Schilling kostete, brachte es beispielsweise auf 3840 Mark. Und die Goethesche „Iphigenia" (30 Schilling) kostete ihren Ersteher nicht weniger als 900 Mark. Zum Schluß noch ein kleines Geschichtchen vom Wiener Büchermarkt. Bei Miethke ist vor Kriegsausbruch ein Klimt-Werk erschienen. Einmalige Auflage von 300 Exemplaren à 600 K. Das scheint in der Friedenszeit für die Brieftasche der Wiener Bibliophilen ein wenig zu hoch bemessen gewesen zu sein, denn bei Kriegsausbruch waren nur etwa 30 Exemplare verkauft. Jetzt mitten im Kriege nahm sich ein anderer Buchhändler des Werkes an, veranstaltete drei Ausgaben, eine erlesene Luxusausgabe à 1000 Mark in 25, eine mittlere Ausgabe à 500 Mark in 35 und eine einfache Ausgabe à 350 Mark, welch letztere er in 150 Exemplaren anbot. Von der Luxusausgabe sind bisher 15, von der mittleren Ausgabe 12, von den 150 Exemplaren der einfachen Ausgabe aber nur 10 Exemplare verkauft. Diese Zahlen geben ein deutliches Bild der geänderten Verhältnisse auf dem Wiener Büchermarkt, auf dem gegenwärtig das Teuerste am leichtesten, am sichersten und am schnellsten abgesetzt werden kann.

Neues Wiener Tagblatt

9./XI. 1917

60

(Hans Fraungruber.) Gestern nahm der Bürgermeister die Beeidigung des bekannten Schriftstellers und Schuldirektors Hans Fraungruber vor, welchem vom Gemeinderate das Bürgerrecht mit Nachsicht der Taxen verliehen worden war. Der Bürgermeister betonte vorerst die Verdienste des Ausgezeichneten im Schuldienste und in der Jugendfürsorge und sagte dann: „Seit vielen Jahren habe ich aber auch Ihrer Muse gelauscht und viel Freude und Erquickung in Ihren Werken gefunden. Sie entstammen der Perle der grünen Steiermark, dem wunderschönen Aussee, und haben es immer verstanden, volkstümlich zu empfinden und dieser Ihrer Empfindung nachhaltigsten Ausdruck zu geben. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß gerade Sie einer jener Wiener Bürger sein werden, welche dem Eide gemäß den Charakter der Stadt Wien als deutsche Stadt und als Reichshauptstadt stets verteidigen werden. Es sei mir gestattet, zur Bekräftigung nur einige wenige Worte aus einem Ihrer Werke zu zitieren, in welchem Sie sagen:

Wer sein' Volkssprach' nicht ehrt,
Is ka Brotbröck'l wert,
Is ka Ruahstatt nit wert,
In der hoamtlig'n Erd'!

Der Ausgezeichnete wurde sodann vom Vorstand des Vereines der deutschen Steirer in Wien August Muck, vom Professor Ludwig namens der Schulaufsichtsbehörde und vom Bezirksvorsteher kaiserlichen Rat Dirnbacher herzlichst beglückwünscht, worauf der Ausgezeichnete in bewegten Worten für die ihm erwiesene Ehrung dankte und sagte: „Solange ich lebe, werde ich von dem Herzenswunsche beseelt sein, unser liebes, herrliches Wien möge aus den Stürmen dieses Weltkrieges, siegreich hervorgehen als Königin unter den Städten der Erde, blühen und gedeihen bis in die fernste Zeit."

Fremdenblatt

9/XI. 1917

61

* **(Reichskonferenz der österreichischen Tageszeitungen.)** Die Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen hielt am 7. d. unter Vorsitz des Obmannes, Chefredakteur Hans Bösbauer, eine außerordentliche zahlreich besuchte Reichskonferenz der österreichischen Tageszeitungen ab, die von Vertretern aus fast sämtlichen Kronländern beschickt war. Seitens der Regierung wohnte Sektionschef im Ministerratspräsidium Dr. Friedrich Pinschof der Konferenz bei. Der Vorsitzende Chefredakteur Hans Bösbauer schilderte in eindrucksvollen, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Darlegungen die schwierigen Verhältnisse der österreichischen Tageszeitungen, worauf zunächst Direktor Hans J. Prosel über die Stellungnahme unserer Papierversorgung zu der ungarischen Presse berichtete und eine Resolution beantragte, in der sich die Vereinigung gegen die unbegründeten Vorwürfe Ungarns wegen zu geringer Papierzuweisung an die ungarische Presse verwahrt und feststellt, daß den ungarischen Zeitungen selbst noch in letzter Zeit trotz der großen Papiernot weit mehr Rotationspapier geliefert wurde, als ihnen nach der Menge der aus Ungarn den österreichischen Papierfabriken gelieferten Zellulose zukommt. Sie verlangen, daß die Ungarn ihr Versprechen bezüglich der Lieferung von 35 Waggons Zellulose monatlich einhalten und sie ersuchen die Zeitungsstelle im Handelsministerium, dafür zu sorgen, daß bei der leider noch immer zunehmenden Papiernot die Interessen der österreichischen Zeitungen gewahrt werden und den ungarischen Zeitungen nur so viel Rotationspapier zugewiesen wird, als ihnen im Verhältnis zu der den österreichischen Tagesblättern auferlegten Reduktion des Papierbezuges zukommt und den Zellulselieferungen der Ungarn entspricht.

Ostdeutsche - Rundschau

13./XI. 1917

A 13
1
62

Eichendorffbund.

Inmitten der größten nationalen Bedrängnis schreitet das neue Geschlecht zu einer kulturellen Tat. Das vierte Jahr des blutigsten aller Kriege läßt an der Isar einen stillfriedlichen Heimgarten romantischer Schönheit erblühen, nach dem die Welt eine heiße Sehnsucht längst im Herzen trägt. An dem Lebenswerk Eichendorffs und seiner romantischen Genossen entzündet sich eine Bewegung in allen Landen soweit die deutsche Zunge klingt. Unter dem Namen „Eichendorffbund" wirbt sie um den Zustrom des gesamten Volkes. Der „Eichendorffbund" mit seinem Hauptsitz München will in klarer Erkenntnis der Lebenswirklichkeiten, weit entfernt von spielerischem Tändeln mit phantastisch zugestutzten Erbstücken einer falsch verstandenen guten alten Zeit, kulturell dort anknüpfen, wo die deutsche Kultur ihren Gipfel erklommen hat, bei der Romantik. An dem glänzenden politischen und wirtschaftlichen Aufstieg des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten gemessen, blieb die literarische und künstlerische Entwicklung weit zurück. Wie bei allen Völkern des Erdballs, so litt vielfach auch bei den Deutschen seit ihrem Eintritt in das verfassungsmäßige öffentliche Leben das schöpferische Element der Kultur wesentlich. An die Stelle der großen Dichter und Künstler traten immer sichtbarer die großen Politiker. Phantasie und Gemüt wichen dem nüchternen Verstand. Eine zersetzende und unfruchtbare Kritik erhob immer kühner ihr Haupt. Die breitesten Schichten des Volkes wieder erblickten ihr einziges Heil im äußerlichen Wohlergehen, in gieriger Jagd nach materiellem Erwerb und Genuß. Die stillen Kräfte der Seele verkümmerten. Die moderne Kultur um die Jahrhundertwende wurde zu einem Zerrbild ihrer selbst.

Der neue „Eichendorffbund" verfolgt keinen parteipolitischen Zweck, er umfaßt Anhänger aus verschiedenen Lagern; was ihn aber in seinen Empfindungen und Zielen kulturell einigt, ist die romantische Weltanschauung, die Lebensauffassung der Romantiker von Novalis und den Brüdern Grimm bis Eichendorff.

Der „Eichendorffbund" sucht in treuem Festhalten der kulturellen Vergangenheit diese für Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu gestalten; er hält es mit Eichendorff: „Das rechte Alte ist ewig neu, und das rechte Neue bricht sich doch Bahn über alle Berge!"

Zur Erreichung seines Zieles gedenkt der „Eichendorffbund" vor allem durch Wort, Bild und Schrift auf die weitesten Kreise des deutschen Volkes zu wirken. Jedem Freund der Romantik, ihrer Literatur und Kunst steht der Beitritt frei. Gegen den mäßigen Jahresbeitrag von 5 Mark wird den Mitgliedern nebst sonstigen Vergünstigungen die kostenlose Zustellung eines romantischen Jahrbuches („Eichendorffkalender") und einer Vierteljahrschrift für alle Zweige der Kultur („Der Wächter") gewährleistet. Außerdem sollen Sonderdrucke, darunter auch Luxusausgaben alter und neuer romantischer Werke, an die Mitglieder zu ermäßigtem Preise zur Ausgabe gelangen. Der Preis für alle diese Veröffentlichungen wird im Buchhandel mindestens das Doppelte betragen. Schließlich ist die Gründung von Ortsgruppen mit besonderen Veranstaltungen vorgesehen.

„Krieg den Philistern!" lautet ein fröhlicher Kampfruf Eichendorffs. Der „Eichendorffbund" weiß ihn zu deuten. Um das waldgrüne Panier des letzten Ritters der Romantik sammelt er alle, die mit einem zukunftsfreudigen Geist und einem jugendfrischen Gemüt begabt dem Sturm der Zeiten zu trotzen imstande sind.

Die am 7. September 1917 in München stattgehabte Wahl in den Vorstand des „Eichendorffbundes" hatte folgendes Ergebnis: Dr. Erwein Freiherr von Aretin, Vorsitzender; Professor Matthäus Schiestl, Vorsitzender-Stellvertreter; Professor Dr. Wilhelm Kosch, Schriftleiter; Verlagsdirektor Eugen Sibler, Geschäfts- und Kassenführer; Kaufmann Hermann Granzow, Kassenprüfer; Reallehrer Viktor Graf, Bücherwart; Rechtsanwalt Dr. Eugen Neuberger, Rechtsrat; Frau E. Bruckmann und Dr. Karl Schwarz, Beisitzer. Zahlungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des „Eichendorffbundes", München, Pilotystraße 7. Neue Mitgliedserklärungen nimmt entgegen: Professor Dr. Wilhelm Kosch, München, Herzogstraße 65.

18./XI. 1917

* (**Der konfiszierte Räuberhauptmann.**) Die amtliche „Wiener Zeitung" verlautbart, daß 64 Druckschriften auf Grund eines Einstellungsbeschlusses der Statthalterei nicht weiterverbreitet werden dürfen und verboten worden sind. Das umfängliche Verzeichnis dieser eingestellten Druckwerke ist nicht uninteressant. Es besagt nicht weniger, als daß man behördlicherseits den Kampf gegen den altehrwürdigen „Fünf-Kreuzer-Roman" aufzunehmen gewillt ist. Vor dem Kriege konfiszierte man den Sensations-Detektivroman in seinen häßlichsten Abarten, und die „Nick Carter"-Hefte verschwanden. Nun kommt das Urbild des Schundromanes in Lieferungen, der die Type des vielbewunderten „größten Räuberhauptmannes aller Zeiten und Länder" verherrlicht, an die Reihe. In der Verbotsliste sind gleich zwanzig solcher Räuberhauptleute dingfest gemacht, die bei Lebzeiten, wenn sie überhaupt existierten, schwerlich einen Bruchteil des vielen Unheils angestiftet haben können, das ihre hier im Roman aufgeputzten „Lebensbeschreibungen" verzeichnen. Die Namensliste ist uns reiferen Lesern längst aus der Zeit jugendlicher Bücherverschlingung bekannt: „Nickel List", „Rozsa Sandor", „Jaromir Holzer", „Musolino", „Der bayerische Hiesel", „Schinderhannes", „Lips Tullian" usw. sind die Helden der jetzt verbotenen Kolportageromane, die von bebrillten Bücheragenten zunächst „gratis" in den Türspalt hineingeschoben wurden, worauf dann nach einiger Zeit die Wirkung der lockenden Titel sich einzustellen pflegte. Die treuesten Abnehmer wurden hie und da durch Angebinde, wie Oelbilder in billigem Rahmen, belohnt. Jetzt sind diese blutrünstigen Literaturerzeugnisse verboten worden, und sie werden mit allen Titeln, wie „Der Würger", „Der Schädelspalter", „Der Bluthund" und dergleichen, im Amtsblatt proskribiert. Auch das „Geheimnis des Schlosses", der „Freimann" und ähnliche alte Schablonen fanden nicht Gnade vor der Zensur. Unbarmherzig sind auch Roosevelts „Rauhreitergeschichten" in die Verbotsliste eingereiht worden. Die neue Aktion, die von der Statthalterei ausgeht und die das Ende des Kolportageromans bedeutet, will offenbar die Jugendverwilderung bekämpfen; man will nicht mehr wie einst dem sich von selbst klärenden und bildenden Geschmack die Ablehr von der Schundliteratur überlassen. Wir haben alle diese bunten, aufregenden Romanbüchel mit der Zeit von selbst weggeworfen, ebenso wie die Indianergeschichten. Traut man der Jugend von heute nicht — oder hält man das Genre nur für überlebt und will Raum schaffen für den Kolportageroman der Zukunft, der etwa den Titel führt: „N. N., der berühmteste und geriebenste — Kettenhändler seiner Zeit"?

18./XI. 917

64

[Eine österreichische Revue in französischer Sprache.] Ein interessantes und erfolgversprechendes literarisches Unternehmen tritt vor die Öffentlichkeit. Unter der Leitung Paul Zifferers erscheint im Verlage der Hof- und Universitätsbuchhandlung Manz eine neue österreichische Revue. Sie heißt „Revue d'Autriche" und wird zweimal im Monat erscheinen. Sie ist durchwegs in französischer Sprache geschrieben, weil sie sich an das ganze feindliche Ausland wendet und dort um Verständnis und Würdigung österreichischer Art wirbt. In schönen und treffenden Worten spricht der Herausgeber in der Einleitung des inhaltsreichen Heftes davon, wie wenig es dem Charakter des Oesterreichers entspreche, zu hassen und gehaßt zu werden. Er erinnert an den größten und volkstümlichsten in der Ruhmesgalerie österreichischer Feldherren, an den Prinzen Eugen, der sich mit Vorliebe „Eugenio von Savoy" unterzeichnete und mit dieser dreisprachigen Unterschrift das verkörperte, was wir heute wohl Kosmopolitismus nennen. Die Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, die zu den Grundzügen österreichischer Art gehört und die man uns in Friedenszeit auch willig und beifällig zuerkannte, sind im Kriege in vollständige, gewollte oder ungewollte Vergessenheit geraten. Man hat sie in Schwäche umgedeutet, manchmal auch darin die Absicht vermutet, dem Gegner Fallstricke zu legen. Der Oesterreicher seinerseits vermag jedoch die Hartnäckigkeit eines zügellosen Hasses, eines Hasses ohne Ende, nicht zu fassen. Dem Abbau des Völkerhasses widmet sich die neue Revue, und sie weist den Grundsatz von sich, denjenigen die Erklärung seines eigenen Wesens nicht aufzudrängen, der sie anfangs zurückweist. Dieses Oesterreich, das in drei furchtbaren Kriegsjahren der Welt seine Festigkeit und Unzerstörbarkeit erwiesen hat, kann das Wagnis unternehmen, einer Welt von Feinden seinen inneren Wert näher zu bringen, ohne den Gegner zu beschimpfen. Die erste Nummer der neuen Zeitschrift bringt erlesene Beiträge hervorragender Autoren. Heinrich Lammasch spricht über das Thema „Oesterreich und der Friede", Botschafter a. D. Graf Lützow behandelt in seiner gedankenreichen, formvollendeten Art „Austria ignota", das ungekannte Oesterreich. Der Grundsatz des Unternehmens, in erster Linie von Oesterreich zu sprechen, ungarischen Autoren jedoch weitestgehende Gastfreundschaft zu gewähren, kommt dadurch zum Ausdruck, daß in dem Eröffnungsheft außer dem Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften Herrn v. Berzeviczy Staatssekretär a. D. Geheimer Rat Dr. Szterenyi zum Worte gelangt, der die wirtschaftlichen Grundlagen Ungarns untersucht. Hugo v. Hofmannsthal entwirft ein fesselndes Bild der geschichtlichen Aufgaben Oesterreichs. Minister Dr. Matasa bespricht die Stellung Oesterreichs zum internationalen Arbeiterschutz und Generaldirektor Hofrat Frankfurter erörtert die Triester Frage. Den belletristischen Teil des schön ausgestatteten Heftes bestreiten Artur Schnitzler mit einer feinfühligen und wohlgelungenen Uebersetzung der Schlußszene aus dem „Jungen Medardus", der czechische Dichter Jaroslav Vrchlicky und der Pole Kasimir v. Tetmajer. Man kann mit herzlichem Interesse und den besten Wünschen für das Gelingen der schönen Grundabsicht der Entwicklung der „Revue d'Autriche" entgegensehen.

19/XI. 1917.

19
65

Der Empfang der Pressevertreter der Donaumonarchie.

Zu Ehren der hier eingetroffenen Tagesschriftsteller aus der verbündeten Nachbarmonarchie veranstalteten der Verein Berliner Presse und der Reichsverband der Deutschen Presse heute abend ein Festmahl im Hotel Adlon, zu dem sich außer den Vertretern der einladenden Körperschaften eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten eingefunden hatten. Staatssekretär Dr. v. Kühlmann brachte das Hoch auf das erlauchte Oberhaupt Oesterreich-Ungarns aus, dem treuen Verbündeten unseres Kaisers, dem ruhmgekrönten Feldherrn, dem es vergönnt gewesen, jungen Lorbeer um die alten Fahnen Habsburgs zu winden. Botschafter Prinz zu Hohenlohe erwiderte mit einem dreifachen Hoch auf den deutschen Kaiser, den mächtigen Verbündeten Oesterreich-Ungarns.

Sodann begrüßte Chefredakteur Rippler, Vorsitzender des Vereins Berliner Presse namens dieses Vereins und des Reichsverbandes der Deutschen Presse die Gäste, indem er sein lebhaftes Bedauern darüber aussprach, daß die Herren aus Ungarn durch eine Eisenbahnverspätung verhindert worden seien, rechtzeitig zu erscheinen. Er hob hervor, daß zum erstenmal Vertreter der Presse der beiden Länder zum Gedankenaustausch sich zusammenfänden, und zeichnete die Aufgaben der geistigen Waffengemeinschaft, die zu der sieggekrönten Waffengemeinschaft der Heere hinzutreten müsse und die zu schaffen und zu erhalten in erster Linie die Aufgabe der Presse sei. Das Schicksal Oesterreich-Ungarns und Deutschlands liege in einer Wagschale, untrennbar verbunden. Möchte neben den Reichsverband der deutschen Presse bald ein Reichsverband der österreichisch-ungarischen zu gemeinsamer Arbeit treten. Die deutschen Herzen schlügen den Berufsgenossen aus Oesterreich-Ungarn bei dieser gemeinsamen Arbeit treu und freudig entgegen.

Namens der österreichischen Gäste erwiderte zunächst der Präsident der Wiener „Concordia" Dr. jur. Ehrlich. Er erinnerte an die Gründung der „Concordia", die ihren Namen im Schillerjahr 1859 und aus Schillers Glocke empfangen, pries in begeisterten Worten die Waffenhilfe Deutschlands, ging sodann in fesselnder Ausführung auf die Geschichte des Bündnisses ein und trank unter stürmischem Beifall auf die pragmatische Sanktion des Bündnisses, das „indivisibiliter und inseparabiliter" sei. — Sodann sprach Reichsratsabgeordneter Hofrat Schöpfer in ergreifender Rede insbesondere von den Schicksalen Tirols und seinen Hoffnungen auf die deutschen Bundesgenossen. Gegen den Schluß des Festmahles trafen stürmisch begrüßt die ungarischen Gäste ein.

20./XI. 1917

66

Festsitzung des Vereins Berliner Presse.

Zu Ehren der österreichisch-ungarischen Journalisten.

Zu Ehren der Gäste aus Oesterreich-Ungarn veranstaltete der „Verein Berliner Presse" gestern abend eine Festsitzung im „Rheingold", die zugleich Gelegenheit bot, wichtige Berufsfragen zu erörtern. Fast alle Reichsbehörden waren vertreten. So waren der Chef des Kriegspresseamts Major Würtz, der Chef der Oberzensurstelle Major von Olberg, der Chef der Nachrichtenabteilung des Kriegsministeriums Major Graun, der Ministerialdirektor des Auswärtigen Amts Deutlmoser mit Geheimrat Heilbronn und Legationsrat von Rheinbaben, Geheimrat von Berger vom Ministerium des Innern, Kapitän Selchow vom Reichsmarineamt, Oberleutnant Josika vom k. k. Kriegspressequartier u. a. m. erschienen. Der Vorsitzende des Vereins Berliner Presse Chefredakteur Rippler bot den Gästen herzlichen Willkomm. Georg Bernhard sprach über „Internationale Pressebeziehungen vor und nach dem Krieg". Die Zeit der internationalen Pressekongresse, wie sie vor dem Kriege fast alljährlich veranstaltet wurden, sei vorüber. Die Presse der Zentralmächte habe in diesem Krieg nicht annähernd dasjenige an gehässiger Beschimpfung und Verunglimpfung der Gegner geleistet, wie die Presse der feindlichen Mächte. Nur diejenigen Journalisten könnten sich zu gemeinsamer Arbeit auf einem internationalen Kongreß vereinigen, deren Länder politisch verbunden sind. Eine zukünftige internationale Gestaltung der Journalistenbeziehungen müsse vor allem die Journalistik derjenigen Länder umfassen, die schon vor dem Kriege politisch gemeinsam gearbeitet haben. In dieser Lage befinde sich die Presse Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns. Die Presse dieser Länder habe auch im Gegensatz zu den internationalen Pressekongressen von früher, auf denen Französisch oder Englisch die einzige mögliche Verhandlungssprache war, eine gemeinsame Sprache, in der sich alle verständigen können, nämlich die deutsche, so daß auch durch die Sprache die Vorbereitungen zur Uebergangswirtschaft im Journalismus erleichtert werden. Weiter führte der Redner aus, daß die Aufgaben, die der künftigen gemeinsamen Arbeit der Presse der verbündeten Länder obliege, sich besonders auf die berufstechnische Seite der Journalistik erstrecken müsse. Die Presse müsse darauf hinwirken, daß die Berufsarbeit des Journalisten in den zu unserem Bunde gehörigen Ländern entsprechend gewertet wird. Die Wechselbeziehungen zwischen Publizistik und Politik bezw. Parlamentarismus und Diplomatie müßten immer inniger werden, je mehr wir auf dem Wege der parlamentarischen Entwicklung weiter schreiten. Er schloß mit dem Hinweis, daß auch auf dem Gebiete der Journalistik das Wort gelte: „Wer den gemeinsamen Frieden will, muß den gemeinsamen Frieden vorbereiten." Dem Referat Bernhards folgte lebhafter Beifall.

Namens des Reichsverbandes der deutschen Presse begrüßte der Vorsitzende Dr. Marx die Kollegen aus Oesterreich und Ungarn, und bat sie, sobald als möglich auch andere deutsche Städte zu besuchen.

Namens der Wiener Journalisten erklärte Sedlak, namens der ungarischen Hofrat Markus, daß sie die gegebene Anregung aufnehmen und innerhalb ihrer Berufsorganisationen in Wien und Budapest erörtern werden. — In der Debatte wies Wengraf-Wien darauf hin, daß den künftigen Pressekongressen auch die Hebung der sozialen Verhältnisse der Journalisten obliegen müssen.

Der Festsitzung folgte ein gemütliches Beisammensein, bei dem Films vorgeführt wurden. Während des Mahles ergriff Hofrat Markus das Wort, um nähere Mitteilungen zu machen über den Kollektivvertrag, der vor kurzer Zeit zwischen den Journalisten und Verlegern Budapests über die gesamten Berufsverhältnisse der ungarischen Presse abgeschlossen worden ist.

Empfang auf der österreichisch-ungarischen Botschaft.

Zu Ehren der in Berlin weilenden österreichischen und ungarischen Pressevertreter veranstaltete gestern nachmittag der österreichisch-ungarische Botschafter Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst einen Empfang, an dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Kühlmann, zahlreiche Herren der Berliner Presse und die Berliner Korrespondenten der österreichischen und ungarischen Blätter teilnahmen. Der Botschafter hielt eine Ansprache, in der er die Gäste auf österreichisch-ungarischem Boden willkommen hieß und u. a. sagte:

> Eines tritt inmitten all der Trümmer, die der Krieg verursacht, inmitten all des Jammers und Elendes, die er mit sich gebracht hat, immer schärfer und immer deutlicher hervor: die kraftvolle Bedeutung und die mächtige Leistungsfähigkeit jener Ländergruppe, der Deutschland und Oesterreich-Ungarn angehören. Es schlossen sich uns wieder andere mächtige Reiche in treuer Waffen- und Bundesbrüderschaft an, und so liegt denn heute ein festgefügter, mächtiger Komplex enganeinandergeschlossener Gebiete da, ein Block von Ländern, den der klare, zielbewußte Wille ihrer Herrscher, die unübertreffliche, siegessichere Tätigkeit ihrer Armeen und nicht zumindest die über alles Lob erhabene, unvergleichliche Opferfreudigkeit und standhafte Ausdauer ihrer Bevölkerung mitten im Weltkriege aus dem alten Europa gewissermaßen herausgemeißelt haben. Ihnen, die die öffentliche Meinung unserer engverbündeten Länder in so hervorragender Weise vertreten, eröffnet sich hierbei ein weites Gebiet reichster, erfolgversprechendster Tätigkeit. Gerade Sie können so unendlich viel tun, um aufklärend, belehrend und, wo es nottut, ausgleichend, vermittelnd und versöhnend zu wirken.

Lebhafter Beifall folgte der Rede des Botschafters, dem Präsidenten Dr. Ehrlich und Hofrat Marcus in kurzen Worten den Dank der Gäste abstatteten.

•

An Kaiser Wilhelm und Kaiser Karl wurden Huldigungstelegramme abgesandt.

21./XI. 1912.

21
67

Die österreichisch-ungarischen Journalisten beim Grafen Hertling.

Aus Anlaß der Anwesenheit der österreichischen und ungarischen Tagesschriftsteller veranstaltete gestern abend Reichskanzler Graf v. Hertling im Reichskanzlerpalais einen Empfang, zu welchem die Staatssekretäre Graf Rödern, von Waldow, Dr. Solf, Admiral Capelle, Dr. von Krause und Wallraf, der Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. Friedberg und die Staatsminister, die Botschafter und Gesandten der verbündeten Reiche, die Unterstaatssekretäre der Reichsämter, Oberbürgermeister Exzellenz Wermuth, Polizeipräsident von Oppen, der Chef des Kriegspresseamtes Major Würz, Vizepräsident des Reichstages Dove, der Präsident und die Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, Vizepräsident des Herrenhauses von Becker, sowie zahlreiche Mitglieder der Berliner Presse erschienen waren. Nachdem sich der Reichskanzler, welcher von dem Unterstaatssekretär der Reichskanzlei Gesandten von Radowitz unterstützt wurde, die Erschienenen hatte vorstellen lassen, hielt er folgende Ansprache:

Meine Herren! Ich begrüße heute zum ersten Male in diesen Räumen einen weiteren Kreis von Gästen, und es ist mir eine hohe Freude, daß dieser Kreis unsere Freunde aus Oesterreich und Ungarn umschließt. Seien Sie mir, meine Herren Vertreter der österreichischen und ungarischen Presse, von Herzen willkommen! Niemand betritt ohne Bewegung dieses erinnerungsreiche Haus. Und auch Ihnen, meine Herren, wird das Gefühl nicht fern gewesen sein, als umrausche Sie hier der Flügelschlag der Geschichte besonders ernst und bedeutungsvoll. Ist doch dieses die Stätte, wo Fürst Bismarck wirkte, sann und arbeitete. Dort ist der Saal des großen Berliner Kongresses, in diesen Räumen haben zahllose die Geschichte bestimmende Besprechungen, Verabredungen und Abmachungen stattgefunden. Hier wurde auch der Grund gelegt zu unserem Bündnis, das jetzt in weltgeschichtlichen Kämpfen seine herrlichste Bewährung gefunden hat.

Und wo stehen wir heute, meine Herren? Unsere Volks- und Meereskraft hat ihre unerschütterliche Stärke erwiesen. Große Männer sind uns beschieden gewesen, die diese Kraft zum bewußten Zweck geleitet und zu glänzenden Erfolgen geführt haben. Wüßten wir es nicht selber, so würden es uns die Stimmen aus dem Feindeslager bestätigen, daß uns niemand mehr den Sieg der Waffen entreißen kann. Die schwersten Schlachten sind geschlagen, der Soldat hat über alle Maßen seine Schuldigkeit getan, aber Sie wissen, meine Herren, daß der Krieg nicht auf den Schlachtfeldern allein gewonnen wird. Noch stehen uns die schwersten politischen Kämpfe bevor, erst dann, wenn wir sie zu gutem Ende gebracht haben, dürfen wir ohne Ueberhebung sagen, daß wir die Prüfung völlig bestanden haben. Und da, meine Herren von der Presse, zählen wir ganz besonders auf Sie.

Im Frieden ist es Ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu leiten und aufzuklären, indem Sie dabei den Standpunkt Ihrer Parteien voll zur Geltung bringen. Im Kriege haben Sie, meine Herren, Ihre Aufgabe darin gesehen, die innere Stärke unserer Reiche zu stützen und zu fördern, das Gemeinsame zu betonen, das Trennende zurückzustellen. Und so begrüße ich es mit Freude, daß unter den Vertretern der Presse unseres Bundes in Berlin, in Wien, in Budapest, in Sofia, in Konstantinopel so rege Aussprache stattfindet. Das fördert die Einheit der politischen Front, deren Wahrung und Festigung uns allen am Herzen liegt, und hilft zum Siege unserer gemeinsamen Sache.

Wenn wir nun jetzt die Herren aus Oesterreich und Ungarn mit besonderem Stolze und besonderem Hochgefühl bei uns sehen, so bedarf dies nach den letzten unerhörten Erfolgen unserer gemeinsam geführten Waffen keines weiteren Wortes. Für mich darf ich ja in Anspruch nehmen, viele und treue Freunde und alte herzliche Beziehungen in der Monarchie zu besitzen, und dies werte ich für meine Arbeit als deutscher Reichskanzler als einen sehr wichtigen Faktor. Und zum Schluß darf ich noch eine persönliche Erinnerung einflechten. Im Mai dieses Jahres hatte ich die Ehre, als bayerischer Ministerpräsident Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich und apostolischen König von Ungarn in Wien meine Aufwartung zu machen. Ich war erfüllt von dem tiefen Pflichtbewußtsein, das aus allen Worten Seiner Majestät sprach. Und ebenso gewann ich einen tiefen Eindruck von der Hingebung, die Ihre Majestät die Kaiserin Zita den Aufgaben ihres hohen Berufes zuwandte. Ich beglückwünsche die Donaumonarchie zu diesem Herrscherpaare, das in der Morgenröte seiner Jugend ein neues festes Band für die seit alters in der Doppelmonarchie vereinten Völker bildet.

So sind mir denn die verehrten Gäste aus der österreichisch-ungarischen Monarchie ganz besonders lieb. Und ich hoffe, meine Herren, daß Sie auch aus diesem Hause den Eindruck mit sich nehmen werden, wie sehr wir uns der bundesbrüderlichen Freundschaft bewußt sind, die Deutschland und Oesterreich-Ungarn verbindet. (Allgemeines Händeklatschen. Bravo, Eljen!)

Nachdem der Reichskanzler geendet hatte, blieben die Gäste noch lange in angeregter Unterhaltung beisammen, wobei sich der Reichskanzler besonders mit den Herren aus Oesterreich und Ungarn unterhielt.

Abend
23./XI. 1917

69

Die Reform des Preßgesetzes.

Heute begann unter dem Vorsitze des Obmannstellvertreters Rieger und in Anwesenheit des Justizministers Dr. Ritter v. Schauer und des Ministerialrates Wenedikter des Ministeriums des Innern die Beratung über den Initiativantrag des Abgeordneten Zenker, betreffend die Reform des Preßgesetzes.

Abg. Zenker erläuterte die einzelnen Aenderungen, die er in den Ausschußbeschlüssen vom Jahre 1914 vorzunehmen beantragt. Sie beziehen sich im wesentlichen auf das Berichtigungsrecht und die Beschränkung der administrativen Beschlagnahme, ferner auf die Verantwortlichkeit unter die verschiedenen an der Herstellung der Zeitung beteiligten Personen und den Schutz der Ehre der Zeitungen selbst gegen Beleidigungen und Beschimpfungen.

Justizminister Dr. Ritter v. Schauer erklärte, daß die Regierung die Reform des Preßgesetzes als zeitgemäß betrachte, den vorliegenden Entwurf des Referenten als eine geeignete Grundlage für die Reform des Preßgesetzes ansehe und gerne bereit sei, diese Reform zu fördern. Den Bestrebungen nach Freigabe des Straßenverkaufes, Einschränkung der vorläufigen Beschlagnahme, Beseitigung des prinzipalen objektiven Verfahrens und Verbesserung des Schutzes der Ehre würde die Regierung ohne Kleinlichkeit und Aengstlichkeit bereitwilligst entgegenkommen. Sie erwarte aber anderseits, daß die Beschlüsse des Ausschusses auch den öffentlichen Interessen die gebührende Beachtung nicht versagen werden.

Auf das öffentliche Interesse werde insbesondere bei Regelung der sogenannten Immunisierung beschlagnahmter Druckschriften Bedacht zu nehmen sein, da einerseits die Beschränkung der administrativen Beschlagnahme den Konfiskationsmißbräuchen, die die Immunisierungspraxis hervorgerufen hat, vorbeugte und anderseits infolge Aenderung der Geschäftsordnung schriftliche Anfragen an die Regierung durch die bloße Beteilung an die Mitglieder des Hauses zu Bestandteilen der öffentlichen Behandlungen des Reichsrates werden, ohne daß das Haus in die Lage käme, zu den Anfragen und ihrer Veröffentlichung irgendwie Stellung zu nehmen. Er hielte es für möglich, Anfragen, die Beschlagnahmen betreffen, zunächst dem Immunitätsausschusse zuzuweisen, der über die Veröffentlichung zu beschließen hätte.

Der großen Bedeutung der Presse für das öffentliche Leben sei sich die Regierung voll bewußt, und es wäre ihr sehr willkommen, wenn die Presse durch die Schaffung eines neuen modernen Preßgesetzes zu freierer Entfaltung befähigt und damit zur Erfüllung ihrer eigenen Funktionen tauglicher gemacht würde.

Auf Antrag des Abg. Baumgartner wurde sodann in die Spezialdebatte eingegangen und nach einer kurzen Debatte, an der sich der Justizminister und die Abgeordneten Neunteufel und Dr. Rybarc beteiligten, die §§ 1 bis 7 mit den vom Berichterstatter Zenker zu den §§ 3 und 5 beantragten Aenderungen angenommen.

Abend
24./XI. 1917

70

[Paul Wilhelm.] Schriftsteller Dr. Hans Müller schreibt uns: Am 25. d. jährt sich zum erstenmal der Tag, an dem ein ebenso edler wie vortrefflicher Schriftsteller jäh dahingerafft wurde: der Wiener Dichter Paul Wilhelm. Vom Leben nicht verwöhnt, oftmals im Kampfe mit der täglichen Sorge, hatte Wilhelm sich ein Maß von Idealismus und Herzensgüte zu bewahren gewußt, das seine Werke gerade jetzt zu einem Quell reiner seelischer Freude macht. In der Gesamtausgabe seiner Gedichte — 1913 bei Georg Müller in München erschienen — steht manches Lied von zartester Keuschheit und Empfindungskraft; über alle Schwermut des Frühverwaisten, die im Grundton Nikolaus Lenau verwandt erscheint, erhebt sich am Ende dennoch eine tiefere Lebensbejahung, geschöpft aus dem geschwisterlichen Umgang mit der Natur und aus dem Glauben an die Menschheit. Der gleiche dunkel-schwärmerische, leidenschaftliche Zug adelt auch die besten dramatischen Arbeiten Paul Wilhelms, von denen namentlich das mit dem Bauernfeld-Preis gekrönte Schauspiel „Lavallière“ verdiente, endlich aus der Buchhaft erlöst zu werden: es sprüht von dramatischem Leben, stellt eine Fülle bunter, auch schauspielerisch ungemein dankbarer Figuren auf die Szene und verleugnet dabei niemals die Gedankenwelt eines persönlich empfindenden und frei gestaltenden Dichters. An „Idealisten“ vom Schlage Paul Wilhelms wird unsere Zeit immer ärmer; sie hat in ihrem betäubenden Maschinenspuk keinen Raum für Schwärmerei. Desto dankbarer mag, wer sich selbst aus dem Streite dieser Tage herausfehnt, das Gedächtnis und die Werke eines Mannes hochhalten, dessen Glaubensbekenntnis trotz aller Not bis zum Ende gelautet hat: Menschenbrüderschaft und Güte.

25./XI. 1917

71

Bücher.

Die Buchhändler sind mit ihrem Geschäft in diesem Jahre sehr zufrieden: das Publikum kauft Bücher, kauft wahllos. Der Buchhandlungskommis ist der Diktator des Geschmacks. Was er empfiehlt und was — einen schönen, womöglich ledernen Einband trägt, wird gekauft. Wie etwa in einem Galanteriewarengeschäft. Inhalt? Wer fragt danach!? Man will lesen, irgend etwas, das unterhält, das über ein paar Stunden der Langweile hinweghilft. Oder man besitzt seit zwei Monaten einen nagelneuen Bücherkasten und will ihn füllen. Natürlich mit Büchern, die äußerlich etwas gleichsehen. Ob der Autor nun Peter Rapfel oder Gerhart Hauptmann heißt, das ist egal. Es ist die Zeit der Ladenhüter. Die Bücher, die in dichtem Staub Winter- und Sommerschlaf, immer wieder Winter- und Sommerschlaf hielten, diese Bücher werden gekauft. Von Tageskunden. Stammkunden haben die wenigsten Buchhändler mehr aufzuweisen. Die literarischen Feinschmecker, die ihre Abonnements mit Abzahlung bei den Buchhändlern hatten, sind entweder im Felde oder bei den gegenwärtigen elenden wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr imstande, sich den Luxus des Bücherkaufens leisten zu können. Sie sind Kunden der Leihbibliotheken geworden. Es fehlt der Anreiz; für die Buchhändler, neue Bücher aufs Lager zu legen, wenn sie Gelegenheit haben, die alten loszuwerden, und für die Verleger, die sehen müssen, daß für Neuausgaben kein Interesse vorhanden ist. Trotzdem gibt es in Deutschland noch immer eine Reihe von Verlegern, die ihren Stolz darein setzen, Werke neuer Autoren oder Neuauflagen bewährter alter Meister auf den Markt zu bringen. Die Papiernot hemmt freilich viele an der Verwirklichung ihrer Absichten. Aber nicht alle. Denn die Papierverteilung scheint im Reiche durchaus keine gleichmäßige zu sein. Da gibt es namhafte Verleger, die an die Buchhändler die Mitteilung ergehen lassen, daß sie infolge der Papiernot nicht in der Lage sind, die schon lange beabsichtigte Neuausgabe der Werke dieses oder jenes bewährten Autors zu veranstalten. Andere dagegen werfen gleich vierzig Neuerscheinungen auf den Markt. Also verfügen sie wohl über das nötige Papier. Ja, es gibt sogar Verleger, die jetzt Luxusausgaben veranstalten. Sie sind für den Weihnachtsmarkt angekündigt und werden, so erklären die Buchhändler, unter den Kriegsgewinnern gewiß viele Käufer finden. Zu Weihnachten werden diesmal nicht nur die sonst von gewissen Verlegern zur Ausgabe gelangenden neuen Romane, sondern auch die neuen, feinen Kinderbücher fehlen. Denn der Markt ist von aktueller Kinderliteratur dermaßen überschwemmt, daß die Verleger mit Recht keinen Platz auf ihm für literarische Kinderbücher sehen. Die „Helden"-Serie ist an der Tagesordnung, in mehr oder minder schlechter Ausführung, und verdrängt die übrigen Kinderbücher vollends. Auch den Kleinen bietet man also wahllos Literatur wie den Großen.

Ostdeutsche – Rundschau
27./XI. 1917

72

Die Feldbücherei der k. u. k. 10. Armee. Im Verlag der „Karnisch-Julischen Kriegszeitung" erscheint eine nett ausgestattete Feldbücherei, von der vorläufig die ersten zehn Nummern vorliegen. Oberleutnant Freiherr v. Zois und Professor Franz Zimmermann zeichnen als Herausgeber der schmucken Bändchen. Der leitende Gedanke dieses nicht genug anzuerkennenden Unternehmens war bei den stets steigenden Bücherpreisen, bei der weiten Spannung zwischen Kronen- und Markwährung und bei dem großen Wert, welcher der geistigen Aufmunterung des Frontsoldaten zukommt, guten und billigen Lesestoff herbeizuschaffen. Daß die Herausgeber ausschließlich gute österreichische Schriftsteller berücksichtigen, kann ihnen von diesen nicht genug gedankt werden. Hier ist Gelegenheit, ins Volk zu dringen und mancher wenig bekannter Name wird in kurzer Zeit in weite Kreise getragen werden. Die Erinnerung an die Lesung im Schützengraben wird oft ein langes Leben hindurch nicht verlassen. Grillparzers Meisternovelle „Der arme Spielmann" und Josef Christian v. Zedlitz' „Soldatenbüchlein aus dem Jahre 1848" eröffnen die Reihe, denen ernste und heitere Erzählungen von Rudolf Haas, Michelangelo, Freiherrn v. Zois, Friedrich Marx, die herzegowinischen Novellen von Robert Michel, die historische Studie „Kärnten im Kriege" von Dr. Martin Wutte und Novellen von Dora v. Sdobiert-Meynert, Johannes Schuler und Humoresken von Egyd von Filek anschließen. Der Preis von 20 H. ermöglicht jedermann die Anschaffung der hübschen Büchlein.

29/XI. 1917

73

Teuere Bücher.

Mißstände im Buchhandel. — Markkurs und Kriegszuschlag. — Allerlei Merkwürdigkeiten. — „Remittenten-Exemplare". — Kriegsgewinn und Bücherliebhaberei. — E. Th. A. Hoffmann für 1200 Kronen. — Bücher fürs Volk.

Der grundsätzliche Standpunkt, nur unentbehrliche Bedarfsgegenstände der behördlichen Beaufsichtigung zu unterstellen, hat es mit sich gebracht, daß auf Gebieten, wo dieses Moment wegfällt, die Willkür in der Preisbestimmung eine oft erhebliche ist. Mißstände dieser Art zeigen sich in der letzten Zeit auch im Buchhandel, und da Weihnachten nicht mehr fern ist, also die Zeit, da das Bücherkaufen sich auf Kreise erstreckt, die sich normalerweise diese Freude versagen müssen — Plakate an den Bücherläden fordern seit einigen Tagen die Kunden auf, ihren Bedarf nach Möglichkeit schon im November zu decken — ist es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen.

Die Bücherpreise sind im Laufe des letzten Jahres geradezu sprunghaft in die Höhe geschnellt, wobei die von den Verlegern vorgenommene Preiserhöhung fast die geringste Rolle spielt; viel schwerer fällt für den österreichischen Bücherkäufer der hohe Markkurs ins Gewicht. Zu dieser doppelten Steigerung gesellt sich als dritte der von den Wiener Buchhändlern eingehobene „Kriegszuschlag", der bis vor etwa einem Monat fünf Prozent betrug und nun auf zehn Prozent erhöht wurde.

Mit diesem Zuschlag verhält es sich folgendermaßen: Der Buchhändler ist nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihn einzuheben; er hat aber auch die Pflicht, ihn bei der Anschreibung im Schaufenster sofort zuzuschlagen. Das tun viele Buchhändler, aber nicht alle; die Folge ist, daß zum Beispiel ein und dasselbe Buch in einer Auslage 5 K. 50 H., in der anderen 5 K. kostet. Der Kauflustige geht natürlich in den Laden, wo er vermutlich billiger kauft; dort packt man ihm das Buch fein säuberlich ein, und erst wenn alles fix und fertig ist, bemerkt der Verkäufer so ganz nebenbei:

Plus 10 Prozent Zuschlag — macht 5 K. 50 H.!

Der Händler kennt die Psyche des Käufers, zumal des kaufenden Wieners, viel zu genau, um nicht zu wissen, daß unter 100 Kunden kaum einer den Laden unverrichteter Dinge verlassen wird, weil ihm das viel zu „schenant" wäre, wie der schöne Wiener Ausdruck lautet. Der andere Geschäftsmann aber, der pflichtgemäß den höheren Preis nannte, hat nicht nur den Nachteil, daß die Kunden dadurch abgeschreckt werden, sondern macht sich auch noch der Preistreiberei verdächtig.

Die zweite „Merkwürdigkeit": In manchen Auslagen gewahrt man zu seiner Verwunderung die Preise einzelner Bücher in — Mark angeschrieben, ein gewiß nicht gewöhnlicher Fall in einem Lande, das Kronenwährung hat. Fragt man den Buchhändler, was ihn zu dieser sonderbaren Anschreibung bewog, so weist er auf den Umstand hin, daß das Buch in Deutschland verlegt werde. Diese Begründung ist natürlich ganz haltlos, da man dann in gleicher Weise jede im Auslande erzeugte Ware in der Währung des Herstellungsortes bezeichnen könnte: Englische Stoffe in Schilling und Penny, russischen Tee in Rubel und Kopeken, türkische Feigen in Piaster und Para usw. Eine heillose Verwirrung wäre die Folge und, da sich kein Mensch auskennt, käme für die Preistreiber, denen es bekanntlich auch jetzt schon glänzend geht, erst recht goldene Zeiten. Der Zweck scheint nun der zu sein, durch den niedrigen Preis Kunden in den Laden zu locken, die das „M" übersehen haben und an einen Preis in Kronen glaubten. Klärt sich das „Mißverständnis" auf, dann gilt wieder das oben Gesagte: Dem Käufer ist es peinlich, das Geschäft zu verlassen und er nimmt das Buch zum höheren Preis.

In nicht ganz einwandfreier Weise wird auch mit den sogenannten „Remittentenexemplaren" vorgegangen. Darunter versteht man solche Bücher, die aus irgendwelchen Gründen (leichte Beschädigung, geringe Absatzmöglichkeit usw.) von den Verlegern zu stark herabgesetzten Preisen den Antiquariatsbuchhändlern überlassen und von diesen als antiquarisch verkauft werden. Man sollte meinen, daß der beim Verkaufe dieser Bände erzielte Gewinn in allen Geschäften wenigstens annähernd der gleiche sein werde; doch ist dies keineswegs der Fall, vielmehr ergeben sich Schwankungen bis zu 200 und mehr Prozent. Einige Beispiele solcher im Buchhandel augenblicklich häufig vorkommender „R"-Exemplare: Balzac, Ausgewählte Romane (Verlag Dr. Ledermann) per Band 1 K. 50 H. bis 3 K. 80 H.; Montaigne, „Versuche" (Verlag Sarasin) 6 K. bis 18 K.; Zola, Romane (Verlag Grimm) per Band 1 K. 90 H. bis 3 K. 20 H.; Dickens, Ausgewählte Werke, herausgegeben von Meynerth (Verlag Langen) per Band 1 K. 80 H. bis 4 K. 20 H. usw. Da die Annahme begründet ist, daß jeder Buchhändler diese Bände vom Verleger zum gleichen Preise bezieht, stimmt solche „Preisspannung" bedenklich.

Die Vorkommnisse dieser Art sind um so ärgerlicher, als sie durch einen etwaigen schlechten Geschäftsgang nicht entschuldigt werden können. Der Buchhandel hat durch den Krieg durchaus nicht so gelitten, wie vielfach behauptet wird. Gewiß, eine große Zahl von Unbegüterten muß, wie bereits erwähnt, sich die Freude des Bücherkaufes versagen; dafür sind so und so viele neue Kunden erstanden, die sich aus denselben Kreisen ergänzen, die für Bilder unglaubliche Preise zahlen und die dem Antiquitätenhandel zu seiner dermaligen Blüte verhalfen. Der Kriegsgewinner, der sich neu einrichtet, vergißt natürlich auch die Bibliothek nicht, und daß er dabei nicht auf den Preis, sondern nur auf schöne Ausstattung sieht, versteht sich bei einem Vertreter dieser angenehmen Menschenklasse von

[illegible]

Fremdenblatt

3./XII. 1917

* (Kriegsteuerungszulagen für Schriftsteller und Schriftleiter.) Der Vorstand des Verbandes deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine hatte an den Verein deutscher Zeitungsverleger und an die Vereinigung großstädtischer Zeitungsverleger das Ersuchen gerichtet: 1. Angesichts der ungewöhnlichen Steigerung der Kosten der Lebenshaltung die Honorare für schriftstellerische Arbeiten und Korrespondenzbeiträge angemessen zu erhöhen und den festangestellten Redakteuren Kriegsteuerungszulagen zu gewähren; 2. nicht, wie es vielfach bei großen Zeitungen Brauch geworden sei, vor allem ausländische Schriftsteller zu berücksichtigen, sondern in erster Linie Beiträge von deutschen Schriftstellern zu veröffentlichen. Auf diese Eingabe hat zunächst die Vereinigung großstädtischer Zeitungsverleger mitgeteilt, daß sie diese Schreiben den einzelnen Mitgliedern ihrer Vereinigung zugehen ließ und in der Mitgliederversammlung vom 15. November die Angelegenheit selbst verhandelt wurde. Danach steht die Vereinigung den in der Eingabe zum Ausdruck gebrachten Wünschen durchaus wohlwollend gegenüber, muß es jedoch den einzelnen Verlägen überlassen, ihrerseits die erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen.

Reichspost

8./XII. 1917

Interessantes vom Buchhandel.

Die Aussichten für den Weihnachtsverkauf. — Neuerschienene Bücher. — Keine Schulbücher und wissenschaftliche Werke. — Die Atlanten. — Die Schwierigkeiten bei Neuauflagen. — Trübe Aussichten.

Wir stehen vor den vierten Kriegsweihnachten. Die Frage tritt wieder in den Vordergrund, was man seinen Angehörigen und Freunden wohl schenken soll. Unter tausend Beantwortungen dieser Frage würden sich heuer wohl neunhundert für ein schönes Buch entscheiden. So merkwürdig es klingt, aber es ist Tatsache, daß die Nachfrage nach Büchern jetzt unverhältnismäßig größer ist wie in den Vorjahren. Das mag vor allem zwei Gründe haben. Erstens sind Bücher nicht in dem Maße teurer geworden wie andere sonst beliebte Weihnachtsgeschenke, z. B. Leinwand, Stoffe, Kleider, Schuhe oder sonstige Lederwaren und zweitens kann man auf dem Büchermarkte, abgesehen von wissenschaftlichen Werken, doch noch immer finden, was man wünscht, während Dinge, die man sonst zu schenken pflegte, heute entweder überhaupt nicht oder nur mit Bezugscheinen zu haben sind.

Was nun die Auswahl der Bücher betrifft, so sei gleich hervorgehoben, daß das Interesse für die Kriegsliteratur, soweit es sich nicht um ernste Werke handelt, vielfach zurückgegangen ist. Die in den vorhergehenden Jahren bei verschiedenen Verlegern erschienenen, so beliebten Kriegsbücher zu einer Mark werden zusehends weniger. Auch die Verleger haben auf diesem Gebiete ihre Produktion sehr gemindert. Im vierten Kriegsjahr macht sich eben die Sehnsucht nach einem baldigen Frieden überall geltend. Man will nichts mehr lesen von den Greueln des schon allzu lange dauernden Völkerkampfes, aber — und das ist sicher bemerkenswert — man bringt auch den pazifistischen Schriften nicht die geringste Aufmerksamkeit entgegen. — Es finden sich so wenig Interessenten dafür, daß man den Käufer eines solchen Buches förmlich mit scheuer Neugierde betrachtet. Dafür greift das große Publikum wieder auf die deutsche Romanliteratur zurück und zwar auf alte und neue Werke in gleicher Weise. Zu den letzteren gehört auch Herzogs Roman „Die Stoltenkampsfrauen", den wir deshalb erwähnen, weil er nach Angabe größerer Buchhändler eine wahre Riesenauflage erlebte. Das Interesse, welches das Publikum an dieser Schilderung der fabelhaften Entwicklung der Firma Krupp nimmt, ist so groß, daß die Auflage von 100.000 Exemplaren heute vollkommen ausverkauft ist, obwohl das erste Buch erst Ende Oktober ausgegeben wurde. Weitere 30.000 Exemplare sind im Neudruck begriffen.

Sehr stark macht sich die Nachfrage nach Werken der Zeitgeschichte geltend. Hier sei R. v. Kraliks prachtvoll geschriebene Kaiserbiographie „Das Buch von unserem Kaiser Karl" erwähnt, ein Meisterwerk österreichischer Zeitgeschichte. Ganz großartiges Interesse findet auch der Chronist des Völkerkampfes mit seiner „Geschichte des Weltkriegs". Von dieser liegt derzeit der erste Band in einer Auflage von 100.000 Exemplaren vor, während der zweite Band in erster Auflage mit 60.000 Stück bereits vollkommen ausverkauft ist. Weitere 20.000 befinden sich unter der Presse.

Jugendschriften und Bilderbücher, die heuer vielfach auch an Stelle des schier unerschwinglichen Spielzeugs treten werden, sind noch genug am Lager. Nur die großen Geschenkswerke, die gerade diesmal viel verlangt werden und besonders wissenschaftliche Werke gehen mehr und mehr zu Ende, da die meisten Verleger nicht in der Lage sind, die verbrauchten Vorräte durch Neudrucke zu ergänzen. Ja, bei einzelnen großen Werken sind die Verleger gezwungen, mit den beabsichtigten und schon äußerst notwendigen Neudrucken bis zum Kriegsende zu warten. Von dieser Krise wurde selbst der Schulbücherverlag getroffen, so daß es heute vielen Schülern gar nicht möglich ist, die vorgeschriebenen Schulbücher zu kaufen. Als Beispiel diene Scheindlers „Lateinische Schulgrammatik", um die man sich die Füße wundlaufen kann, ehe man eine erhält. Es gibt Mittelschulen in Wien, in denen sich zwei, drei Schüler mit einem Buch begnügen müssen, was natürlich auf den Gang des Unterrichtes sehr störend einwirkt. Gleiches gilt von den Atlanten, mit deren Neuausgaben man zögert. Hier tritt zu dem Mangel an Arbeitskräften und Material auch noch der Umstand, daß man ja nicht weiß, ob die Weltkarte nicht schon acht Tage nach dem Erscheinen des Atlasses wieder ein anderes Gesicht hat. Die Klassikerausgaben erscheinen durchgehends auf schlechterem Papier und in sehr minderwertigen Einbänden; meist kommen zu letzteren Leinenersatzstoffe in Verwendung. Doch muß man vielen Verlegern zubilligen, daß sie bestrebt sind, auch die Ersatzstoffbände möglichst geschmackvoll herzustellen. An all diesen Uebelständen trägt die außerordentliche Papierknappheit Schuld. Sie beeinträchtigt sowohl die Neuproduktion wie die Ergänzung alter Auflagen durch Neudrucke und wird im nächsten Frühjahr voraussichtlich dazu führen, daß überhaupt keine Neuauflagen mehr hergestellt werden können. Aehnlich verhält es sich mit der Erzeugung von Einbänden. Die großen Dampfbuchbindereien Oesterreichs und Deutschlands sind infolge des Mangels an Arbeitskräften und Rohmaterialien nicht in der Lage, den Riesenbedarf der großen Verlage auch nur annähernd zu decken. Während sie früher auch große Auflagen durch systematische Zusammenarbeit der einzelnen Kräfte in acht Tagen mit Einbänden versehen konnten, benötigen sie heute zur selben Arbeit sechs bis acht Wochen. Man sieht also, daß bei einer längeren Kriegsdauer sich die Aussichten des Buchhandels verschlechtern würden. Schließlich träte auch auf diesem Gebiete noch Warenmangel ein und damit ein bedeutendes Hinaufschnellen der Preise. Wie bitter aber würde es der Großteil der Bevölkerung empfinden, sich kein Buch mehr kaufen zu können! Vielen unter uns ist das Buch die einzige Freude, der liebste Freund. Auch seiner zu entsagen, würde manchem schwerer fallen, als es den Anschein hat. Den besten Beweis dafür liefert uns die Stadt Riga. Drei Jahre vom deutschen Buchhandel abgeschlossen, sehnte sich ihre Bevölkerung so nach guten Büchern, daß sich die dortigen Buchhandlungen nach der Befreiung der Stadt veranlaßt sahen, in Deutschland Bestellungen zu machen, die jene der Friedenszeit um das Zehnfache übertrafen. Hoffen wir also, daß ein naher Friede auch unsern Buchhandel jener Sorge enthebt, die ihn jetzt Woche um Woche mehr zu bedrängen beginnt.

Tägliche Rundschau
15./XII. 1917.

15

77

Ein Museum für Buchwesen und Schrifttum.

Aus Leipzig wird uns geschrieben:

Der Deutsche Verein für Buchwesen und Schrifttum, dessen Gründungsversammlung am Sonntag, den 16. Dezember, in Gegenwart des Königs von Sachsen im Buchgewerbehaus zu Leipzig stattfindet, will die Werte der durch den Krieg so jäh gestörten Leipziger Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra) sammeln, bewahren und nutzbar machen. Die weitgehenden Zukunftspläne, die in Leipzig an die Bugra geknüpft waren, sind seinerzeit nur zurückgestellt, niemals aufgegeben worden. Die Leipziger Ausstellung war über ihren engeren Rahmen zu einer Kulturausstellung im weitesten Sinne des Wortes hinausgewachsen, und so soll auch der Deutsche Verein ein Sammelpunkt deutschen Geisteslebens auf der Grundlage des Buches und des graphischen Ausdruckes überhaupt werden. Dem großen Gedanken, der in der Halle der Kultur auf der Bugra verkörpert war, soll bleibende Gestalt und Wirkung verliehen werden. Diesem Ziele werden dienen: ein großangelegtes Museum für Buchwesen und Schrifttum, Vorträge und Wanderausstellungen in Deutschland und im befreundeten Ausland sowie eine umfassende Zeitschrift für geistige Kultur.

Das neue Museum wird in einem Neubau, der auf dem Gelände an der Hospitalstraße, Ecke Platostraße, in nächster Nähe des Buchgewerbehauses errichtet werden soll, seinen Platz finden. Was das Deutsche Museum in München für die Technik und Wirtschaftsgeschichte bedeutet, das soll das neu zu schaffende Leipziger Museum für die Geisteswissenschaften werden. Es wird ein umfassendes Bild der Entwicklung der geistigen Kultur von den primitivsten Anfängen bis zu den höchsten Stufen bei den einzelnen Völkern zeigen. Um diesen Gedanken zu verkörpern, sind heute schon höchst wertvolle und einzigartige Sammlungen vorhanden, die den Grundstock des künftigen Museums bilden. Er setzte sich aus der Fülle von Schenkungen zusammen, die von der Bugra her in Leipzig geblieben sind. Damals schon, als in den ersten Kriegsmonaten die Ausstellung geschlossen wurde, wurde trotz des Ernstes der Zeit der Plan gefaßt und festgehalten, daß etwas Dauerndes geschaffen, und die Erinnerung an die Bugra den Nachkommen erhalten werden müßte. Mit großer Opferfreudigkeit stifteten die Verbände, große und kleine Firmen die wertvollen Gegenstände ihrer Ausstellungen für das künftige Museum. Sie gingen damals in den Besitz des Museums über, trotzdem es erst auf dem Papier stand: aus den Hallen der Kultur die Abteilungen Aegypten und Assyrien-Babylon, die altebräische Abteilung, die griechische und römische, japanische und chinesische Abteilung. Ferner wurden dem Museum die Abteilungen Nordische Kultur, Gebrauchsgraphik, billiges Buch und schönes Buch, die Gelehrtenstube, der Gutenbergraum und die Senefelderstube gestiftet. Viele Schenkungen flossen dem Museum aus der Halle des Buchhandels und des Druckgewerbes, von den Buchgewerbekünstlern und Kunstbuchbindern zu. Das Haus der Frau, die Tagespresse und Fachpresse, die Stenographie Blindendruck und Blindenschrift werden gleichfalls in umfassendster Weise vertreten sein. Das Ausland wird in dem Museum eingehend berücksichtigt werden, und der Weltkrieg seinen gebührenden Platz einnehmen.

Zu dem Museum gehört eine besondere Studiensammlung, und es ist daran gedacht, in Verbindung mit dem Museum Institute für die wissenschaftliche Forschung zu schaffen. Ferner wird dem Museum eine Bibliothek angegliedert, die der Entwicklung des Buchwesens, dem Körper des Buches und der buchgewerblichen Kunst gewidmet ist.

Mitten in Deutschlands schwerster Zeit ist das neue Museum der Kultur entstanden. Möge ein baldiger glücklicher Friede ihm eine schöne und segensreiche Entwicklung sichern!

Arbeiterzeitung

19/XII. 1917

Einfuhr von ausländischen Zeitungen und Zeitschriften nach Oesterreich.

Ein Fachmann schreibt uns: Nachdem wir mehr als drei Jahre ohne Zeitungen und Zeitschriften des feindlichen Auslandes und größtenteils des neutralen Auslandes sind, hat man sich im Parlament bemüht, auf diesem Gebiet wieder normale Verhältnisse zu schaffen. Man geht jedoch von der falschen Voraussetzung aus, daß die einfache Aufhebung der Verordnungen, mit denen die Einfuhr der Blätter der feindlichen Staaten verboten wird, genügen dürfte. Das ist aber nicht so. Unsere Erfahrungen auf dem Gebiet des Zeitungsvertriebes und ganz besonders unsere Kriegserfahrungen sind derart, daß wir schon vorweg wissen, daß, wenn auch das Parlament die Aufhebung der Verordnungen beschließen würde, wir noch lange keine ausländischen Blätter haben werden. Es sind im Laufe der drei Jahre soviel Schwierigkeiten entstanden, die diesen Bezug unmöglich machen, daß erst alle diese Hindernisse beseitigt werden müssen. Das Haupthindernis ist und bleibt die Zensur. Die Regierung wird die Einfuhr erlauben und die Zensur wird die Blätter teilweise gar nicht hereinlassen oder wochenlang zurückhalten. Das haben wir zur Genüge erlebt, und zwar mit den neutralen Blättern. Wir haben während des Krieges verschiedenemale den Versuch gemacht, neutrale Blätter zu abonnieren, aber das Abonnement war fast in allen Fällen zwecklos. Bei den Blättern, die ententefreundlich waren, wie Blätter der französischen Schweiz, Hollands und Dänemarks, war überhaupt jeder Versuch zwecklos, da nicht ein Exemplar hereinkam. Aber auch bei den deutschfreundlichen Zeitungen wie zum Beispiel bei den „Baseler Nachrichten" und vielen anderen Blättern, ja sogar bei den Blättern unserer Verbündeten, zum Beispiel den bulgarischen und türkischen Zeitungen, hat man ohne jede Verordnung den Bezug einfach unmöglich gemacht. Wenn wir solche Blätter abonniert haben, haben wir meistens nur die Hälfte der Nummern erhalten oder wir haben die Blätter so spät erhalten, daß sie kein Interesse mehr für den Leser hatten, oft Nummern von vierzehn Tagen zusammen. An diesen Zuständen würde die Aufhebung der betreffenden Verordnungen nichts ändern, sondern es müßte wirklich die Regierung garantieren, daß die untergeordneten Organe an den zahlreichen Zensurstellen alle ausnahmslos die Blätter passieren lassen, ganz gleich, ob der Inhalt günstig oder ungünstig für Oesterreich ist. Wenn es dem Ermessen eines Zensors an der Grenzstation anheimgestellt ist, ob ein Blatt hereinkommen darf oder nicht, dann werden wir wohl überhaupt keine Blätter zu sehen bekommen, denn jede Zeitung wird irgend etwas enthalten, was nicht günstig für Oesterreich ist. Wir unsererseits würden, wenn man uns keine Schwierigkeiten in den Weg legt, innerhalb vierzehn Tagen den Vertrieb so organisieren, daß alle Blätter Frankreichs, Englands und Italiens und wahrscheinlich auch die russischen Blätter nach Oesterreich gelangen. Die Blätter von Frankreich, England und Italien könnten über die Schweiz innerhalb drei Tagen, und selbst wenn man einen Verlust von zwei Tagen an der Grenzstation bei der Zensurierung hinzurechnet, innerhalb fünf Tagen in unserem Besitz sein. Dies wäre noch annehmbar und wäre ungefähr gerade so, wie es jetzt im Deutschen Reiche der Fall ist. Ein zweites großes Hindernis ist die Beschaffung von Schweizer Zahlungsmitteln. Man hat ja jetzt für wichtige Lebensmittel, Schuhe und Kleider aus Valutarücksichten die Einfuhr aus dem neutralen Ausland verboten. Es ist deshalb gar nicht ausgeschlossen, daß die Regierung auf der einen Seite die Einfuhr der ausländischen Zeitungen gestattet, das Finanzministerium aber einfach sagt, für diesen Zweck können wir keine Schweizer Zahlungsmittel hergeben wegen Gefahr der Verschlechterung unserer Valuta. Da möchten wir jedoch bemerken, daß es sich bei den Zeitungen nicht wie bei unentbehrlichen Bedarfsgegenständen um Millionen handelt, sondern daß höchstens 500.000 Schweizer Franken und eventuell 20.000 Kronen schwedischer Währung erforderlich wären, was gewiß kein derartiger Betrag ist, daß er zur Verschlechterung der Valuta beitragen kann. Dieses Geld muß uns unbedingt zur Verfügung gestellt werden, da es ganz ausgeschlossen erscheint, selbst von unserem besten Freunde im Ausland in der Kriegszeit einen höheren Kredit zu erhalten. Das dritte Hindernis ist nur ein formelles und besteht darin, daß die Regierung erklären muß, daß eine Zahlnng für ausländische Blätter an das neutrale Ausland nicht gegen das Zahlungsverbot verstößt. In Deutschland hat man Leuten in dieser Beziehung einen Prozeß zu machen versucht, indem man erklärte, daß dadurch indirekt dem Feinde Geld zukommt und deshalb ein Verstoß gegen das Zahlungsverbot vorliege. Zeitungen und Zeitschriften müßten deshalb von diesem Zahlungsverbot ausgenommen werden. Wir rekapitulieren deshalb nachstehend nochmals die drei wesentlichen Punkte: 1. Vollständige zensurfreie Behandlung sämtlicher ausländischen Blätter oder, wenn dies nicht zu erreichen ist, die allermildeste Behandlung bei der Zensur. 2. Verpflichtung des Finanzministeriums, für den Bezug der ausländischen Blätter die erforderlichen fremden Zahlungsmittel zur Verfügung zu stellen. 3. Erklärung der Regierung, daß Zahlungen für feindliche Blätter an das neutrale Ausland nicht als gegen das Zahlungsverbot verstoßend gelten.

Der Abend
24. XII. 1917

79

Pläne gegen die Zeitungen.

Wir haben in der Vorwoche von dem merkwürdigen Plan berichtet, die Zeitungen mit den Stoffwuchrern, die ein Interesse an dem Spinnpapier haben, in einem gemeinsamen „Kriegswirtschaftsverband der Papierindustrie" zu vereinigen. Der Plan ist gefallen. Die Zeitungen werden dem Bereich der Baumwollzentrale entrückt und erhalten für die Bewirtschaftung ihrer Hilfsstoffe eine besondere „Interministerielle Kommission". Im kriegswirtschaftlichen Ausschuß des Abgeordnetenhauses sind Donnerstag über die Pläne der Regierung bezüglich dieser Kommission vertrauliche Auskünfte gegeben worden und wir müssen von vornherein erklären, daß wir die Absichten, die da bekannt geworden sind, ebenso bekämpfen werden, wie den ursprünglichen Plan. Die Regierung will nämlich die Kommission aus Vertretern der beteiligten Ministerien, neben diesen aber aus insgesamt sechs Zeitungsvertretern zusammensetzen, von denen vier, sage und schreibe vier, ernannt und nur zwei von den Zeitungen gewählt werden sollen. Es ist klar, daß die Regierung nur ihr genehme Herren ernennen wird. Ebenso klar ist es, daß die Zeitungen die unbeschränkte Herrschaft von vier Regierungsmännern unter keinen Umständen dulden können. Gewiß gibt es einige, die sich mit diesem Zustand einverstanden erklären können. Das wären die Zeitungen von offener und versteckter Offiziösität, die seit Jahren gewöhnt sind, von der Regierung wirtschaftlich und politisch gut bedient zu werden. Allein es stehen höhere Interessen auf dem Spiel, als daß die alten dicken Preßkröten weiter gefüttert werden. Es handelt sich um die Unabhängigkeit der demokratischen Presse. Wenn sich für diese Zeitungen zu dem Terror unter dem sie heute stehen, noch das wirtschaftliche Diktat einer mit Regierungslakaien besetzten Kommission gesellen sollte, so wäre es ihnen ganz und gar unmöglich, ihrer Pflicht gegenüber der Bevölkerung zu genügen. Sie könnten aus diesem oder jenem Grunde einfach erdrosselt werden. Es bliebe dann nur noch eine willfährige Presse übrig, die zu allem mißbraucht werden könnte.

Deshalb darf das Parlament nie zugeben, daß die Absicht der Regierung durchgeführt wird. Die interministerielle Kommission wird nur dann Wert haben, wenn sie neben den Regierungsvertretern durchwegs aus Zeitungsleuten besteht, die von den bestehenden Vertretungen der Zeitungen g e w ä h l t worden sind. Es müßten etwa zehn Vertrauensleute sein, damit die Interessen aller in Betracht kommenden Zeitungsgattungen Berücksichtigung finden. Es soll nicht ein zweites Mal geschehen, daß eine Zeitungsverordnung herauskommt, die auf die Interessen des Anzeigenteiles der „Steyrermühl"-Blätter oder der „Neuen Freien Presse" zugeschnitten ist und andere Zeitungen schwer schädigt. Die zu bildende Kommission muß so beschaffen sein, daß sie von niemandem mißbraucht werden kann. W

Berliner Lokalanzeiger
18.7.1918

18
80

Wiener Preßtreibereien.

Das Wiener Fremdenblatt, das dem k. und k. Auswärtigen Amt dient, hat der reichsdeutschen Oeffentlichkeit eine sonderbare Ueberraschung bereitet. In der Nummer vom 12. d. M., die heute hier vorliegt, brachte es einen Aufsatz mit der Ueberschrift „Fürst Bülow". Welcher Anlaß liegt für Wien vor, sich mit der Person des Fürsten zu beschäftigen? Der Inhalt des Aufsatzes läßt allerlei — für uns nicht gerade erfreuliche — Vermutungen zu. Da ist von Gerüchten die Rede, die angeblich nicht verstummen wollen. Sie besagen, daß Fürst Bülow „lebhaft am Werke ist, um dem Staatssekretär v. Kühlmann Schwierigkeiten zu bereiten, wohl in der Absicht, sich selbst an die Stelle zu setzen, und sich das wichtige Amt eines ersten Friedensunterhändlers zu sichern". Gegen diese Absicht, für deren Bestehen kein Beweis und nicht einmal ein Anhaltspunkt angeführt wird, tritt nun das Wiener halbamtliche Blatt mit großen Geberden der Abwehr auf. v. Kühlmann genieße nun einmal das Vertrauen nicht nur der Regierung, sondern auch der Völker in Oesterreich-Ungarn, die es ihm hoch anrechneten, daß er „mit ebenso viel Zähigkeit wie Geschicklichkeit, gedeckt durch die Majorität des Deutschen Reichstages, seinen Kurs, zu einem baldigen, ehrenvollen Frieden zu gelangen, stetig einhält". Fürst Bülow aber genieße dieses Vertrauen nicht, weil man ihm seine Tätigkeit in Rom vor der Kriegserklärung Italiens nicht vergessen könne. Es bestehe das Gefühl, daß er damals „durch Ausbieten österreichisch-ungarischen Gebietes an die italienische Regierung kein treuer Sekundant war".

Welches Gefühl nun durch die Veröffentlichung dieser Auslassung in dem halbamtlichen Wiener Blatte bei uns erweckt wird, läßt sich schwer in gemessenen Worten sagen. Man fragt sich wohl zunächst: Wo liegt der Anlaß zu einem so scharfen Vorstoß? Gerüchte lassen sich gewiß in einem ruhigeren Ton und auf einem unauffälligeren Wege auf ihr richtiges Maß zurückführen und, wenn nötig, aus der Welt schaffen. So muß die Vermutung aufkommen, daß es sich hier nicht nur um die Abwehr, sondern auch um die laute Bekanntgabe des Gerüchtes gehandelt hat. Es kam auf die weithin sichtbare Gebärde an. Diese zeigt, den Beauftragten des Wiener Amtes, wie er sich schützend gegen Bülows unverantwortliche Treibereien vor den allein vertrauenswürdigen Herrn von Kühlmann stellt. Daß also auf diesem Bilde Herr von Kühlmann — vermutlich mit Unrecht — dicht hinten den Einflüsterern des Wiener Artikelschreibers erblickt wird, ist eine unvermeidliche Wirkung, die sich aus dem Inhalt und der Anlage des Artikels ergibt. Für Herrn von Kühlmann wohl keine erwünschte Wirkung. Sollte ihm damit von übereifrigen Freunden ein Dienst erwiesen werden, dann ist er so plump ausgeführt worden, daß er dadurch schon fast aufgehoben wird. Denn jeder halbwegs Kundige muß sich sagen: Das Wiener Fremdenblatt ist das Organ des Wiener Auswärtigen Amtes; und der Herr des Wiener Auswärtigen Amtes, ohne dessen Einverständnis dieses Blatt Aufsätze solchen Inhalts sicherlich nicht bringen könnte, ist Graf Czernin. Er sitzt derzeit mit Herrn von Kühlmann zusammen in Brest-Litowsk. Aus dieser Tatsachenreihe können Schlüsse gezogen werden, die gewiß nicht zwingend sind, aber immerhin so nahe liegen, daß sie dem Betroffenen höchst peinlich werden müssen. Es würde uns nicht wundern, wenn Herr von Kühlmann unter der Nachwirkung dieses allzu kühnen Journalistenstreiches den lebhaften Wunsch empfände: Gott schütze mich vor meinen Freunden!

Die sachlichen Einwände gegen den Fürsten Bülow sind nicht minder ungeschickt und haltlos. Was er in den Monaten vor der italienischen Kriegserklärung geleistet hat, wird erst nach dem Kriege — und, wie wir bestimmt wissen, nicht zum Nachteile des Fürsten — näher zu erörtern sein. Jetzt aber ist schon so viel klar, daß es sein Verdienst war, die italienische Kriegserklärung durch Verhandlungen so lange hinausgezögert zu haben, bis den verbündeten Truppen der Durchbruch bei Gorlice gelungen, der größte Teil von Galizien wieder vom Feinde befreit und die Gefahr eines Einbruches der Russen nach Ungarn abgewendet war. Das Verdienst war das des Fürsten; und der Auftrag, in dessen Durchführung er sich dieses Verdienst erwarb, ging von dem damaligen Reichskanzler Herrn v. Bethmann Hollweg aus, für den gerade die Wiener maßgebenden Stellen sich während der ganzen Zeit seines Wirkens und wohl auch noch ein wenig darüber hinaus — mit größter Wärme eingesetzt haben. Gedenkt man übrigens in Wien in so wenig gerechter Art jener römischen Tätigkeit des Fürsten, so möge man doch auch seines Verhaltens in der serbischen und in der aus ihr folgenden europäischen Krise im Jahre 1908 nicht vergessen. Die Dienste, die er damals durch sein standhaft treues Verhalten der Donaumonarchie geleistet hat, sind immerhin nicht gering zu veranschlagen!

Wie immer aber die Persönlichkeit und die Leistung des Fürsten Bülow in Wien beurteilt werden möge: Wir müssen doch mit aller Entschiedenheit darauf hinweisen, daß die Frage, ob und wie er wiederum in den Diensten des Deutschen Reiches verwendet wird, ausschließlich eine Angelegenheit des Deutschen Reiches und der deutschen Bevölkerung ist. Diese bringt in weiten Kreisen den diplomatischen Fähigkeiten des Fürsten Bülow aufrichtiges Vertrauen entgegen und würde es mit Freude begrüßen, wenn bei der Erledigung der ungemein wichtigen Aufgaben, die der deutschen Diplomatie jetzt gestellt sind, auch sein Rat gehört würde. Bei der Auswahl der für Deutschlands Sache wirkenden Männer kann das Deutsche Reich selbstverständlich nur auf seine eigenen Interessen Rücksicht nehmen. Jede Einmischung von außerhalb, und käme sie von dem nächsten Verbündeten, muß mit aller Schärfe zurückgewiesen werden.

Pester Lloyd Abendbl.
18./I. 1918
81

(Die Schmiergelder der rumänischen und der neutralen Presse.) Die Petersburger Telegraphen-Agentur berichtet: In den geheimen Archiven sind Schriftstücke über die Bestechung der rumänischen Presse vor Eintritt Rumäniens in den Krieg entdeckt worden. Die Aktenstücke enthalten Telegramme, die zwischen dem russischen Gesandten in Bukarest Poklewski und dem Minister des Aeußern ausgetauscht wurden. Als Hauptagent der Bestechung der rumänischen Presse tritt der gegenwärtige rumänische Minister Take Jonescu auf. In einem Telegramm vom 12. März 1916 verlangt Poklewski, man möge die Zusicherung einer Gesamtsubvention in der Höhe von 350.000 Rubel an Take Jonescu für das Blatt Universul, verteilt auf eine Periode von sieben Jahren, gutheißen. In seiner Antwort vom 17. März genehmigte das Ministerium des Aeußern diese Subvention. In einem Telegramm vom 25. Mai 1916 erachtet Poklewski augenblicklich einen neuen Subventionskredit von 100.000 Rubel für Roumaine, das französische Organ Take Jonescus, der von den Leitern dieser Zeitung angesprochen wurde, für genügend. In einem Telegramm vom 25. Mai ist auch von einem Kredit von 100.000 Rubel die Rede, der zur Unterstützung der Blätter Adeverul, Universul, Dimineata und Nationalul bestimmt ist. In den den Konteradmiral Wesselski, einen anderen Agenten der zaristischen Bestechung in Rumänien, betreffenden Aktenstücken fanden sich Angaben über weitere Ausgaben vor, unter anderem zur Gründung des Blattes Patria in Bukarest. In einem in den geheimen Archiven aufgefundenen Schriftstück sind die zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Spanien, Persien und den Vereinigten Staaten gemachten Ausgaben verzeichnet. So erhielt der amerikanische Journalist Walpay für einen Vortrag im Monate März 1915 die Summe von 2500 Dollar und Landfeld zur Einrichtung eines Preßbureaus 3500 Dollar. Der russische Journalist Doborow bekam für die Zeitung Rußkij Emigrant 22.000 Dollar.

Reichspost Abendbl.
18./I. 1918

Wer regiert?

Der sozialdemokratische Parteivorstand erläßt in seinem Amtsorgan eine Kundmachung an die „Arbeiter und Arbeiterinnen", in der es u. a. heißt:

„Eine Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs hält der Parteivorstand im gegenwärtigen Augenblick nicht für notwendig."

„Auch die Ausgabe der Zeitungen zu verhindern, hält der Parteivorstand vorläufig nicht für zweckmäßig."

„. . . Es wird sich ja zeigen, ob die Regierung die Forderungen der Arbeiterschaft zu erfüllen bereit ist."

Solche Verlautbarungen sind in einem Staate, der unseres Wissens bisher noch nicht ausdrücklich darauf verzichtet hat, als ein Rechts- und Ordnungsstaat zu gelten, möglich. Unmöglich aber macht es uns die staatliche Zensur, über die herrschenden Zustände die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, bevor es noch der sozialdemokratische Parteivorstand für „zweckmäßig" hält, die Preßfreiheit gewaltsam zu unterdrücken und die Nichtbolschewiken mundtot zu machen. Dabei liegt es uns ferne, das Glück zu unterschätzen, daß auch in diesen Tagen noch — wenigstens „vorläufig"! — außer dem Amtsorgan der Ausständischen (der „A. Z.") auch noch die „Wiener Ztg." erscheint und neben dem sozialdemokratischen Parteivorstand auch noch die Ministerien amtieren.

Fremdenblatt

18./I. 1918

An die P. T. Bezieher der Wiener Tageszeitungen!

Infolge der zahlreichen Beschwerden, welche den Wiener Blättern aus dem Kreise ihrer Bezieher über mangelhafte und verspätete Zustellung oder über gänzliches Ausbleiben der Zeitungen zukommen, sieht sich die gefertigte Vereinigung der Wiener Tageszeitungen genötigt, das P. T. Publikum auf die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welchen jetzt die Zeitungsbetriebe gegenüberstehen.

Der große Mangel an verläßlichen Arbeitskräften, der in fast allen industriellen Betrieben herrscht, macht sich auch auf dem Gebiete des Zeitungsdienstes trotz der relativ hohen Löhne, die bezahlt werden, besonders stark fühlbar. Hiezu kommt noch, daß es neuen Austrägerinnen infolge Mangels an Kerzen und Petroleum fast unmöglich wird, in den frühen Morgen- und späten Nachmittags- oder Abendstunden die Wohnungen der Bezieher zu finden. Zu diesen Uebelständen kommt weiters noch die große Schwierigkeit, für die Austrägerinnen geeignetes Schuhwerk zu bekommen.

Daß die Wiener Tageszeitungen in der Provinz verspätet und unregelmäßig einlangen, ist darauf zurückzuführen, daß nicht allein in den Zeitungsbetrieben, sondern auch auf der Post und der Bahn großer Mangel an geschulten und verläßlichen Arbeitskräften herrscht; ebenso fehlt es nicht allein den Zeitungsbetrieben, sondern auch der Post an leistungsfähigem Fuhrwerk, um die Zeitungen rechtzeitig auf die Bahnhöfe zu befördern. Daß der Zugsverkehr häufigen Störungen, Verspätungen und zeitweiligen gänzlichen Einstellungen ausgesetzt ist, ist allgemein bekannt.

Die Bezieher der Wiener Tageszeitungen werden gebeten, diese, den Tatsachen entsprechenden Umstände zu berücksichtigen und das verspätete, unregelmäßige Einlangen der Zeitungen als einen der vielen Uebelstände geduldig zu ertragen, welche der Krieg mit sich bringt.

Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen.

Neues Wiener Tagblatt Abendbl. 22./I. 1918

84

An die P. T. Bezieher der Wiener Tageszeitungen!

Infolge der zahlreichen Beschwerden, welche den Wiener Blättern aus dem Kreise ihrer Bezieher über mangelhafte und verspätete Zustellung oder über gänzliches Ausbleiben der Zeitungen zukommen, sieht sich die gefertigte Vereinigung der Wiener Tageszeitungen genötigt, das P. T. Publikum auf die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welchen jetzt die Zeitungsbetriebe gegenüberstehen.

Der große Mangel an verläßlichen Arbeitskräften, der in fast allen industriellen Betrieben herrscht, macht sich auch auf dem Gebiete des Zeitungsdienstes, trotz der relativ hohen Löhne, die bezahlt werden, besonders stark fühlbar. Hiezu kommt noch, daß es neuen Austrägerinnen infolge Mangels an Kerzen und Petroleum fast unmöglich wird, in den frühen Morgen- und späten Nachmittags- oder Abendstunden die Wohnungen der Bezieher zu finden. Zu diesen Uebelständen kommt weiter noch die große Schwierigkeit, für die Austrägerinnen geeignetes Schuhwerk zu bekommen.

Daß die Wiener Tageszeitungen in der Provinz verspätet und unregelmäßig einlangen, ist darauf zurückzuführen, daß nicht allein in den Zeitungsbetrieben, sondern auch auf der Post und der Bahn großer Mangel an geschulten und verläßlichen Arbeitskräften herrscht; ebenso fehlt es nicht allein den Zeitungsbetrieben, sondern auch der Post an leistungsfähigem Fuhrwerk, um die Zeitungen rechtzeitig auf die Bahnhöfe zu befördern. Daß der Zugsverkehr häufigen Störungen, Verspätungen und zeitweiligen gänzlichen Einstellungen ausgesetzt ist, ist allgemein bekannt.

Die Bezieher der Wiener Tageszeitungen werden gebeten, diese den Tatsachen entsprechenden Umstände zu berücksichtigen und das verspätete, unregelmäßige Einlangen der Zeitungen als einen der vielen Uebelstände geduldig zu ertragen, welche der Krieg mit sich bringt.

Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen.

Die Zeit
31. I. 1918

Die Schule und der Papierverbrauch der Zeitungen.

Der Landesschulrat hat an die Direktionen aller Staatslehranstalten und an alle Bezirksschulräte einen Erlaß gerichtet, in dem auf Ersuchen des Schulausschusses der fachlichen Fortbildungsschule des Gremiums der Buchdrucker das Wichtigste über Sparmaßnahmen im Papierverbrauch bekanntgegeben wird. Der Erlaß ist deshalb bemerkenswert, weil er darauf hinweist, daß durch Sparmaßnahmen der Bevölkerung ungefähr doppelt so viel Papier erspart werden könnte, als der Jahresverbrauch der gesamten Tagespresse beträgt. In dem Erlaß heißt es weiter, es würde genügen, wenn auf den Kopf der Bevölkerung täglich 20 Gramm Papier, ungefähr zwei Bogen, gespart würden, um die Gesamtherstellung in Einklang zu bringen. Diese 20 Gramm ergeben, auf unsere Bevölkerung berechnet, eine Ersparnis im Jahre von nahezu 400.000 Tonnen Papier. Wie riesengroß diese Menge ist, zeigt ein Vergleich mit dem Jahresverbrauch der gesamten Tagespresse, der ungefähr so viel als die Hälfte der vorgenannten Zahl beträgt. Der Erlaß des Landesschulrates schließt mit der Aufforderung, auch in der Schule den auf die Papiererersparung hinzielenden Bestrebungen neuerlich das besondere Augenmerk zuzuwenden.

Fremdenblatt Abendbl
1./II. 1918
a
1
86

* (Eine Knaben- und Mädchenbücherei im 8. Bezirke.) Der Ortsschulrat des 8. Bezirkes hat auf Anregung seines Vorsitzenden Stadtrat Hans Arnold Schwer den Beschluß gefaßt, im Amtshause des 8. Bezirkes eine Knaben- und Mädchenbücherei zu errichten, die jene Kinder, die daheim keine geheizten Räume besitzen, vor dem Unbilden der rauhen Witterung schützt. Den Bedürftigen soll hier Erquickung, den Müssigen entsprechende anregende Beschäftigung, Belehrung und Unterhaltung mannigfacher Art, insbesonders durch eine geeignete Jugendbücherei geboten werden. Die Munifizenz eines bekannten Wiener Philanthropen und Freundes der Jugend sichert den Bestand der Knaben- und Mädchenbücherei. Nichtsdestoweniger kann diese jüngste Fürsorgeaktion für unsere Jugend auf die werktätige Mithilfe der breiten Oeffentlichkeit nicht verzichten. In manchen Familien, deren Kinder herangewachsen sind, werden sich Jugendschriften aller Art, aus dem frühesten Alter dieser Kinder aufbewahrt finden. Wir sprechen die Bitte aus, der Knaben- und Mädchenbücherei im 8. Bezirke solche Bücher zu überlassen. Die Herzen der ärmsten unserer Kinder wird diese Gabe erquicken. Spenden von Jugendschriften aller Art werden mit Dank in Empfang genommen vom Stadtrate Schwer, 8. Bezirk, Schlesingerplatz 4 (Amtshaus Josefstadt). Auf Wunsch werden die Bücher von Amtsorganen abgeholt.

Neues Wiener Tagblatt
12./II. 1918

87

* **(Bücherkäufe nach dem Meter.)** Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: Vor einigen Tagen war ich bei einem Antiquarbuchhändler in der Innern Stadt Augen- und Ohrenzeuge folgender Szene: Es erscheint ein Herr und fragt, ob der Antiquar schöne, alte und auch altertümlich gebundene Bücher habe — besonders recht vielbändige Werke. Darauf die Antwort: „Ja, in welchem Fache?" — „Das ist gleichgültig," hieß es, „ich habe für jemand eine Wohnung einzurichten und brauche für das Herrenzimmer vierzehn bis fünfzehn Meter Bücherreihen!" ... So haben es wir doch weiter gebracht in den fast hundert Jahren seit der ersten Aufführung vom „Bauer als Millionär". Damals kaufte sich der reich gewordene Bauer Wurzel die Bücher um sich zu bilden noch „halbe Meter weise". Jetzt wird für die neuen Millionäre der Bildungsausweis nach dem laufenden Meter gekauft!

Die Zeit
17. II. 1918

Zeitungssorgen.

Es vergeht kaum ein Tag, an dem in den Zeitungen nicht Klage geführt würde über die zahllosen Erschwernisse aller Lebensbedingungen dieser Zeit. Bald ist es die Teuerung, bald sind es Stockungen in der Approvisionierung, oder der Mangel an Rohmaterial, oder die steigenden Verkehrsschwierigkeiten, die zur Kritik herausfordern. Stets nimmt sich die Zeitung der bedrohten Interessen der Allgemeinheit an. Nur ein Thema vermeidet sie mit geradezu ängstlicher Scheu: Die offene Darlegung der eigenen Sorgen! Diese Zurückhaltung der Presse in eigener Sache ist um so weniger gerechtfertigt, als es sich im Grunde genommen eben doch wieder um Ansprüche und Bedürfnisse der Bevölkerung handelt, in deren Dienst sich das Zeitungsblatt gestellt hat; Ansprüche und Bedürfnisse, die heute kaum noch erfüllt werden können, weil die gesamte Zeitungsindustrie schon seit Monaten im Zustande einer Krise schwebt, von deren Schwere der Fernstehende sich kaum eine Vorstellung machen kann.

Bekannt ist dem Leser eigentlich nur, daß die Blätter unter der Papiernot leiden und daß sie alle gezwungen sind, ihren Umfang erheblich einzuschränken. Hingegen dürften nur die wenigsten wissen, daß es den Zeitungsherausgebern derzeit ähnlich ergeht wie — unseren Hausfrauen in der Wirtschaft: Sie vermögen auch bei hohen Gestehungskosten das Nötige zur Aufrechterhaltung ihres Betriebes nicht zu beschaffen. Eben daraus ergeben sich aber die schwersten Zeitungssorgen, die der Oeffentlichkeit noch unbekannt sind. Die Blätter haben buchstäblich Tag um Tag um ihr gesichertes Weitererscheinen zu fürchten. Denn die Dinge liegen so, daß den Druckereien bald schon alles fehlt, was zur glatten Herstellung und Herausbringung eines Blattes notwendig ist.

Dieser Notstand ist so drastisch, daß eine Schilderung auch den Laien interessieren dürfte. Fangen wir, abgesehen vom Papier, mit dem Wichtigsten an. Es ist die Farbe, oder, populär gesprochen, die Druckerschwärze. Die gab's zur Friedenszeit in herrlichen Qualitäten. Kriegsfarbe, wenn man so sagen darf, ist vor allem nicht schwarz, sondern hat einen ekligen Stich ins Graue, sie sieht auch auf dem Papier entsprechend greulich aus und verbreitet überdies einen unangenehmen Geruch. Es fehlt zu ihrer Herstellung an den nötigen Mengen Harz und Oel: statt dicht und kräftig ist sie ein dünnflüssiger Brei und daher nicht deckungsfähig. Der nichts ahnende Leser sagt dann: „Das ist doch wirklich ein Skandal! Nicht einmal mehr lesen kann man diese Zeitung!" Der Druckereileiter bemüht sich verzweifelt, besseres Farbmaterial zu bekommen, was ihm freilich nicht gelingt.

An dem schlechten Druck ist das Papier mit schuld. Es fehlt diesem an Zellulose. Aber das wäre noch zu ertragen, wenn die Zeitungen überhaupt nur genug Papier bekämen. Die behördlich auf das schärfste kontrollierten Lieferungen der Fabriken betragen jedoch kaum noch ein Drittel des einstigen Friedensbedarfes, und auch dieses unzureichende Minimum ist oft genug nicht zur Stelle, weil es wieder an Transportmitteln fehlt.

Besondere Erbitterung bemächtigt sich jedoch der meisten Abonnenten, wenn ihr Zeitungsexemplar nicht nur einmal, sondern gleich ein paarmal überhaupt ausbleibt. Um 7 Uhr früh, um viertel und halb 8 Uhr und dann alle fünf Minuten schaut der Leser vor die Tür, fragt beim Hausmeister, vergebens! Das Blatt kommt wieder einmal verspätet oder — gar nicht. „Jetzt kündige ich einfach das Abonnement," beschließt der Leser zornentbrannt und eilt mit seiner Absage in die Administration. Da aber wird ihm geantwortet: „Herr, haben Sie eine Ahnung, was es jetzt heißt, in Wien Zeitungen austragen zu lassen?..." Und man klärt ihn auf: Die Austrägerin bleibt einen Tag einfach aus. Nicht weil sie zu wenig gezahlt bekommt. Sie hat ja fast schon einen Beamtengehalt. Sie bleibt mit der einfachen Begründung aus, daß sie sich für ihr Geld nichts zu essen kaufen und sich nicht gegen Kälte und Nässe schützen könne. Bevor sie mit zerrissenen Schuhen und zerschlissenem Rock in Sturm und Regen von Haus zu Haus, Stock auf, Stock ab gehe, bliebe sie lieber zu Hause. Raschen Ersatz für die ausgebliebene Austrägerin zu finden, gelingt in den seltensten Fällen.

Ein Vergleich drängt sich auf, der freilich nur geringen Trost bietet: die Post! Ueber die Zeitung, die ab und zu einmal durch eine Ersatzausträgerin später als sonst zugestellt wird, schimpft der ungeduldige Leser. Er denke an die heutigen Zustände im Postverkehr! Ein Brief braucht oft zwei Tage von einem Bezirk in den anderen. Ein Postsparkassenscheck kann bis zu vierzehn Tagen auf seine Auszahlung harren. Da aber findet das Publikum die wohlwollende Entschuldigung: Kriegsverhältnisse! Nun, was für den Riesenapparat der Post als billig gilt, sollte auch für das Privatunternehmen der Zeitung recht sein. Die Blätter leiden alle unter den unerträglichsten Produktionsschwierigkeiten, unter Materialmangel, unter Personalmangel, unter wahnsinniger Regieverteuerung, es fehlt vom Blei angefangen bis herab zum Putzlappen an den nötigsten Materialien. Das alles weiß der Leser nicht, und damit er es weiß, haben wir heute in eigener Sache zu ihm gesprochen. Einmal haben wir über unsere eigenen Sorgen geplaudert. Der treue Leser aber soll in dieser harten Kriegszeit seinem Namen Ehre machen: dem schwer kämpfenden Leibblatt möge er trotz aller Aergernisse treu bleiben!

Fremdenblatt Abend
22./II. 1918
89

* (Neue Oesterreichische Biographie.) Im Juni des vergangenen Jahres wurde an die Gründung eines großen Werkes geschritten. Ein Komitee von Fachmännern stellte sich uneigennützig in den Dienst der Sache, die, wenn sie glückte, ein „Monumentum Austriae" werden mußte. Heute, nach etwas mehr als einem halben Jahre, das mit sehr erfolgreichen, von Professor Dr. Anton Bettelheim geleiteten Vorarbeiten ausgefüllt war, darf gesagt werden, daß das in großen Kriegsnöten begonnene Werk in seinem geplanten Umfang glücken wird. Um nichts Geringeres handelt es sich, als um die Schaffung einer „Neuen Oesterreichischen Biographie", die eine Forderung des modernen geistigen Lebensbetriebes darstellt, eines monumentalen Sammelwerkes, das, jedem Parteigeist ferne, nur im Dienst unbefangener, vorurteilsfreier Forschung Oesterreichs Reichtum an Individualitäten, seinen Anteil an den kultur- wie weltgeschichtlichen Ereignissen und Ergebnissen in eine übersichtliche Einheit zusammenfassen soll. Die Größe dieser Aufgabe ist daran zu ermessen, daß das Wurzbachsche Sammelwerk, das „Biographische Lexikon des Kaisertums Oesterreich", welches die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, die seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder in ihnen gelebt und gewirkt haben, enthält und über sie Aufschluß gibt, daneben verglichen nur ein Spezialwerk ist. Da dieses zudem mit dem Jahre 1890 endigt und über das seither überholte Vierteljahrhundert vollständig schweigt, genügt es den heutigen Bedürfnissen schon in keiner Weise mehr. Industrie, Technik, Landwirtschaft, Sozialpolitik u. a. m. erscheinen kaum gewürdigt. Das neue Werk wird nicht nur diese empfindlichen Lücken ausfüllen, sondern den ungeheuren Stoff mit moderner Methodik gestalten. Es wird sich auf zwei sehr wertvolle Vorbilder stützen, auf die „Allgemeine Deutsche Biographie" und die „National Biography", und diese in willkommener Weise ergänzen. Alle Fächer, alle Gruppen sollen mit der gleichen Sachkunde und Zuverlässigkeit durchgearbeitet sein. Nur eine weise Beschränkung ist vorgesehen: als ersten Teil des Werkes nur die Zeit vom Wiener Kongreß bis auf die Gegenwart zu bearbeiten. Wie schon erwähnt wurde, sind die Vorarbeiten bereits erfolgreich eingeleitet. Wenn alle, die dem auch vom vaterländischen Gesichtspunkt wertvollen Werke Interesse entgegenbringen, es durch Rat und Tat fördern helfen, wird es im Sinne des Komitees und des Förderers Fürsten von Liechtenstein gelingen. Genauere Aufklärung im einzelnen erteilt auf Wunsch Professor Dr. A. Bettelheim, 19. Bezirk, Karl Ludwigstraße 57. Der Entwurf des Namensverzeichnisses liegt für den Buchstaben A schon vor.

Fremdenblatt
3./III. 1918

• (Bücher.) Man muß heute schon wirklich sehr viel Geld haben, um sich den Luxus zu leisten, ein Bücherfreund zu sein. Früher war der Ankauf von Büchern wirklich kein Luxus. Im Gegenteil! Knapp vor dem Kriege kam die beste Literatur in der besten Ausstattung bei vielen Verlegern zu Volkspreisen heraus. Für 1 bis 2 Kronen war es leicht, sich die schönsten und neuesten Bücher anzuschaffen. Heute ist man auf die Leihbibliotheken angewiesen, wenn man früher auch der größte Gegner dieser geistigen Massenspeisung gewesen ist. Die Leihbibliotheken werden jetzt viel mehr in Anspruch genommen als früher, wenn auch viele tausende Leser entfallen. Soeben wird aus Paris gemeldet, daß eine spezielle Steuer für Bücher eingeführt werden soll. Wenn wir heute in die großen Buchhandlungen gehen, so finden wir, daß von vielen Kunden die teuersten Luxusausgaben gekauft werden, Bücher, für die früher nur schwer Käufer zu finden waren. Das kommt nicht nur daher, daß jetzt die „neuen Reichen" sich auch diesem Luxus zugewandt haben, sondern oft kann man ein Buch eben nur noch in dieser feinsten Ausgabe erhalten. Nun würden mit einer Bücherluxussteuer bei dieser Betrachtung leider Unschuldige mit dem Schuldigen getroffen. Denn der Bücherfreund und jener, die die Bücher zu Studienzwecken braucht, zahlt bereits eine Luxussteuer, weil er die Normalausgaben nicht mehr erhält, und würde durch eine abermalige Steuer stark getroffen werden. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch mit Bedauern feststellen, daß infolge des Papiermangels eine große Anzahl von Büchern, die als Behelfe für die Studierenden unerläßlich sind, nicht neu aufgelegt werden können. Vielfach macht sich daher der Wunsch geltend, man möge doch bei der Bücherindustrie durch strenge Ueberwachung darauf sehen, daß zunächst die notwendigsten und unerläßlichsten Bücher gedruckt werden und nicht Verschwendung auf der einen Seite einen unangenehm fühlbaren Mangel auf der anderen Seite auslöse. Die Not auf dem Büchermarkte schreit um Abhilfe; je schneller diese kommt, desto erfolgreicher kann sie sein.

Frankfurter Zeitung
12./III. 1918.

= **[Bücher als „Gegenstände des täglichen Bedarfs".]** Die allgemeine Erhöhung der Bücherpreise und die Bekanntmachung des Bundesrats gegen übermäßige Preissteigerung für „Gegenstände des täglichen Bedarfs" veranlassen den Landrichter Dr. Bovensiepen zu einer interessanten Betrachtung in der „Deutschen Juristen-Zeitung". Nach der ständigen Rechtsprechung umfaßt der Begriff „Gegenstände des täglichen Bedarfs" alle Sachen, nach denen in der Allgemeinheit täglich ein Bedürfnis vorliegen kann. Zugleich wird betont, daß der Zweck des Gesetzes eine möglichst weitausdehnende Anwendung erfordert. Dies rief nun die verschiedensten Auslegungen hervor. Als zu eng bezeichnet Dr. Bovensiepen die Auslegung, wonach nur solche Gegenstände von der Bekanntmachung erfaßt wurden, die „bestimmungsgemäß durch Gebrauch oder Verbrauch untergehen". Nach einer anderen Auslegung, die ebenfalls als unrichtig bezeichnet wird, sollen alle Gegenstände des geistigen Bedarfs von der Anwendbarkeit der Bekanntmachung ausgeschlossen werden. Gerade in Betracht des Endzwecks des Gesetzes müßten aber, so führt die „Juristen-Zeitung" aus, auch die Bücher des gesetzlichen Schutzes für teilhaftig erklärt werden. Nicht nur nach Schul- und Gesangbüchern, sondern nach wissenschaftlichen Werken, nach Kommentaren usw. besteht ein wiederkehrendes, geradezu dringendes Bedürfnis. Aber auch hiervon abgesehen, stehe seit Jahrzehnten das deutsche Volk auf einer derartigen Kulturhöhe, daß selbst in den unbemitteltsten Schichten der Besitz einiger mehr oder weniger guter Unterhaltungsbücher und volkstümlich belehrender Werke als unerläßlich gelten würde. Mit Recht rechne daher auch die volkswirtschaftliche Abteilung des Kriegsernährungsamtes die Bücher grundsätzlich zu den Gegenständen des täglichen Bedarfs. Man werde nur kostspielige Luxuswerke, Neudrucke für Bibliophilen, die auf einen ganz engen Abnehmerkreis berechnet sind, ausnehmen dürfen. Hiermit sei es unvereinbar, daß um den Jahresschluß die Preise für fast alle Bücher außerordentlich gesteigert wurden. Die Buchhändler nehmen zum festen Ladenpreis einen Teuerungszuschlag von 10 Prozent, außerdem hätten aber auch viele Verleger ihre Preise um 10, 20, 25 und selbst 30 Prozent erhöht. Der Käufer werde also durch eine doppelte Preissteigerung betroffen. Besonders zu bekämpfen sei die Tatsache, daß die Preissteigerung auch auf alte, bereits vor dem Krieg veröffentlichte Werke ausgedehnt worden sei. Vor allem aber verstoße der Beschluß der deutschen Buchhändler, im Ladengeschäft auf alle Bücher einen Teuerungszuschlag von 10 Prozent zu erheben, gegen die Verordnung vom 18. Mai 1916, die ausnahmslos verbietet, den Preis für Gegenstände des täglichen Bedarfs, die zum Weiterverkauf unter Festsetzung eines Kleinverkaufspreises geliefert sind, nachträglich zu erhöhen. Endlich wird bemerkt, daß die Frage darum so wichtig sei, weil Bücher heute fast noch die einzigen Gegenstände sind, die bezugsscheinfrei in beliebigen Mengen angeschafft werden können, demnach auch an Stelle zahlreicher anderer Geschenke treten usw.

Die Zeit
20./III. 1918

(Behördliche Einstellung des Abend.) Der Abend wurde mit gestrigem Tage durch behördliche Verfügung eingestellt.

Die Zeit

30./III. 1918

(Einfuhr von Druckschriften aus dem feindlichen Ausland.) Amtlich wird verlautbart: Das Reichsgesetzblatt veröffentlicht eine Verordnung, wonach die Einfuhr periodischer Druckschriften rein wissenschaftlichen oder fachlichen Inhalts aus dem feindlichen Ausland sowie die Verbreitung solcher Druckschriften gestattet und vom Ministerium des Innern die Verlautbarung des Verzeichnisses der hiernach zugelassenen Druckschriften in Aussicht genommen wird. Um dieses Verzeichnis mit den Wünschen der interessierten Kreise in Einklang zu bringen, empfiehlt es sich, daß jene Personen, die derartige Druckschriften beziehen wollen, diese raschestens beim Ministerium des Innern unter Anführung des Namens und des Erscheinungsortes der Druckschrift sowie des Faches, in das diese einschlägt (zum Beispiel medizinische, technische Wissenschaft usw.), anmelden. Druckschriften, die in dem erwähnten Verzeichnis Aufnahme gefunden haben, sind dann zur allgemeinen Verbreitung zulässig und können von jedermann bezogen werden. Das Verzeichnis wird von Zeit zu Zeit ergänzt werden.

Abendbl. 10./IV. 1918 94

[Ein neuer Verlag.] Wie uns mitgeteilt wird, ist in Leipzig-Zürich-Wien ein Verlag „Amalthea" gegründet worden, der sich zunächst zum Hauptzweck die Propagierung österreichischer und schweizerischer Autoren setzt. Soeben gelangten nachstehende Dramen folgender Autoren zur Ausgabe: R. Duschinsky „Arme Menschen"; P. Merzbach: „Ein Kind"; Friedr. Reiß: „Nikolaus Lenau". Die Leitung und der Bühnenvertrieb des Verlags befinden sich in Wien, 4. Bezirk, Gußhausstraße 23.

Vereinspost

13./IV. 1918

* Tragbare Feldbüchereien sind in Deutschland sehr beliebt und werden in großer Zahl an die Front geschickt. Die „Tragbaren Feldbüchereien" bestehen aus handlichen, mit verschließbaren Deckeln versehenen Kistchen, die verschiedene Zusammenstellungen von je hundert ausgewählten Nummern aus Reclams Universalbibliothek enthalten. Die Beschaffung geschieht durch Spender, die es auf sich nehmen, eine oder mehrere Feldbüchereien zu stiften. Die Stifter können die Truppenkörper, an welche die Feldbüchereien gesandt werden sollen, selbst bezeichnen; geschieht dies nicht, so werden die Feldbüchereien von der Sammelstelle an die von ihr bestimmten Unterabteilungen abgeschickt. Der Stifter ist bei jeder Feldbücherei an der Außenseite namhaft gemacht und es wird eine Feldpostkarte an den Stifter zur Bestätigung des Empfanges beigelegt. Eine Karte an die „Sammelstelle für Soldatenlektüre an der k. k. Technischen Hochschule, Wien, Karlsplatz 13, mit der Erklärung, eine oder mehrere Feldbüchereien zu stiften, eventuell die Angabe an welche Abteilung sie geleitet werden sollen, genügt. Das weitere(Einkassierung des Betrages und Durchführung der Stiftung) wird von der Sammelstelle besorgt, die auch zu Auskünften stets gerne bereit ist.

Reichspost
18./IV. 1918

96

Die Pflichten der Presse im Kriege.

Eine Massenkundgebung für die christliche Presse.

Vom Piusverein einberufen, fand Dienstag den 16. d., abends, in der Volkshalle des Neuen Wiener Rathauses eine überaus stark besuchte Versammlung statt, die sich zu einer eindrucksvollen Volkskundgebung für die christliche Presse und die Bestrebungen des Piusvereines gestalteten. An der Versammlung nahmen teil: Kardinal-Fürsterzbischof Dr. Piffl, Weihbischof Generalvikar Dr. Pfluger, Vizebürgermeister Hierhammer in Vertretung des entschuldigten Bürgermeisters Dr. Weiskirchner, die RAbg. Hofrat Dr. Schöpfer und Stadtrat Dr. Mataja, vom Adel Gräfin Seilern-Pejacsevich, Gräfin Therese Palffy, Gräfin Stefanie Wenckheim, Gräfin Marie Khuenburg, die Gemeinderäte Paulitschke und Dr. Stich, die Mitglieder des Domkapitels Kanonikus Dr. Krauß und Wolny u. v. a. Chefredakteur Dr. Funder hatte im Namen der Leitung der „Reichspost" ein herzliches Begrüßungsschreiben gesandt.

Der Vorsitzende, Präsident Graf Walterskirchen, eröffnete die Versammlung mit einer Begrüßung der Erschienenen und fuhr dann fort: Der Piusverein ist durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen worden, heuer auf seine alljährliche Festversammlung im Musikvereinssaale zu verzichten, aber er will auch im vierten Kriegsjahr nicht darauf vergessen, seine Fahne zu entfalten; er hat somit heute diese glänzend besuchte Versammlung einberufen. Ist es unseren Heeren an den Fronten auch gelungen, bis jetzt die feindlichen Armeen zu schlagen, so ist der Krieg noch nicht zu Ende. Er wird uns weiterhin Opfer auferlegen, bis wir ihn zu einem siegreichen Ende geführt haben. Und wenn auch der Friede geschlossen sein wird, der Krieg gegen den papierenen Feind wird damit nicht zu Ende sein. Nicht nur im Auslande haust dieser Feind, auch im Inlande ist er erkennbar. Unser papierener Feind daheim findet immer alles gut und edel, was die Staatsmänner der Entente sprechen, und schlecht und nichtswürdig, was unsere eigenen Staatsmänner tun und sagen. Dieser innere Feind ist es, der gegen das bewährte Bündnis mit dem Deutschen Reich schürt und der geradezu ängstlich wacht, daß Oesterreich ja nicht gestärkt aus diesem Krieg hervorgehe. Gegen diesen papierenen Feind wird unser Kampf länger dauern müssen als der Kampf auf den Schlachtfeldern. Aber wir wollen ihn unerschrocken und unermüdlich führen, weil wir eine Presse wollen, die für unsere gerechte Sache, für Kaiser und Reich, für die Freiheit des Papsttums streitet, weil wir eine Presse wollen, die für unsere Interessen streitet und nicht für den Bolschewismus und für den Umsturz. (Stürmischer Beifall.)

Stadtrat Spalowsky, der nun das Wort ergriff, führte aus: Die Organisation der Presse, ihre Wirksamkeit und Macht ist auch im Kriege aufrecht geblieben. Wie äußert sich nun diese Macht und wie ist sie mit unseren Grundsätzen in Einklang zu bringen? Wir Katholiken waren immer für die Freiheit der Presse und haben uns nie gegen die Beschränkung der Pressefreiheit ausgesprochen, so lange die Presse der Voraussetzung entsprochen hat, daß sie der hohen Aufgabe, der sie verpflichtet ist, und der Verantwortlichkeit, die auf ihr ruht, bewußt ist. Die Verantwortlichkeit der Presse war schon vor dem Kriege groß, sie ist aber jetzt im Kriege größer denn je. Die Beeinflussung der Volksmeinung durch die Presse ist jetzt zu einer viel höheren Wichtigkeit gelangt; ihr ist die Stimmung des Volkes anvertraut worden und sie hat es in der Hand, ob sie diese Stimmung des Volkes für oder gegen den Staat richten will. Wir fordern, daß sich die Macht der Presse für den Staat einsetze, daß sie vorerst dem vaterländischen Gedanken diene und in ihm ihre höchste und heiligste Aufgabe finde. Wir fragen uns nun, in welcher Verfassung der größere Teil unserer Presse ist, wie sie in Wien ist und von welcher Gattung die Männer sind, die diese Presse machen; und da wir wissen, daß sie zum größten Teil in den Händen der Juden, daß sie fast zur Gänze unter dem Einflusse der Freimaurerei liegt, so können wir die Furcht nicht los werden, daß diese Presse ihren hehren Pflichten nicht gerecht werde und daß sie ihre Macht zum Schaden des Vaterlandes, zum Verderben des Staates mißbrauche. Die Freimaurer, die sich der Presse bemächtigt haben, sind es ja, die in allen Ländern zwei Ziele auf ihre Fahnen geschrieben haben, von denen das eine den Kampf gegen Glauben und Kirche, das andere aber den Kampf gegen den Staat beinhaltet. Die Freimaurer haben diese Ziele offen eingestanden; wir finden sie überall mitten im Revolutionstrubel tätig und überall an der Arbeit, wo es gilt, göttliches und menschliches Gesetz zu untergraben. Und genau dieselben Ziele haben sie auch auf die Presse übertragen, die von ihnen abhängig ist, und wir müssen sehen, wie sie mit der Uebermacht von Blättern, die ihnen zur Verfügung steht, unaufhaltsam der Verwirklichung dieser Ziele zustreben. Das ist gewiß ein bedauerlicher Zustand, was aber noch viel bedauerlicher ist, das ist die Tatsache, daß die Christen die Gefahr, die ihnen von dieser Seite droht, noch nicht recht erkannt haben und daß sie nicht wissen wollen, daß durch diese Presse ihr Glauben und ihr Vaterland in die schwerste Gefahr gebracht wird. Redner schilderte nun an der Hand von einigen Zitaten die offenen und versteckten Angriffe der Freimaurerpresse gegen Glaube und Sitte, Angriffe, die den Zweck haben sollten, die Bevölkerung dem Gottesglauben abtrünnig zu machen und in die Gedankengänge der materialistischen Weltanschauung einzuführen. Neben diesem Kampfe gegen die Kirche und den Glauben, fuhr der Redner fort, ging der Kampf gegen den Staat. Die Freimaurerpresse nahm die trostlosen Ernährungsverhältnisse, an denen wir infolge des fast vierjährigen Kriegszustandes zu leiden haben, zum Ausgangspunkt für eine gewissenlose Hetze, die den Zweck haben sollte, das Vertrauen des Volkes zum Staat zu zerstören und in den Massen einen Haß und eine Feindschaft gegen die Obrigkeit und gegen die gesellschaftliche Ordnung zu erzeugen. Auch wir sind nicht immer die getreuen Verfechter aller Anordnungen gewesen, die unsere Regierung in Ernährungsfragen getroffen hat, weil wir häufig Fehler in den Entscheidungen des Staates gesehen haben, die zu bekämpfen wir uns für verpflichtet hielten. Die jüdische Presse hat aber die Gelegenheit benützt, und hat aus der Unzufriedenheit, die über das Versagen der staatlichen Ernährungspolitik im Volke herrschte, Kapital für ihren Kampf gegen den Staat geschlagen. Die Freimaurerblätter haben wahllos Staat und Gemeinde für die Schwierigkeiten in unserer Ernährung beschuldigt, sie haben aber wohlweislich die Bevölkerung über die wahren Urheber der Teuerung zu täuschen verstanden, die in der Schar der jüdischen Lebensmittelwucherer und Preistreiber zu finden sind. Die Freimaurerpresse hat sogar offen für die Revolution gearbeitet; sie hat die russische Revolution verherrlicht und sie unserer Bevölkerung als nachahmenswertes Beispiel anzuempfehlen gesucht. In dieser Arbeit für die Revolution hat sich aber nicht nur unsere sozialdemokratische Presse beteiligt, auch die bürgerliche jüdische Presse hat mitgetan durch die Tätigkeit des jetzt eingestellten „Abend", den man ruhig als das „Organ zur Vorbereitung der sozialen Revolution in den bürgerlichen Kreisen" bezeichnen kann. Die Freimaurerpresse hat es auch versucht, das Rechtsempfinden des Volkes und das Vertrauen in die Gerichte zu untergraben, indem sie die offenbaren Fehlurteile der Geschwornen der Februarbank gegen Schänder, Diebe und Mörder gebilligt hat. Redner besprach hierauf die Verwirrung, die die gegnerischen Zeitungen, und vor allen die „Arbeiter-Zeitung", in der Frage der Kriegsziele unter der Bevölkerung verbreitet hat, und schloß mit einem begeisterten Appell, in der Arbeit des Piusvereines fortzufahren und sein Werk, das man schon ein schönes Stück Weges vorwärts gebracht habe, zum endlichen Siege zu führen. (Stürmischer langanhaltender Beifall.)

Kardinal-Fürsterzbischof Dr. Piffl richtete sodann an die Versammelten eine kurze Ansprache:

„Zwei Dinge sind es, auf die die Katholiken nie und nimmer verzichten dürfen. Das eine sind die katholischen Vereinsorganisationen und das andere die katholische Presse. Sollte sich einmal die traurige Notwendigkeit ergeben, daß wir auf eines von beiden verzichten müssen, so wären dies, so leid es uns täte, die katholischen Vereinsorganisationen. Die christliche Presse aber könnten wir nicht entbehren. Wir sehen mit Schrecken, wie die gegnerische Presse ihre Macht ausbaut, wie sie immer neue Interessenkreise an sich zieht und leider müssen wir gestehen, daß unsere eigene Presse mit dieser Entwicklung aus finanziellen Gründen nicht völlig gleichen Schritt zu halten vermag. Wir in Wien dürfen aber keine Gelegenheit versäumen, für unsere Presse einzutreten, wenn wir nicht wollen, daß die öffentliche Meinung vollständig der gegnerischen Presse verfalle und Volk und Gesetzgebung über uns zur Tagesordnung übergehe. Die Geschichte darf uns nicht zum Vorwurf machen, daß die große Zeit in dieser Beziehung ein Geschlecht von Zwergen gefunden habe, ein Geschlecht, das nicht selbstlos genug war, um den Kampf für seine Presse aufzunehmen. Dieser Vorwurf darf keinen Augenblick auf uns fallen und deshalb bitte ich Sie, mit allen Kräften, die Ihnen zur Verfügung stehen, für die katholische Presse einzutreten. (Begeisterter Beifall.)

Nach einem kurzen Schlußworte des Vorsitzenden wurde die Versammlung mit einem dreimaligen begeisterten Hoch auf Papst und Kaiser und der Absingung der Volkshymne geschlossen.

Tägliche Rundschau
26./IV. 1918

26
97

* **Der Leipziger Bücherhof.** In Leipzig wird schon seit einiger Zeit ein Plan lebhaft besprochen, der für den gesamten Leipziger Buchhandel eine Zentralstelle schaffen will. Leipzig gilt als der Mittelpunkt des Weltbuchhandels. Die Versendung des Leipziger Buchhandels betrug im Jahre 1913 über 45 Millionen Kilogramm Bücher, die einem Wert von etwa 270 Millionen Mark gleichkommen. Schon lange war man bestrebt, den Bücherversand zu verbessern. Die Anstrengungen Frankreichs, Englands und Amerikas, den deutschen Buchhandel auszuschalten, haben diese Pläne zur Reife gebracht. So wurde zunächst zur Erleichterung des Geschäftsverkehrs im Buchhändlerhaus in der Hospitalstraße eine Paketaustauschstelle eingerichtet, die den Zweck hat, den Paket- und Abrechnungsverkehr der Leipziger Buchhändler zu vermitteln und zu erleichtern. Weiter soll ein großer Bücherhof errichtet werden. Der von Leipzig ausghende Bücherversand ist schon in Friedenszeiten so bedeutend, daß täglich 60 Eisenbahnwagen mit Büchern fortgingen, um Weihnachten und Ostern sogar 80 Wagen. Zurzeit fehlt es aber an einer gut geordneten Sammelstelle für den Versand. Um diese Schwierigkeiten zu beheben, soll der Bücherhof entstehen, ein Kolossalbau, mit dem ein kaiserliches Bücherbahnpostamt nebst Bankhaus verbunden ist. Dazu soll der im Buchhändlerviertel gelegene, durch den Hauptbahnhof fast stillgelegte Eilenburger Bahnhof benutzt werden. In nächster Nachbarschaft stehen das Buchhändler- und das Buchgewerbehaus. Ein Ausschuß, der zur Förderung des Projektes zusammengetreten ist, hat den Leipziger Architekten Georg Wünschmann mit der Ausarbeitung von Plänen für den Bücherhof beauftragt, über die Max Merseburger im „Archiv für Buchgewerbe" berichtet. Durch den Eilenburger Bahnhof, als Sammelbecken für den Güterverkehr des Buchhändlerviertels, gelangen die Bücherwagen auf direkten Schienengleisen in die drei Innenhöfe des Gebäudes. Mittels sechs Drehscheiben können diese Eisenbahnbücherwagen an besondere Aufzüge gebracht werden. Das gewaltige Gebäude umfaßt zwei ganze Straßenblocks und zerfällt in zwei quadratische Häusergevierte, die mit Brücken verbunden sind. Der stolze Bau erfordert einen Kostenaufwand von 5 bis 6 Millionen Mark. Die Errichtung des Bücherhofs würde nicht nur den Leipziger Buchhandel fördern, sondern dem gesamten deutschen Buchhandel und Buchgewerbe und seiner Weltstellung zugute kommen.

Vossische Zeitung

27./IV. 1918

98

Der Buchhandel im 4. Kriegsjahr.

Von unserem Berichterstatter.

* Leipzig, 26. April.

Für die Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig, die am Sonntag stattfindet, gibt der Vorstand jetzt einen Jahresbericht heraus, der zunächst auf die Wirkung des Hilfsdienstgesetzes auf den Buchhandel eingeht. Ein abschließendes Urteil ist jedoch noch nicht möglich, da sich das Kriegsamt nicht dazu verstehen konnte, eine grundsätzliche Entscheidung herbeizuführen. Ueber die wirtschaftliche Lage des Buchhandels sagt der Bericht, daß diese sich gebessert hat, und daß manche Buchhändler sogar gute Umsätze erzielt haben. Das Weihnachtsgeschäft war besonders gut, da Bücher viel geschenkt wurden. Die Deutsche Bücherei hat sich unter der tatkräftigen Leitung von Prof. Dr. Minde-Pouet trotz aller durch den Krieg herbeigeführten Hemmungen gut entwickelt. Durch den Personenmangel ist es noch nicht möglich gewesen, ein grundlegendes Verzeichnis herzustellen. Dazu sind umfassende Vorarbeiten nötig, die nur wissenschaftlich gebildete Bibliothekare mit Sonderkenntnissen auf einzelnen Geistesgebieten leisten können. Es sind jetzt etwa 150 000 Bücher und 18 500 Zeitschriften in der Bücherei vorhanden. Da die von Staat und Stadt geleisteten Zuschüsse nicht mehr ausreichen und auch die Mittel, die von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei gewährt werden, nicht mit dem vermehrten Bedarf Schritt zu halten vermögen, wurde durch Vermittlung der sächsischen Staatsregierung eine jährliche Beihilfe vom Reich erbeten.

Der Bücherei sind seit ihrem Bestehen vom 1. Januar 1913 bis zum 30. September 1917 für etwa 485 000 Mark Bücher und Zeitschriften geschenkt worden. Angekauft wurden für etwa 80 000 Mark Bücher, für die die Hälfte an Rabatt gespart wurde. Der Unterstützungsverein Deutscher Buchhändler und Buchhandlungsgehilfen hat sich auch im Berichtsjahr seiner schönen Aufgabe, die Not im Buchhandel zu lindern, in aufopfernder Weise widmen können. Die Berner Konvention ist durch den Krieg nicht aufgelöst worden, sie besteht zwischen den nicht im Krieg miteinander befindlichen Staaten weiter. Dagegen hat sie ihre Wirkung als völkerrechtlicher Vertrag zwischen den miteinander im Kriege lebenden Völkern verloren. Der Beitrag für die ständige Dienststelle des Internationalen Verlegerkongresses in Bern ist während des Krieges weiter bewilligt worden. Der Vorstand schlägt auch für dieses Jahr die Bewilligung vor, mit der Begründung, daß, wenn er auch keine großen Hoffnungen habe, daß es sobald wieder zur Anknüpfung der alten Beziehungen kommen werde, so werden doch die besonnenen Elemente nach Beendigung des Kampfes die Neigung haben, sich über den gegenseitigen Schutz der Geisteswerke wieder zu verständigen. Der Bericht läßt sich dann des längeren über die Notwendigkeit der Teuerungszuschläge aus und wandte sich besonders dagegen, daß gegen eine Anzahl Buchhändler Ermittlungs- bezw. Strafverfahren wegen Kriegswucher eingeleitet wurden. Er bekämpft daher den Standpunkt des Kriegsernährungsamtes, das Bücher als Gegenstände des täglichen Bedarfs erklärt hat.

Neues Wiener Tagblatt Abendblatt 99
3./V. 1918

* (Kriegsalbum des Feldartillerieregiments Nr. 102.) Das Feldartillerieregiment Nr. 102, früher Feldhaubitzregiment Nr. 2, gibt ein Kriegsalbum heraus, ein Erinnerungsbuch für jeden, der im Verlauf des Weltkrieges diesem Regiment angehört hat. Alle Angehörigen des Regiments sowie deren Verwandte und Bekannte werden gebeten, diese Aktion nach besten Kräften zu unterstützen und in ihrem Besitz befindliche Photographien und schriftliche Aufzeichnungen der Schriftleitung zur Verfügung zu stellen sowie die Adressen Verwandter der gefallenen und vermißten Regimentsangehörigen bekanntzugeben. Alles eingesendete Material wird zurückgestellt werden. Die gesamte Aktion soll außer historischen Interessen auch der Versorgung der Hinterbliebenen der Regimentsangehörigen dienen; der Reinertrag wird dem Witwen- und Waisenfonds des Regiments zufließen. Zuschriften wollen gütigst an die Schriftleitung des Kriegsalbums, Ersatzbatterie des Feldartillerieregiments Nr. 102 in Sopron gerichtet werden, wo auch auf das Kriegsalbum subskribiert werden kann.

Fremdenblatt
5./V. 1918

100

* (Zeitungsbeirat.) Gestern fand im Sitzungssaale des Handelsministeriums die konstituierende Sitzung des erweiterten Zeitungsbeirates statt. Vorsitzender war der Generalkommissär Geheimer Rat Sektionschef Riedl. Als Vertreter des Ministerratspräsidiums waren Sektionschef von Pinschof und Sektionsrat Dr. Safarik, als Vertreter des Eisenbahnministeriums Baron Rinaldini, als Vertreter des Ministeriums für öffentliche Arbeiten Oberbergrat Agermann, als Vertreter des Finanzministeriums Finanzrat Birgfellner, als Vertreter des Kriegsministeriums Oberleutnant Eglauer erschienen. Sektionschef Riedl gab einen Ueberblick über die Entwicklung des Zeitungsbeirates. Sektionsrat Dr. Grünberger berichtete über die Verordnungen des Handelsministeriums bezüglich Sicherung des Papierdienstes der Zeitungen. Chefredakteur Bösbauer begründete als Vorsitzender der Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen nachstehende Anträge der Organisation: 1. Einsetzung eines Ausschusses für die Rotationsdruckzeitungen; 2. Einsetzung eines Ausschusses für die auf Flachdruck hergestellten politischen Tages- und Wochenblätter; 3. Erweiterung der bestehenden amtlichen Papierverteilungsstelle für Rotationsdruck zu einer Verteilungsstelle auch für politische Flachdruckblätter; 4. Ausgestaltung der im Handelsministerium bestehenden Amtsstelle durch Errichtung eigener Referate für die Sicherung von Papierholz und für die Regelung und Verteilung der Druckfarben. Sämtliche Anträge wurden nach kurzer Debatte einstimmig angenommen.

Fremdenblatt
8./V. 1918

Der bedrohte Buchhandel.

Teuerungszuschlag und Umrechnungskurs. — Katastrophaler Warenmangel.

Auf Veranlassung des deutschen Kriegswucheramtes hat das preußische Kultusministerium Bücher als Gegenstände des täglichen Bedarfes erklärt und jeden Kriegsaufschlag untersagt. Ueber die Lage des Buchhandels hat nun Herr Hugo Heller einem unserer Mitarbeiter folgendes mitgeteilt:

„Im gesamten Buchhandel wurde auf Beschluß der Organisation vor einiger Zeit ein Teuerungszuschlag von 10 Prozent eingeführt. Neben diesem Teuerungszuschlag, der dem Zwischenhändler zufällt, kam eine sehr erhebliche Steigerung der Bücherpreise durch die Verleger, die sich auf alle Bücher bezog, auch auf solche, die bereits vor dem Kriege gedruckt wurden. Dieser Zuschlag beträgt 20 Prozent. Gleichzeitig haben die Verleger die den Sortimentern (Zwischenhändlern) gewährten Rabatte reduziert. Wenn man die allgemeine Verschlechterung der Lebensverhältnisse in Betracht zieht, so wird man den oben erwähnten Teuerungszuschlag von 10 Prozent für die Sortimenter keineswegs als zu hoch ansehen. Was den gegen die Buchhändler erhobenen Vorwurf betrifft, daß sie bei dem heutigen Kursstand der Reichsmark von 1 Krone 50 Heller von den Kunden 1 Krone 60 Heller verlangen, so entspricht dies den Tatsachen nicht. In Wirklichkeit wird die Mark von allen Buchhändlern heute mit 1 Krone 50 Heller berechnet, obgleich im übrigen Handel der Kurs heute zwischen 1 Krone 52 Heller und 1 Krone 55 Heller schwankt. Wenn man einwendet, daß noch vor einem Vierteljahr die Buchhändler allgemein 1 Krone 60 Heller berechneten, als der Kurs bereits auf 1 Krone 55 Heller stand, so möge man nicht vergessen, daß eine gewisse Spannung bereits vor dem Kriege in dieser Hinsicht bestand. Es durften nach Beschluß der Organisation die Händler, wenn die Mark auch nur auf 1 Krone 16 Heller stand, nicht anders als mit 1 Krone 20 Heller umrechnen, wobei die Differenz für Zufuhr-, Fracht- usw. -Spesen gedacht war. Unter den österreichischen Buchhändlern steht im Gegensatz zu den Ausstreuungen, wonach der Gewinn der Zwischenhändler ein zu großer wäre, eine sehr starke Strömung, dahin zu wirken, daß der Umrechnungskurs wieder auf 1 Krone 60 Heller heraufgesetzt werde, denn die Lage der Zwischenhändler kann alles eher als rosig geschildert werden, was — wie bereits erwähnt — sowohl auf die Reduzierung der ihnen von den Verlegern bewilligten Rabatte zurückzuführen ist, als auch auf den Warenmangel. Dieser fängt an, nach und nach katastrophal zu werden. Heute schon gibt es eine Menge Klassiker, die im Buchhandel nicht mehr zu haben sind. Neuauflagen von diesen und von wichtigen wissenschaftlichen Werken sind infolge der Papiernot eine Unmöglichkeit. Noch schlimmer ist es mit der schönen Literatur bestellt. So sind z. B. Gottfried Kellers Werke, bei Cotta erschienen, nicht mehr zu haben, da der Verleger kein Papier hat, während z. B. die neue Ausgabe der gesammelten Werke Gerhart Hauptmanns, bei Fischer, auf einem derartig schlechten Papier gedruckt werden mußte, daß diese Bücher zweifellos nach 4 bis 5 Jahren nicht mehr existieren werden. Es ist z. B. auch interessant, daß sich eine Anzahl österreichischer Autoren, die ihre Werke bei Fischer verlegen lassen, sich hier in Oesterreich um die Zuweisung von Papier bemüht haben und es auch erhielten, daß sie aber vom Verleger verlangten, daß der Druck in Oesterreich vorgenommen werde. S. Fischer plant nun, zur Durchführung dieses berechtigten Verlangens, hier eine Filiale seines Verlages zu errichten. Alles in allem kann man feststellen, daß der Buchhandel vor einem Debakel steht, wenn nicht besondere Maßnahmen rettend eingreifen . . .“

Dazu möchten wir bemerken, daß der von anderer Seite erhobene Vorwurf wegen zu hoher Berechnung des Markkurses nicht ganz aus der Luft gegriffen sein dürfte, daß auch die Zuschläge des Verlegers scheinbar nicht geregelt sind, denn wir erhalten Beschwerden des Publikums, daß ein und dasselbe Buch in verschiedenen Läden ganz verschiedene Preise habe. Eine einheitliche Durchführung wäre denn doch zu kontrollieren und im Interesse des kaufenden Publikums sehr zu wünschen.

Österr. Volkszeitung
16./V. 1918

Verleihung des Raimundpreises.

An den Dichterkomponisten Julius Bittner.

Gestern trat das Preisgericht für die satzungsgemäße Vergebung des Raimundpreises zusammen. Den Vorsitz führte Direktor Alfred Cavar. Mitglieder des Preisgerichtes sind: Professor Doktor Anton Bettelheim für die Schillerstiftung, Regierungsrat Dr. Karl Glossy für die Grillparzergesellschaft, der Präsident des Raimundtheatervereins Alfred v. Straßer und Regierungsrat v. Winternitz für die „Concordia". Einstimmig wurde der Preis der dramatischen Dichtung „Der liebe Augustin" von Julius Bittner zugesprochen, und zwar unter Berufung auf die Bestimmung des Stiftsbriefes: Der Raimundpreis solle insbesondere jenen Autoren zur Ermunterung dienen, die sich die literarische Behandlung des Wiener Lebens zum Ziele gesetzt haben. Die Begründung des Spruches lautet: „Der liebe Augustin" hebt eine sagenumrauschte Volksgestalt des geschichtlichen Alt-Wien zur sinnbildlichen Bedeutung empor und gibt ihr in Wort und Ton den lebendig geschauten und künstlerisch geformten Hintergrund eines farbigen Zeitgemäldes.

Julius Bittner, der heimische Komponist und Dichter, braucht dem Publikum aus Anlaß dieser Preisverleihung nicht erst vorgestellt zu werden. Er zählt zu den besten Begabungen, die aus dem jüngeren österreichisch empfindenden Kunstgeschlecht hervorgegangen ist. Gustav Mahler hat ihm zuerst das Theater geöffnet, indem er die kraftvolle kunstdramatische Dichtung Bittners „Die rote Gred" — der Komponist hat zu diesem wie zu allen seinen späteren musikalischen Werken selbst den Text geschrieben — in der Hofoper glänzend aufführte. Dann folgte ebendaselbst die Uraufführung von Bittners Werken „Der Musikant" und „Der Bergsee". Die Volksoper hat später den „Musikant" aus der Hofoper übernommen.

„Der liebe Augustin" ist eine echte Wiener Volksdichtung mit Musik — jedoch von einer Volkstümlichkeit, die nach höheren Zielen strebt. Die „Concordia" hat im Juni vergangenen Jahres dieses edle Werk, das keine Wiener Bühne wegen der hohen Kosten einer würdigen Aufführung hatte aufführen wollen, auf eigene Gefahr in drei Festaufführungen auf der Bühne der Volksoper dem Wiener Publikum vorgeführt. Es übte tiefen Eindruck und wurde begeistert aufgenommen.

In literarischen und musikalischen Kreisen wird die Entscheidung des Raimundpreisgerichtes durchaus zustimmend aufgenommen werden. Julius Bittner erfreut sich in Wien — wo er auch als Richter wirkt, und zwar beim Bezirksgericht Neubau — allgemeiner Sympathien.

Reichspost
23./V. 1918

Eine christlichsoziale Monatsschrift.

Die im 9. Jahrgang stehende, vom Katholischen Volksbund bisher als „Monatsschrift für alle Gebiete des öffentlichen Lebens" herausgegebene Zeitschrift „Volkswohl" erscheint nunmehr als „christlichsoziale Monatsschrift", wie bisher im Volksbund-Verlag (Wien, 1. Bezirk, Predigergasse 5), zum Preise von Kr. 1.— für das Heft (ganzjährlich Kr. 9.60). Eine seit langem schmerzlich empfundene und oft beklagte Lücke im Aufbau des christlichsozialen Preßwesens erscheint damit endlich ausgefüllt. Nicht als ob bisher etwa vom christlichen Standpunkte aus überhaupt nicht zeitschriftenmäßig die Erscheinungen des öffentlichen Lebens behandelt worden wären. Eine ganze Anzahl von Zeitschriften besorgte und besorgt dies in verdienstlicher Weise aus den verschiedensten Hauptperspektiven heraus, Organe politischen, kulturellen, religiösen, belletristischen und beruflich-sozialen Grundcharakters. In ihrer Gesamtheit vermochten wohl auch die bisherigen Erscheinungen ein beiläufiges Bild christlichsozialen Lebens und Strebens zu bieten. Aber schon der Umstand, daß es sich bei diesen Zeitschriften zum Teile um Vereinsorgane handelt, deren Reichweite naturgemäß begrenzt ist, erschwerte es, aus dem allenthalben Zerstreuten und Zersplitterten sich ein christlichsoziales Gesamtbild zu gestalten. Diesem Mangel wird nun das neue „Volkswohl", indem es sich klipp und klar als „christlichsoziale Monatsschrift" auftut und damit zu verstehen gibt, daß es vom Boden des christlichsozialen Grundprogramms aus an das Leben herantreten, die Zeitläufte sichten und die von Tag zu Tag sich ergebenden Probleme betrachten und behandeln will, abhelfen. Das erste Heft eröffnet die neue Aera in neuer, entsprechenderer Gestalt und Ausstattung vielversprechend mit einer Reihe von beachtenswerten hochaktuellen Aufsätzen, einer „Rundschau" von erfreulicher Sehweite und Sehschärfe sowie von „Besprechungen", die anzukündigen scheinen, daß hier künftig ein zuverlässiger Führer durch die Wirrnis der zahllosen Publikationen geboten werden wird. Ein den Lesern der „Reichspost" bereits bekannter Aufsatz über „die Bestimmung der christlichsozialen Partei", der wie ein Fanfarenruf die neue Arbeitsweise des „Volkswohl" einleitet, dürfte zugleich die Richtlinien andeuten, an welche sich die Zeitschrift in der Hauptsache zu halten gedenkt. Es entspricht ganz der Bedeutung, welche der Agrarreform innerhalb der christlichsozialen Reformbewegung, zumal in der Zeit des Wiederaufbaues unseres durch den Krieg verwüsteten Wirtschaftslebens zukommt, wenn schon der zweite Aufsatz „Revision unserer Agrarpolitik?" sich mit dieser Frage im Anschlusse an eine Schrift von Dr. Michael Hechenblaikner („Unsere Landwirtschaft nach dem Kriege") befaßt. Es entspricht dies ganz dem Geiste des Altmeisters der christlichsozialen Bewegung, Frh. v. Vogelsang, dessen wirtschaftliches Reformprogramm den Hebel bei der Boden- und Produktionsordnung ansetzt. Ueber die „Bestrebungen zu einer tschechisch-katholischen Einheitspartei" unterrichtet in aufschlußreicher Weise ein dritter Aufsatz. Die Vielsprachigkeit Oesterreichs bringt es mit sich, daß der deutschen Oeffentlichkeit die Kenntnis über die Vorgänge in den nichtdeutschen Lagern vielfach ganz unzulänglich und häufig obendrein von fragwürdiger zweiter Hand vermittelt wird. An einer zuverlässigen Vermittlerstelle zwischen den christlichsozial gerichteten Strömungen der verschiedenen Völker Oesterreichs fehlt es leider bisher noch. Es wäre besonders verdienstlich, wenn das „Volkswohl" hier, wenigstens bis der Mangel behoben ist, einspringen und fortlaufend die christliche Oeffentlichkeit Deutschösterreichs in authentischer Weise und mit kritischem Blick über alles Wissenswerte im Lager der verwandten Richtungen bei den nichtdeutschen Nationen Oesterreichs informieren wollte. Eine ersprießlichere Vorarbeit für eine Wiederannäherung der österreichischen Völker, die ja doch kommen muß, wenn wir Oesterreich nicht preisgeben wollen, und die nur von den christlichen Parteien ausgehen kann, läßt sich gar nicht denken. Ueber die geistige Zerrissenheit im sozialdemokratischen Lager, insbesondere über die Wirkung des Krieges auf die Partei der roten Internationale unterrichtet an der Hand sozialdemokratischer Streitschriften und Streitartikel ein Aufsatz über „Volkstum, Vaterland und Internationale". Von jeher hatte sich der christlichsoziale Gedanke hauptsächlich mit der Plutokratie und ihrer Tochter, der Sozialdemokratie, auseinanderzusetzen. In Hinkunft wird diese Doppelfront noch ungleich mehr Aufmerksamkeit und mehr Kräfte erfordern. Für das bevorstehende große Ringen zwischen den Weltanschauungen, zwischen den Armeen des Christentums und des Materialismus kann gar nicht genug Material bereitgestellt werden. Es wird großer Bedarf an Geschützen aller Kaliber, an geistigen Waffen und Munition sein. Das erste Heft der christlichsozialen Monatsschrift ist seinem Inhalte nach auch in dieser Hinsicht ein großes Versprechen. Möge die eifrige Förderung aller Freunde der christlichsozialen Sache dem verdienstlichen Unternehmen auch die erforderlichen Kräfte zuführen, damit es in immer wachsendem Maße sein hohes Wollen zu verwirklichen vermöge.

Reichspost

25. IV. 1918

104

Unsere lesende Armee.

Von P. A. Bogsrucker,
Leiter der Zentralstelle für Soldatenlektüre.

Auch eine neue Erscheinung in der Kriegsgeschichte und wohl eine Erscheinung, die man begrüßen darf. Wieviel quälender wäre sonst die Feuerpause im Schützengraben; wie inhaltslos verstrichen die Tage und langen Winterabende in den Unterständen; doppelt hart und empfindlich würden die Opfer empfunden, die der Feldgraue im Lazarett zu bringen hat. Das Buch ist bald zum unzertrennlichen Begleiter des Kriegers geworden; es spricht mit ihm, wenn er einsam draußen an seinem Telephon sitzt, es erzählt ihm in seiner Muttersprache, wenn rings um ihn lauter unverständliche Worte fallen; es heitert ihn auf, es bringt ihm neue Kenntnisse, es tröstet auch, es mahnt und warnt ihn.

Es ist nicht ohne Interesse, den Geschmack unserer Feldgrauen kennen zu lernen, während es zugleich manchem erwünscht sein dürfte, zu erfahren, mit welchem Lesestoff er voraussichtlich seinen eingerückten Angehörigen einen Dienst erweisen wird.

Aus den mehr aus 50.000 Feldpostkarten, die bei der Zentralstelle für Soldatenlektüre einliefen, ergibt sich etwa folgendes Bild:

Weitaus am meisten begehrt sind Erzählungen und Romane; dabei greift der Feldgraue im allgemeinen nicht nach dickleibigen oder mehrbändigen Erzählungen. Nur wenn die Darstellung sehr spannend ist, herrscht darnach rege Nachfrage. So berichtet ein Leutnant, daß um „Die Kreuzritter" von Sienkiewicz ein wahres Gefecht sich entsponnen habe. Die Lieblinge des Feldgrauen sind im allgemeinen interessant geschriebene Broschüren, die er bequem in die Tasche stecken kann. Das gilt vor allem von den „Lagerfeuer"-Heften, wie aus Hunderten von Dankschreiben hervorgeht.

Jean Paul sagt einmal: „Die Völker und auch die einzelnen Menschen sind am besten, wenn sie am frohesten sind." Schlimme Feinde dräuen dem Kriegerherzen, die oft am schnellsten verscheucht werden durch gesunden Humor. Darum sind humoristische Schriften für den Feldgrauen von besonderer Bedeutung. Dieses Bedürfnis fühlt er übrigens selber. „Am liebsten wären uns Humoresken," meinte erst jüngst ein Bittsteller. Und nach der furchtbaren 11. Isonzoschlacht bat ein Feldkurat in den dringendsten Ausdrücken um Humoristisches, denn wir haben zu viel Ernstes gesehen". Nur schade, daß so viele unserer humoristischen Werke an Gemeinheit streifen oder stark erotischen Einschlag haben. Perlen gesunder Humoristik sind manche Erzählungen von Reimmichl, wie auch manche Bände von Habbels „Lustigen Büchern".

Nicht an letzter Stelle geht des Kriegers Wunsch nach sind Kalender mit einem reicheren unterhaltenden Anhang gern gesehene Gäste, selbst wenn sie nicht die neueste Jahreszahl tragen. Vielen Feldgrauen scheint übrigens der Kalender der wichtigste oder gar einzige Vertreter der Unterhaltungsliteratur zu sein.

Für den Kranken, besonders den bettlägerigen Krieger, dem vieles Lesen beschwerlich fällt, wie selbstredend den Analphabeten ist es die liebste Beschäftigung, wenn sie illustrierte Zeitschriften durchblättern können.

Nicht an letzter Stelle geht des Kriegers Wunsch nach Zeitungen. Es liegt etwas Tragisches darin, daß gerade der Krieger, der an den größten Geschehnissen unserer Tage selbst mitwirkt, sie selbst macht, oft tagelang über die Erfolge seiner Waffen keine genaue Nachricht erhält. Darum bedeutet die Bestellung einer Zeitung für den Krieger wohl eine ganz außerordentliche Wohltat.

Wird im Feld auch studiert? Mehr als man glauben möchte. Gar mancher Einjährige hat sich unter Kanonendonner auf seine Staatsprüfung oder Semestralprüfung vorbereitet, während von strebsamen Kriegern aus dem Gewerbestand ganze Bände über ihr Fach studiert wurden. Warum auch nicht? Schon zu viel der kostbaren Jugendzeit und Jugendkraft hat der Krieg manchem aufstrebenden Geist geraubt; so sucht er zu retten, was zu retten ist. Vor allem hat das Studium fremder Sprachen, besonders der in der Monarchie herrschenden, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Neufelds Sprachführer in den meisten europäischen Idiomen sind darum für viele ein äußerst willkommenes Geschenk.

Der Krieg verwildert fast in jeder Hinsicht, auch in religiöser. Das steht außer Zweifel. Darum möchte man meinen, mit religiöser Literatur könne man einem Feldgrauen kaum eine Freude machen. Es wird uns tatsächlich berichtet, daß in einer Station die Bücher religiösen Inhaltes als Streu für Pferde verwendet wurden, während andere sie als Kopfkissen benützten, und von einer Gebirgsbrigade kam uns die Mitteilung zu, daß die ankommenden Büchersendungen zuerst gemustert wurden und nur die Bücher profanen Inhaltes in die Hände der Soldaten gelangten, während religiöse Bücher vernichtet wurden. Gleichwohl sind religiöse Schriften bei einem Großteil unserer Armee nicht bloß gerne gesehen, sondern sogar dringend begehrt. In Tausenden von Bitten, die an die genannte Zentralstelle für Soldatenlektüre gelangten, wird vor allem um ein Gebetbuch ersucht. Gemachte Stichproben haben ergeben, daß bei manchen Kompanien fast jeder ein Gebetbüchlein, wohl verwahrt, in seinem Notizbuch, mit sich führte.

Aber auch für andere Schriften religiösen Inhalts herrscht nicht geringes Interesse. Entbehren sie auch des spannenden Charakters der Romane und Erzählungen, enthalten sie auch nichts von Spiel und Scherz, so sind sie doch der Menschenseele gesündeste Nahrung, die ihnen wieder Kraft gibt und das Gleichgewicht der Seele wieder herzustellen weiß. Ein 51jähriger Korporal dankt darum u. a. gar herzlich für die gesandte religiöse Lektüre, die ihm über traurige Stunden hinweggeholfen hätte. Es mag interessieren, zu erfahren, was diesbezüglich die Zentralstelle für Soldatenlektüre für Erfahrungen gemacht hat. Grundsätzlich wird fast jeder Sendung ein Bruchteil Religiöses beigelegt. Unter den Zehntausenden von Dankschreiben finden sich nun nur zwei, die darüber ungehalten waren.

Ueberhaupt ist das Bedürfnis nach ernstem Lesestoff vor allem bei älteren Männern, aber auch selbst bei noch blutjungen Kämpfern nicht gering. So kann ein Einjähriger das Erscheinen der Herderschen „Stimmen der Zeit" (Feldausgabe) kaum erwarten, während ein anderer dieselbe Schrift als für Offiziere ganz vorzüglich geeignet erklärt.

Dieser Sinn für Ernstes mag auch durch die oft ernsten Ereignisse mächtig gefördert werden. „Einige, die die letztgesandten Bücher auch gelesen haben, sind nicht mehr," meldet lakonisch eine Karte aus der Front... Vielleicht waren die letzten Gedanken, die sie beseelten, von einem dieser Büchlein ihnen eingegeben. Welche verantwortungsvolle Mission doch ein Buch haben kann!

Noch eine kleine Episode, die ein Fähnrich berichtet: „Einem jungen, strammen Gefreiten meines Zuges hatte ich eines Ihrer Hefte zum Lesen gegeben. Am andern Tag gleich in aller Früh kommt er lachend auf mich zugerannt und erzählte mir, wie schön die Geschichte vom „Uhu mit Kraut" gewesen sei. Obwohl ihm abends nur ein winziges Petroleumlicht zur Verfügung stand und obgleich er von 12 bis 3 Uhr nachts wieder Dienst hatte, hatte er bis tief in die Nacht gelesen." Der Fähnrich schließt mit der Bemerkung: „Nun habe ich die kaum glaubliche Wirkung Ihrer Arbeitstätigkeit mit großer Freude selbst erlebt."

Wer dem Feldgrauen ein gutes Buch verschafft, verschafft ihm einen guten Freund, der sogar in mehr als einer Hinsicht sein Lebensretter werden kann.

Neue Freie Presse
26./V. 1918
105

Einstellung des Ersatzblattes der „Narodni Listy".

Prag, 25. Mai.

Amtlich wird verlautbart: Der Redaktion der periodischen Druckschrift „Narodni Noviny" wurde am heutigen Tage seitens der Polizeidirektion in Prag nachstehender Bescheid zugestellt:

„An Herrn Ladislaus Zuma, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der periodischen Druckschrift „Narodni Noviny", in Prag, II.

Die Zeitschrift „Narodni Noviny", die bisher als Abendblatt in dem ganz bescheidenen Umfange einer Seite herausgegeben wurde, erschien am 2. Mai 1918 in dem Umfange von vier und seit dem 22. d. in dem Umfange von acht Seiten. Inhalt und Ausstattung der „Narodni Noviny" gleichen vollständig der früheren Abendausgabe der „Narodni Listy". Sie sind in derselben Druckerei hergestellt und werden allen Abonnenten der „Narodni Listy" zugestellt.

Sie werden daher allgemein als ein Ersatzblatt der „Narodni Listy" angesehen, was auch diesbezügliche Notizen der meisten Prager Tagesblätter, insbesondere die Nachricht der Nr. 111 des „Vecer" beweist, wonach an Stelle der eingestellten „Narodni Listy" die Partei der czechischen staatsrechtlichen Demokratie vom 21. Mai 1918 angefangen das Tagblatt „Narodni Noviny" herausgeben werde.

Mit der nunmehr vorliegenden Eingabe vom 23. Mai l. J. zeigt die Redaktion eine Aenderung in der Herausgabe an, wonach das Blatt nach Sonn- und Feiertagen als Morgenblatt und an allen übrigen Tagen als Nachmittagsblatt erscheinen soll, was wohl zweifellos einen weiteren Schritt in der Ausgestaltung des Blattes zum Ziele des vollständigen Ersatzes der „Narodni Listy" bedeutet.

Dies ist jedoch zweifellos eine Umgehung des hieramtlichen Verbotes der Herausgabe der „Narodni Listy", und stellt sich daher als unzulässig dar.

Aus diesem Grunde sehe ich mich veranlaßt, die Anzeige vom 25. Mai l. J. nicht zur Kenntnis zu nehmen und auf Grund des § 7 a) des Gesetzes vom 5. Mai 1869, R. G. Bl. Nr. 66, das Erscheinen der Zeitschrift „Narodni Noviny" einzustellen.

Gegen diese Entscheidung steht Euer Wohlgeboren der Rekurs an die k. k. Statthalterei offen, der innerhalb vierzehn Tagen, vom Tage der Zustellung, diesen nicht mitgerechnet, bei der k. k. Polizeidirektion in Prag zu überreichen ist. Demselben steht jedoch eine aufschiebende Wirkung nicht zu.

Der k. k. Hofrat und Leiter der Polizeidirektion:

Dr. Kunz."

Reichspost

31. IV. 1918

106

* **Eine neue deutschnationale Zeitung in Wien.** Mit 1. Juli 1918 wird in Wien eine neue Zeitung deutschnationaler Richtung erscheinen u. zw. zunächst als Spätabendblatt unter dem Titel „Neue Wiener Abendzeitung". Die Chefredaktion führt Redakteur N i e ß n e r, ein gebürtiger Reichenberger, der zuletzt lange Jahre bei einem Düsseldorfer Preßunternehmen tätig war. Für später ist auch die Herausgabe eines Morgenblattes geplant.

Der Neue Abend
10./VI. 1918

108

„Der Neue Abend".

Der „Abend" wurde mit der Verfügung der Wiener Polizeidirektion vom 18. März 1918 eingestellt.

Der dagegen von seiten des Herausgebers eingebrachte Rekurs wurde in beiden Instanzen abschlägig beschieden. Die Behörde ist auch weiterhin auf ihrem bei der Einstellung eingenommenen Standpunkte verblieben.

Um die dadurch entstandene Lücke im öffentlichen Leben wieder auszufüllen, tritt heute ein neues Blatt „Der Neue Abend" vor die freigesinnte Leserwelt. Was dem früheren Blatte so viele Freunde gewonnen und allerdings auch so viele Gegner erweckt hat — wir sind auf diese nicht minder stolz als auf jene — das war die volle Unabhängigkeit nach oben wie nach unten sowie die rückhaltlose Kritik im Kampfe gegen die gesellschaftlichen Übel. In dieser Beziehung wird der „Neue Abend" seinen Mann zu stellen wissen.

So werden hoffentlich die Leser des „Neuen Abend" den alten nicht zu sehr vermissen, wenn wir auch die Verantwortlichkeiten nicht übersehen dürfen, die die geänderten Verhältnisse dem pflichtbewußten Tagesschriftsteller auferlegen. Im Ton und Inhalt wird zu vermeiden sein, was im März zu der Maßregel veranlaßte, die uns so schwer getroffen und manchen wirtschaftlich Schwachen um einen jederzeit bereiten, unerschrockenen Anwalt gebracht hat. Wir werden im „Neuen Abend" zu zeigen suchen, daß man die von der politischen Lage gebotenen Rücksichten beachten kann, ohne daß die Anliegen der Kreise, für die das Blatt eintritt, Einbuße erleiden müßten. So wendet sich der „Neue Abend" an den Leserkreis, der die Vorzüge des alten Blattes so dankenswert anerkannt, seine Fehler so großzügig übersehen hat. Wir werden diese zu vermeiden und jene zu erhalten suchen. Wir hoffen, daß ihm das Vertrauen in so reichem Maße wie seinem Vorgänger zuteil werden wird; er wird es rechtfertigen.

Fremdenblatt Abendbl.
14./VI. 1918

109

* (Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky verboten.) Das heutige Amtsblatt verlautbart: Die Verbreitung der nichtperiodischen Druckschrift „Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky", Verlag Paul Haupt, Bern 1918, wurde auf Grund der Verordnung des Gesamtministeriums vom 25. Juli 1914, R. G. Bl. Nr. 158, gemäß § 7, lit. a, des Gesetzes vom 5. Mai 1869, R. G. Bl. Nr. 66, eingestellt. Von der k. k. Polizeidirektionan in Wien, am 11. Juni 1918.

Die Zeit
28/VI. 1918

(Neue Bilderbogen.) Das Kriegspressequartier hat unter dem Namen „Neue Bilderbogen", die kürzlich von uns angekündigte Serie von Illustrationsbogen herausgegeben, die, künstlerisch von höchster Bedeutung, dem Hinterlande einen richtigen Blick von der Front und den verschiedenen Beschäftigungen unserer tapferen Soldaten bieten. Die hervorragendsten Maler sind für diese neuen Bilderbogen gewonnen worden. Stellungsbau, Tätigkeit der Kavallerie und Artillerie sind in den neuen Bilderbogen ebenso vertreten, wie landschaftliche Bilder und Typen der verschiedenen Provinzen. Von ganz besonderem Werte sind die von der musikhistorischen Zentrale des Kriegsministeriums herausgegebenen, österreichischen Soldatenlieder. Der Ertrag der neuen Bilderbogen ist der Kriegspatenschaft gewidmet worden. Die neuen Bilderbogen sind in allen Buchhandlungen, Trafiken, Papierhandlungen und allen sonstigen Verschleißstellen zu haben.

Ostdeutsche — Rundschau 112
5./VII. 1918

Die Mängel in der Zustellung der Tagesblätter.

Die nicht nur bei unserem Blatte, sondern allgemein auftretenden Unzukömmlichkeiten bei der Zustellung der Tagesblätter veranlaßt die Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen zu folgender Kundgebung:

An die P. T. Bezieher der Wiener Tageszeitungen!

Infolge der zahlreichen Beschwerden, welche den Wiener Blättern aus dem Kreise ihrer Bezieher über mangelhafte und verspätete Zustellung oder über gänzliches Ausbleiben der Zeitungen zukommen, sieht sich die gefertigte Vereinigung der Wiener Tageszeitungen genötigt, das P. T. Publikum auf die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welchen jetzt die Zeitungsbetriebe gegenüberstehen.

Der große Mangel an verläßlichen Arbeitskräften, der in fast allen industriellen Betrieben herrscht, macht sich auch auf dem Gebiete des Zeitungsdienstes, trotz der relativ hohen Löhne, die bezahlt werden, besonders stark fühlbar. Hierzu kommt noch, daß es neuen Austrägerinnen infolge Mangels an Kerzen und Petroleum fast unmöglich wird, in den frühen Morgen- und späten Nachmittags- oder Abendstunden die Wohnungen der Bezieher zu finden. Zu diesen Uebelständen kommt weiter noch die große Schwierigkeit, für die Austrägerinnen geeignetes Schuhwerk zu bekommen.

Daß die Wiener Tageszeitungen in der Provinz verspätet und unregelmäßig einlangen, ist darauf zurückzuführen, daß nicht allein in den Zeitungsbetrieben, sondern auch auf der Post und der Bahn großer Mangel an geschulten und verläßlichen Arbeitskräften herrscht, ebenso fehlt es nicht allein den Zeitungsbetrieben, sondern auch der Post an leistungsfähigem Fuhrwerk, um die Zeitungen rechtzeitig auf die Bahnhöfe zu befördern. Daß der Zugsverkehr häufigen Störungen, Verspätungen und zeitweiligen gänzlichen Einstellungen ausgesetzt ist, ist allgemein bekannt.

Die Bezieher der Wiener Tageszeitungen werden gebeten, diese den Tatsachen entsprechenden Umstände zu berücksichtigen und das verspätete, unregelmäßige Einlangen der Zeitungen als einen der vielen Uebelstände geduldig zu ertragen, welche der Krieg mit sich bringt.

Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen.

Unser Blatt leidet ganz besonders unter den geschilderten Uebelständen. Unsere Leser können aber aus dem Aufrufe ersehen, daß die Verhältnisse im Zustellungsdienst eben klägliche, ganz unhaltbare sind.

Arbeiterzeitung
12./VII. 1918

* **Zeitungen nach Oesterreich.** Mehrere Buchhändler schreiben uns: Nach vielen Bemühungen ist die Regierung so weit entgegengekommen, daß sie die Zeitschriften wissenschaftlichen und fachlichen Inhalts freigegeben hat. Daß die Sache sehr lange dauerte, wissen Sie ja auch, und wir möchten nur erwähnen, daß zwischen der Bekanntgabe der Verordnung und der Veröffentlichung der Liste der freigegebenen Blätter mehr als sechs Wochen verstrichen. Wir haben zwar rechtzeitig unser Material der Behörde zur Verfügung gestellt, aber es hat anscheinend sehr lange gedauert, bis die Zeitungen, die, nach der Auswahl zu urteilen, niemand zu kennen scheint, freigegeben wurden. Hat man schon den Fehler begangen, daß man sich darauf kaprizierte, nur eine Anzahl Blätter, die namentlich angeführt werden, freizugeben und nicht generell alle Fachblätter und wissenschaftlichen Blätter zu erlauben, so hat man eine ganze Menge von Branchen unberücksichtigt gelassen. Nach den Bestimmungen muß man für jedes neue Blatt wieder ein Gesuch beim Ministerium des Innern einreichen. Wie lange es dauert, bis so ein Gesuch erledigt ist, hat die Erfahrung gezeigt, so daß der etwaige Abonnent wohl inzwischen die Lust verlieren wird, ein Blatt zu abonnieren. Sobald nun endlich die Liste der freigegebenen Blätter veröffentlicht war, haben wir uns sofort mit unserem Vertreter in der Schweiz in Verbindung gesetzt und alles Nötige veranlaßt, um den Bezug zu ermöglichen. Bestellungen sind auch ziemlich zahlreich eingelaufen, obwohl wir absichtlich vorläufig keine Propaganda gemacht haben, bis wir uns haben überzeugen können, daß die Blätter auch wirklich ungehindert einlangen. Wir mußten nun unserem Schweizer Vertreter Geld schicken, da er uns trotz aller Freundschaft, nur der Liebe willen die Blätter nicht liefert. Wir wendeten uns an die Devisenzentrale, von der uns der Bescheid wurde, man könne uns für einen derartigen Zweck keine Schweizer Franken zur Verfügung stellen. Darauf erwiderten wir durch Vermittlung unserer Bank, daß laut Regierungsverordnung die Blätter für den Bezug in Oesterreich freigegeben sind und man uns doch nicht den Bezug durch derartige Hindernisse unmöglich machen dürfe. Darauf hat die Devisenzentrale verlangt, man solle ihr die Regierungsverordnung zeigen, und wir sendeten ihr ein Blatt der betreffenden „Wiener Zeitung" ein. Dies hat anscheinend die Herren bei der Devisenzentrale doch umgestimmt und man erklärte uns, man könne uns Franken nicht zur Verfügung stellen, wolle uns aber gestatten, daß wir Kronen nach der Schweiz ausführen, die dort verkauft werden, so daß wir damit unseren Schweizer Lieferanten bezahlen können. Wir müßten jedoch als Belege die Rechnungen beibringen. Man fragte auch an, wieviel wir benötigen, und wir gaben einen ganz geringen Betrag an, damit nicht infolge der Höhe des Betrages von vornherein unser Ansuchen abgelehnt wird. Jetzt mußten wir noch verschiedene Formalitäten erfüllen und nun sind wir auf dem besten Wege, nach vieler Mühe und Not, daß vielleicht unser Schweizer Vertreter 2000 Franken bekommen wird. Allerdings kostet uns auf dem vorgeschriebenen Wege der Franken 2·60 Kronen. Wenn man dann noch berücksichtigt, daß, um die Blätter zu bekommen, ein Zwischenhändler in Frankreich oder England und ein Zwischenhändler in der Schweiz verdienen will, daß das Porto von Frankreich oder von England nach der Schweiz und von der Schweiz nach Oesterreich in Frage kommt, so wird, wenn wir unseren Verdienst ganz gering veranschlagen, eine Zeitung des feindlichen Auslandes, wenn sie heute noch so viel kostet wie zu Friedenszeiten, das Vier- bis Sechsfache des Friedenspreises kosten, wenn sie aber doppelt so teuer geworden ist, das Acht- bis Zwölffache. Ob wir bei größerem Umfang weiter Geld von der Devisenzentrale bekommen würden, ist natürlich eine Frage. Nun kommt das Haupthindernis: Wir haben, um zu sehen, ob die Blätter auch wirklich ankommen, zur Probe eine Anzahl von der Schweiz abschicken lassen. Der Brief, mit dem die Blätter angekündigt wurden, ist schon seit mehr als vierzehn Tagen in unseren Händen, die Blätter haben wir bis heute noch nicht! Wir haben auch keine Hoffnung, daß wir sie noch bekommen werden; wenn wir sie aber bekommen, so wird das eine derartige Verspätung sein, daß sie in vielen Fällen den Bezug illusorisch machen wird. Man muß doch berücksichtigen, daß schon durch die Grenzsperre von Frankreich nach der Schweiz und von der Schweiz nach Oesterreich sowie durch die Uebersendung der Bestellung, die bei den jetzigen Postverhältnissen von hier nach der Schweiz und von der Schweiz nach dem feindlichen Ausland auch mindestens vier Wochen in Anspruch nimmt, und wenn dann die Blätter auch noch bei der Zensur in Oesterreich drei Wochen zurückbehalten werden, der Abonnent seine Nummern nach zwei bis drei Monaten erst bekommt. Wir haben begreiflicherweise Abonnements nur auf Risiko des Empfängers angenommen, da wir nach unseren Erfahrungen dies alles vorausgesehen haben. Wie recht wir hatten, beweisen unsere Ausführungen. Ob unter diesen Umständen irgend ein Abonnent sein Abonnement erneuern wird, ist mehr als fraglich, denn sechs- bis zwölfmal soviel zahlen, drei Monate warten und dann die Hälfte oder gar nichts bekommen, das ist nicht jedermanns Sache. Sie sehen also, wir haben gar nichts von der Erlaubnis, die die Regierung wegen der Einfuhr von wissenschaftlichen und Fachzeitschriften erteilt hat, wenn nicht all diese von uns geschilderten Hindernisse schleunigst beseitigt werden.

Tägliche Rundschau 14./VII. 1918.

Erfolgreiche Bekämpfung der Schundliteratur.

Auf Anordnung des Oberkommandos in den Marken gibt bekanntlich der Polizeipräsident von Berlin amtliche Listen von Schundliteratur heraus, die im Frieden für den Handel im Umherziehen gemäß § 56, 12 der Gewerbeordnung verboten, auf Grund des Belagerungszustandsgesetzes aber auch im stehenden Gewerbe nicht feilgehalten, angekündigt, ausgestellt oder sonst verbreitet werden darf. Einer Weisung des Obermilitärbefehlshabers entsprechend, haben sämtliche stellvertretenden Generalkommandos seines Befehlsbereiches und im Anschluß daran auch die sächsischen und württembergischen Kontingente diese Listen übernommen, so daß, abgesehen von Bayern, eine völlige Einheitlichkeit in der amtlichen Schundliteraturbekämpfung besteht.

Soeben ist eine neue Liste ausgegeben worden, die gegenüber der letzterschienenen eine erhebliche Verminderung der verbotenen Heftereihen aufweist. Sie enthält im ganzen als heute verboten 97 Nummern gegen 228 der vorigen Ausgabe. Der Wegfall von etwa 150 Serien erklärt sich daraus, daß die in Frage kommenden Verleger sämtliche Bestände, Druckformen und Platten vernichtet und die bindende Erklärung abgegeben haben, diese Druckschriften weder unter dem alten Titel, noch in veränderter Form jemals wieder erscheinen zu lassen.

So ist auf dem Wege der Vereinbarung mit den beteiligten Verlegern, die auf Anregung der Behörde sich in dem „Verein der Verleger für Volksliteratur" organisiert haben, ein außerordentlicher Erfolg in der praktischen Bekämpfung der Schundliteratur erreicht worden. Denn die Millionen von Heften, die jetzt freiwillig von jener Seite vernichtet worden sind, hätten nach Aufhebung des Belagerungszustandes den stehenden Handel wieder überschwemmt, ohne daß es dann eine gesetzliche Handhabe für ihre Unterdrückung gäbe. Die Unternehmer haben zweifellos ein Opfer gebracht, das Anerkennung verdient. Sie haben damit auch in gewissem Sinne eine Aenderung ihrer Verlagsrichtung bekundet, die für die künftige Entwicklung der billigen Massenliteratur für Jugend und Volk erfreuliche Aussichten eröffnen dürfte, wie sich ja jetzt schon unter der verständnisvollen Einwirkung der Behörden eine wesentliche Besserung jenes vielbegehrten Lesestoffes zeigt. Nebenbei bemerkt, sind dadurch ungezählte Massen von Altpapier für die Fabrikation freigeworden, eine willkommene Begleiterscheinung der Schundliteraturbekämpfung in der Zeit der Papiernot.

Einen breiten Raum in der neuen Verbotsliste nehmen Bücher abergläubischen Inhalts ein, deren Unterdrückung den Behörden hoch anzurechnen ist.

Neues Wiener Tagblatt 15./VII. 1918

Welche Bücher sind „notwendige Gegenstände"?

Eine Mitteilnng des Vereines der österreichischen Buchhändler.

Wie uns gegenwärtig alle leibliche Nahrung karg zugemessen wird, so soll nun auch die geistige Nahrung, die die Bücher darstellen, in geringeren Portionen als bisher verabreicht werden. Der Verein österreichisch-ungarischer Buchhändler teilt nämlich seinen Mitgliedern mit, daß die Einfuhr von Büchern und Musikalien aus Deutschland, auf das der österreichische Buch-, Kunst- und Musikalienhandel in erster Linie angewiesen ist, gewissen Beschränkungen unterworfen und daß im allgemeinen nur für unerläßlich notwendige Gegenstände des Buchhandels die Bewilligung zur Einfuhr erhältlich ist. Die Maßnahme ist in der schwierigen Beschaffung der Marknoten begründet, die als Gegenwert für die aus Deutschland bezogenen Bücher im Wege der Devisenzentrale vom Ausschuß der Buchhändlervereinigung angesprochen werden müssen. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres wurde nämlich von unserm Buchhandel fast die gleiche Summe an Marknoten angefordert wie im gesamten Vorjahre, und das schließt eine weitere und unerwünschte Belastung unsrer Valuta in sich. So erfreulich das Anwachsen des Interesses für Bücher namentlich in der Zeit des Krieges ist, da es ja eine kulturell im höchsten Maße bedeutsame Tatsache darstellt, so ruft es doch eben, ähnlich wie auf andern Gebieten, eine Verlegenheit in bezug auf die Valuta herbei. Aus diesem Grunde wurde denn im Einvernehmen mit den Buchhändlerkorporationen die Verfügung getroffen, daß für Luxusbücher, Mitteilungen rein bibliophilen Charakters sowie für solche, die nur einen Liebhaberwert besitzen, ausnahmslos keine Marknoten zu Zahlungszwecken mehr von der Devisenzentrale erhältlich sind.

Es entsteht nun die Frage, was im Buch- und Musikalienhandel „absolut notwendige Gegenstände" sind? Der Kunsthandel hat es leichter. Es wird niemand einfallen, daß die „Sixtinische Madonna" ein nicht notwendiger Gegenstand wäre; und umgekehrt auch niemand behaupten, daß sie absolut und zumal jetzt zum täglichen Leben eine Notwendigkeit sei. Was die Artikel des Buch- und Musikalienhandels betrifft, findet aber der Spintisiergeist hier leider ein sehr weites Gebiet. Ja der Paragraphenmensch wird vielleicht sogar darlegen wollen, daß im wahren Sinne des Wortes notwendig nur solche Bücher wären, die Studienzwecken dienen; und solchen Zwecken dient im engsten Sinne ja wirklich nur das für die Schulen der verschiedenen Kategorien geschriebene Buch. Natürlich sind wir aber fest überzeugt, daß eine solche Auslegung der neuen Verfügung nirgends bei uns zu Lande Platz greifen wird. „Ich bin darüber beruhigt," so sagte uns ein hiesiger bekannter Verleger, „daß man die Frage nicht ganz zu vormärzlich anfassen wird. Wem braucht man es noch auseinanderzusetzen, daß ja eigentlich jedes Buch ein Gegenstand des Studiums ist. Wer kann erklären, daß die Worte Gerhart Hauptmanns oder Ibsens „absolut notwendige Gegenstände" sind oder daß sie es nicht sind? Und das gleiche gilt von den vielen Büchern, die unter das Kapitel „Kriegsliteratur" gehören, sind es die mannigfachen politischen und volkswirtschaftlichen Broschüren, die jetzt die Diskussion über Kriegsziele begleiten? Sind belletristische Bücher nicht absolut notwendig, wenn mit ihnen die Feldbüchereien gespeist werden müssen? Ist die Einfuhr der Klassiker nicht dringend notwendig, die in Oesterreich absolut nicht beschafft werden können? Es wäre also sehr zu bedauern, wenn sich die Sache zu einer Einschränkung unsrer geistigen Nahrung gestalten sollte. Die Tatsache, daß in Deutschland während des Krieges viel mehr Bücher verlegt worden sind als in England, ist nicht nur ein Beweis für die geistige Kraft Deutschlands, sondern auch für seinen Reichtum an allem, was zur Herstellung eines Buches notwendig ist. Aber wie gesagt, wir hoffen, daß man bei der Auslegung des Begriffes der Notwendigkeit hier nicht engherziger sein wird, als unbedingt notwendig ist."

Jul. Hirsch.

Tägliche Rundschau
5./VIII.1918

Einschränkungen beim Druckschriftenversand nach dem Ausland.

Im Drucksachenversand nach dem Ausland und den besetzten Gebieten treten aus militärischen Gründen vom 1. September ab die folgenden Einschränkungen ein.

Drucksachen jeder Art dürfen, soweit ihre Ausfuhr überhaupt zugelassen ist, nach dem Auslande und den besetzten Gebieten im Postwege von Firmen nur versendet werden, wenn sie zur Auflieferung bei bestimmten Postämtern zugelassen sind. Zugelassen werden können

1) Drucker für die von ihnen gedruckten, Verleger für die von ihnen verlegten Druckschriften,

2) Buchhändler für die Druckschriften, die sie ihrem Lager entnehmen oder im Buchhandelswege beziehen,

3) in das Handelsregister eingetragene Firmen für die Drucksachen, die ihren Geschäftsbetrieb betreffen. (Kataloge, Geschäftsberichte, Rundschreiben u. dergl.)

Die Zulassung wird von dem Militärbefehlshaber erteilt, der für den Wohnort oder den Ort der Niederlassung des Versenders zuständig ist. Dieser hat auch das Postamt zu bezeichnen, bei dem die Auflieferungen erfolgen sollen.

Privatpersonen dürfen Druckschriften nach dem Auslande und den besetzten Gebieten nicht mit der Post versenden oder den Versendungsberechtigten zum Versand übergeben. Die Versendungsberechtigten dürfen Druckschriften, die sie im Auftrage anderer versenden, dem Auftraggeber nicht in die Hände geben, auch nicht zur Einsicht auf kurze Zeit.

Die Militärbefehlshaber können von dem Verbot der Versendung von Druckschriften durch Privatpersonen in besonderen Fällen für einzelne Sendungen Ausnahmen bewilligen.

Feldpostsendungen an Angehörige des Heeres und der Marine sowie an andere Feldpostberechtigte werden hiervon nicht betroffen.

Ebenso bleibt der Versand von Zeitungen durch die Verlagspostanstalten (Postbezug) unberührt.

Bei den Postanstalten werden Brief- und Paketsendungen von Privatpersonen nach dem Ausland und den besetzten Gebieten von der Annahme und Beförderung ausgeschlossen, wenn sie, äußerlich erkennbar, Bücher, Drucksachen, Kataloge usw., kurz Druckschriften aller Art, enthalten und der Auflieferer nicht eine von dem für den Wohnsitz des Versenders zuständigen Militärbefehlshaber (stellvertretenden Generalkommando usw.) ordnungsmäßig ausgestellte Zulassungsurkunde für den Auslandsversand von Druckschriften vorweist.

Die Sendungen sind stets bei ein und derselben, vom Militärbefehlshaber auf der Zulassungsurkunde vermerkten Postanstalt aufzuliefern; diese ist ermächtigt, einen Ausweis darüber zu verlangen, daß der Auflieferer von der zugelassenen Firma kommt.

In den Briefkasten geworfene derartige Sendungen werden nicht befördert, sondern den Absendern, sofern diese zu ermitteln sind, zurückgegeben, im anderen Falle als unanbringlich behandelt.

Die zum Auslandsversand zugelassenen Firmen sind verpflichtet, ihre Sendungen äußerlich, d. h. auf dem Umschlage bzw. der Einhüllung, durch ihren Firmenstempel oder Firmenaufdruck kenntlich zu machen.

Für die Auslandssendungen der vorerwähnten Drucker, Verleger, Buchhändler und Firmen dürfen Aufklebezettel mit der Anschrift verwendet werden.

Anträge auf Zulassung zur Versendung von Druckschriften in das Ausland und die besetzten Gebiete sind im allgemeinen an die stellvertretenden Generalkommandos, in Berlin an das Oberkommando in den Marken und in Festungen an den Gouverneur zu richten.

Reichspost Abendbl.
31./VIII. 1918

117

Wiener Berichterstattung an das Ausland.

Ein Schweizer Blatt, das sich Oesterreichs gegen einen österreichischen Schilderer annimmt!

Vor kurzem wurde in diesen Spalten aufgezeigt, welch großen Anteil die Wiener Berichterstattung ausländischer Blätter daran hat, wenn sich im Auslande, und zwar im feindlichen wie leider auch im verbündeten und neutralen, völlig verkehrte Meinungen über österreichische Verhältnisse festgesetzt haben. Wenn man draußen die Schwierigkeiten der Monarchie, die gewiß groß genug sind, nicht nur ins Maßlose übertreibt, sondern auch falsch deutet und beurteilt, wenn man immer wieder trotz der alle Welt überraschenden Beweise der unverwüstlichen Lebenskraft Oesterreichs an seiner Lebensfähigkeit zweifelt, wenn man über Oesterreich zum schweren moralischen wie materiellen Schaden aller seiner Bürger mitleidig die Achsel zuckt, wenn der Irrglaube, daß man nur frisch zuzugreifen brauche, um sich von diesem vermeintlich der Auflösung verfallenen Staatswesen ein Stück Beute zu sichern, trotz aller Weltkriegsaufklärung sich immer wieder von neuem hervorwagt und die Bärenfellverteiler zur Fortsetzung ihrer opferreichen Angriffe ermuntert, so fällt ein großer Teil der Schuld daran auf die, mit Verlaub zu sagen, Berichterstattung über Oesterreich aus Oesterreich, und zwar hauptsächlich aus Wien oder aus irgendeinem Modekurort Oesterreichs, in dem sich Herr Schmock gerade aufhält. Was da von geschäftigen Federn — es handelt sich ja immer um ein Geschäft — zumeist in der Form eines unbekümmert sich ergehen lassenden Feuilletonistenschwatzes, dem Zeitungspublikum des Auslandes über Oesterreich aufgetischt wird, übersteigt alle Vorstellungen. Gewiß wird im Auslande den periodischen Leistungen des degenerierten Wiener Bastardfeuilletonismus — eines Gemisches von politischer Reporterei, Dandygeblödel und Raunzerei — längst keine übermäßige Bedeutung beigelegt, aber wenn in Hunderten von Blättern des Auslandes immer wieder über Oesterreich aus Oesterreich, und zwar von wirklichen oder Pseudoösterreichern, die tollsten Sachen vorgebracht werden, so bleibt schließlich doch einiges hängen. Und vor allem: Das Ausland denkt sich: Was muß dieses Oesterreich für ein Staatswesen sein, wenn auf ihm das eigene Schmocktum in solcher Weise herumtrampeln darf! Dem übelwollenden Ausland werden wir verächtlich, dem freundlichen und neutralen ein Gegenstand des Mitleids.

Kürzlich war es ein Wiener politischer Brief der „Frankf. Ztg.", gegen den hier wegen der Behauptung, als gäbe es in Oesterreich sogar unter den Deutschen fast niemanden mehr, der den Bestand Oesterreichs um Oesterreichs selbst willen verteidige, Verwahrung eingelegt wurde. Heute ist der Anlaß zu vorstehenden Auslassungen folgendes überaus bezeichnendes Artikelchen, das wir unter der Ueberschrift „Rätsel" in einem Schweizer Blatte, in der „Zürcher Morgen-Ztg." (Nr. 197) vom 23. d., finden:

> „Die Wiener Presse feiert mit jenen übertriebenen und salbungsvollen Worten, die das Einzige sind, woran die Doppelmonarchie noch Ueberfluß besitzt, die Verhandlungen der zwei Monarchen."
>
> Man stelle den unbefangenen Leser vor die Aufgabe, das Rätsel zu lösen, in welcher Zeitung der oben zitierte Satz gestanden haben könnte.
>
> Vielleicht in der Freien Zeitung"?
>
> Nein.
>
> Dann etwa in „La Suisse"?
>
> Ausgeschlossen!

Oder in den „Schweizerischen-Amerikanischen Blättern"?

Nein. Sie erraten es wirklich nicht: In der „National-Zeitung".

Daraufhin werden sich bei dem wirklich unbefangenen Leser arge Bedenken zu Worte melden. Er wird etwa einwenden, daß es nicht wohl angehe, daß ein Schweizer in einem schweizerischen Blatt in diesem Tone von einem befreundeten Nachbarstaate spreche. Damit hätte er ganz recht. Aber seine Voraussetzungen sind falsch. In der „National-Zeitung" führt der gesprächige Oesterreicher Ludwig Bauer das große Wort. Ein Bürger der Doppelmonarchie spricht also hier von seinem Vaterlande. Das ginge uns weiter nichts an, wenn er den Mut hätte, dies in seinem Vaterlande zu tun. Da er aber den Boden der neutralen Schweiz unter seinem Schreibtisch hat, steht es uns wohl an, ihm bei seinen Schreibereien auf die Finger zu sehen und allen denen, die sich dafür interessieren, mitzuteilen, daß man sich irrt, wenn man diese despektierliche Redensart einem Schweizer zuschiebt.

Daß sich eine schweizerische Zeitung, die außerdem „national" sein will, dazu hergibt, derartige Sätze in die Welt hinauszupofaunen, ohne sie deutlich als von einem Ausländer — und von was für einem Ausländer! — herrührend zu bezeichnen, das können wir leider nicht verhindern.

Leider nicht! Brennglas.

Ein Schweizer Blatt schämt sich für uns Oesterreicher, daß ein Oesterreicher in einem Schweizer Blatt über sein Vaterland in solchem Tone schreibt! Ein Schweizer Blatt erhebt Einspruch dagegen, daß ein anderes Schweizer Blatt eine derartige Schmockerei über die befreundete Nachbarmonarchie aufnimmt! Ein Schweizer Blatt nimmt öffentlich die Schweiz gegen den Verdacht in Schutz, als ob es einen Schweizer Bürger gäbe, der über Oesterreich so despektierlich schreiben würde, wie es der Oesterreicher Ludwig Bauer tut.

Bedarf es weiterer Worte? Gibt es keine Macht in Oesterreich, die das Einsehen und den Willen und die Kraft aufbrächte, uns von solcher Schmockschande zu befreien? Mit welchem Recht will sich Oesterreich über die Steed, Caburri, Dusan und Genossen, die erklärte Diener des feindlichen Auslandes waren, fürder beklagen, wenn es sich von Oesterreichern so behandeln läßt, daß sich das Ausland seiner annimmt und — schämt?

Der Neue Abend
5./IX. 1918

119

Freiheit wie in Ungarn.

Herr Carl M. Danzer, Herausgeber von „Danzers Armee-Zeitung", teilt in der heute erschienenen Ausgabe seines Blattes mit, daß er sich entschlossen hat, die Herausgabe und Leitung dieser Wochenschrift niederzulegen. Er begründet es mit dem Widerspruch, den die von ihm seit jeher vertretene Auffassung der politischen Probleme Ungarns in der parlamentarischen und publizistischen Öffentlichkeit Ungarns in steigendem Grade errege; die Maßregeln, die der gegenwärtige ungarische Ministerpräsident in offener Reichstagssitzung gegen „Danzers Armee-Zeitung" angekündigt und gefordert hat, haben in ihm die Überzeugung geweckt, daß diese Zeitung gegenwärtig nicht mehr den geeigneten Boden darstellt, um seinen Standpunkt wirksam zu behaupten. Herr Danzer erklärt, er beuge sich Mächten, die heute stärker sind als der Wille eines einzelnen, er beuge sich, doch ohne sich zu verbeugen.

Man wird diese Mitteilung nach zwei Richtungen bedauern. Herr Danzer hat seine Zeitung, mit deren Tendenz wir sicherlich nicht in allen Punkten einverstanden waren und sein konnten, in durchaus einwandfreier schriftstellerisch und sachlich hervorragender Weise geführt. Es war ein Blatt, dessen Meinung man bekämpfen, dessen Haltung man aber achten mußte. Ferner muß man mit aufrichtigem Bedauern feststellen, daß hier wieder einmal der Aristokratenklüngel, der Ungarn beherrscht, auch einen Sieg über Österreich davongetragen hat. Man stelle sich einmal vor, daß es umgekehrt wäre, daß der Herausgeber eines ungarischen Blattes gezwungen wäre, zurückzutreten, weil seine Auffassung der politischen Probleme Österreichs bei uns Mißfallen erweckte! So sehr wir die Beweggründe des Herrn Danzer begreifen, um so sehr müssen wir sie auch bedauern. Es wäre vielleicht doch richtiger gewesen, er hätte es auf einen Kampf ankommen lassen. Die „Armee-Zeitung" wird zuversichtlich länger dauern als das Regime Wekerle, auch länger als die Herrschaft des Klüngels von Adeligen und Bankdirektoren, die sich jetzt das „ungarische Parlament" nennen.

Von unserer Regierung und Volksvertretung zu erwarten, daß sie sich mit dieser Angelegenheit und was an ihr von öffentlicher Bedeutung ist, beschäftigen werde, wäre selbstverständlich töricht. Dagegen muß man wohl fordern und darf vielleicht erwarten, daß sich die Verbände der Zeitungsherausgeber und Journalisten mit diesem Anschlag gegen die Selbständigkeit der österreichischen Presse beschäftigen werden. Wir wissen nicht, ob Herr Danzer Mitglied dieser Verbände ist. Das ist aber auch ganz gleichgültig. Hier handelt es sich nicht um den einzelnen Mann oder um die einzelne Zeitung, sondern um die Frage, ob man dem ungarischen Regierungsklüngel unwidersprochen das Recht einräumen wolle, das Restchen österreichischer Preßfreiheit durch wirtschaftliche Schädigungen zu vernichten.

Arbeiterzeitung
6./IX. 1918

120

Ein Abschied.

In der heute erschienenen „Danzers Armeezeitung" teilt an der Spitze Herr Karl M. Danzer, ihr bisheriger Herausgeber, folgendes mit:

Der Widerspruch, den die von mir seit jeher vertretene Auffassung der politischen Probleme Ungarns in der parlamentarischen und publizistischen Oeffentlichkeit Ungarns in steigendem Grade erregt, und die Maßregeln, die der gegenwärtige ungarische Ministerpräsident in offener Reichstagssitzung gegen „Danzers Armeezeitung" angekündigt und gefordert hat, haben in mir die Ueberzeugung geweckt, daß diese Zeitung gegenwärtig nicht mehr den geeigneten Boden darstellt, um meinen Standpunkt wirksam zu behaupten.

Ich habe mich daher entschlossen, die Herausgabe und Leitung dieser Wochenschrift niederzulegen und sie den erprobten Händen unseres geschätzten Mitarbeiters, des Majors Viktor Dubert, zu übertragen.

Diese Erklärung ist so seltsam, daß Herr Danzer an einer Erklärung schwer vorübergehen wird. Wie soll man es begreifen, daß der Widerspruch, den seine Auffassungen „in der parlamentarischen und publizistischen Oeffentlichkeit Ungarns" erregt haben, Herrn Danzer zu der Flucht veranlassen konnten, da er diesen Widerspruch, indem er sich gegen die ungarischen Anschauungen wendete, geradezu gesucht und herausgefordert hat, von ihm also nicht überrascht werden konnte? Wenn jeder österreichische Publizist, mit dem die ungarische Herrenklasse nicht einverstanden ist, davonlaufen wollte, so würden viele Zeitungen in Oesterreich ihr Erscheinen einstellen müssen! Herr Danzer stand doch nicht unter der Botmäßigkeit der ungarischen Herren, daß ihr „Widerspruch" bei ihm eine derartige Zerknirschung auszulösen hatte, daß er sogleich abdanken und das Blatt, das seinen Namen trägt, im Stiche lassen muß! Die „Maßregeln", die Herr Wekerle angekündigt hat und die ihm in Sachen eines Blattes in Oesterreich überhaupt zu Gebote stehen, bestehen darin, daß er ihm die Entziehung des Postdebits in Ungarn androht, eine „Maßregel", von der schon viele österreichische Blätter betroffen worden sind — die Arbeiter-Zeitung beispielsweise schon etlichemal — und die wohl noch auszuhalten ist und schon gar kein Anlaß sein kann, sich dem ungarischen Diktat zu unterwerfen. Wenn also auf den Herrn Danzer nicht etwa von militärischer Seite ein Druck ausgeübt wurde, der vielleicht infolge des Verhältnisses des Blattes zu der Kriegsverwaltung, das wir nicht kennen, gefährlich hätte werden können, so liegt in diesem Rücktritt nichts, was Anlaß geben könnte, sich für Herrn Danzer einzusetzen. War der Rücktritt freiwillig, das heißt geschah er nur in Hinsicht des ungarischen „Widerspruches", so ist er eben eine Unterwerfung, die von wenig publizistischem Selbstgefühl zeugt. Aber wir meinen ernstlich, daß auf Herrn Danzer noch ein anderer Druck ausgeübt wurde als der des Herrn Wekerle.

Was die Zeitung selbst betrifft, so war sie vor dem Kriege gerade keine anmutige Lektüre, hingegen hat in den national-staatlichen Fragen Herr Danzer, der unentwegt an ein österreichisches Programm glaubt, Mut und Folgerichtigkeit bewiesen. Der schriftstellerischen Form nach stand die Zeitschrift immer auf einer ansehnlichen Höhe. Der gerade uns nicht unbekannte Nachfolger war bisher Redakteur beim „Pester Lloyd"; er bringt also wohl die richtige Anpassungsfähigkeit an die ungarischen Anschauungen mit.

Die Zeit
10./IX. 1918

Besuch der reichsdeutschen Pressevertreter.

Vorgestern abends sind aus München und Frankfurt, gestern vormittags aus Berlin, Hamburg und Königsberg Vertreter der reichsdeutschen Presse in Wien eingetroffen, um der österreichischen Presse einen Gegenbesuch zu machen, der sich in den Dienst des Bündnisses zwischen den beiden Reichen stellt. Die Gäste wurden vom Empfangskomitee, das in Wien gebildet wurde, im Westbahn- und Nordwestbahnhof begrüßt. Nachmittags gab der deutsche Botschafter Graf Botho Wedel in seinem Palais zu Ehren der reichsdeutschen Pressevertreter einen großen Empfang. Abends fand im Industriehaus ein Festabend statt, den der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" veranstaltete. Die reichsdeutsche Presse ist fast ausschließlich durch die Leiter der großen Tageszeitungen vertreten. Zu dem Festabend hatten sich außer den Vertretern der Wiener Presse die Spitzen der Behörden und der Wiener Gesellschaft eingefunden. Unter den Anwesenden seien erwähnt: Minister des Aeußern Graf Burian, deutscher Botschafter Graf Wedel, Kriegsminister G. d. J. v. Stöger-Steiner, Ministerpräsident Freiherr v. Hussarek, Minister des Innern Dr. Gayer, Ernährungsminister Dr. Paul, Statthalter Freiherr von Bleyleben, Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. Groß, Bürgermeister Dr. Weiskirchner sowie zahlreiche Notabilitäten der politischen und Finanzwelt.

Zunächst begrüßte der Präsident des Vereins Dr. Ehrlich die Gäste, worauf Minister des Aeußern Graf Burian eine bedeutsame Ansprache hielt, die wir an anderer Stelle wiedergeben.

Als nächster Redner ergriff der deutsche Botschafter Graf Wedel das Wort. Er dankte zunächst dem Präsidenten der Concordia, daß ihm Gelegenheit geboten wurde, diesen Abend mit den Pressevertretern zu verleben. Diplomatie und Presse, so führte er weiter aus, sind verwandte Berufe, die ähnliche Aufgaben zu erfüllen haben. Der deutsche Botschafter drückte sodann den Wunsch aus, daß es der harmonischen, vertrauensvollen Zusammenarbeit von Diplomatie und Presse gelingen möge, die alte, glänzend bewährte Freundschaft zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich zu festigen und weiter zu vervollkommnen.

Nach dem deutschen Botschafter ergriff Kriegsminister G. d. J. v. Stöger-Steiner das Wort, um gleichfalls in herzlichen Worten die Gäste zu bewillkommnen. Weiter sprach noch der Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. Groß. Er charakterisierte das Verhältnis zwischen Parlament und Presse und erhob sein Glas auf deren gedeihliches Zusammenwirken für das Wohl von Staat und Volk. In schwungvollen Worten dankte im Namen der deutschen Pressevertreter der Chefredakteur der Täglichen Rundschau Dr. Heinrich Rippler.

Die Reihe der Redner schloß Hofburgschauspieler Treßler, der einen von Julius Bauer verfaßten Willkommgruß ungemein wirkungsvoll vortrug. In animierter Stimmung blieb die Festversammlung noch lange in geselliger Weise beisammen, um die erhebenden Eindrücke dieses denkwürdigen Abends auszutauschen. In den Reihen der deutschen Gäste herrschte nur eine Stimme der Anerkennung über den Verlauf der Veranstaltung.

Fremdenblatt.
12./IX. 1918

Die reichsdeutschen Journalisten in Wien.

Der Empfang beim Minister des Aeußern.

Der Minister des Aeußern Graf Burián hatte vorgestern die Vertreter der reichsdeutschen Presse und ihre Wiener Kollegen zu einem solennen Empfange ins auswärtige Amt geladen. In den Prachträumen des Hauses am Ballplatz versammelte sich eine ebenso zahlreiche als interessante Gesellschaft, unter der man insbesondere bemerkte: den Ministerpräsidenten Freiherrn v. Hussarek, Kriegsminister von Stöger-Steiner, Minister des Innern Ritter von Gayer, den Unterrichtsminister und den Minister für Galizien, Landmarschall Prinz Alois Liechtenstein, den deutschen Botschafter Grafen Wedel mit dem Prinzen Erbach und Stolberg-Wernigerode, sowie dem Legationsrat v. Kaufmann und Hauptmann v. dem Hagen, den sächsischen Gesandten v. Nostitz, den bayrischen Geschäftsträger Freiherrn v. Hoffmann, den Leiter der Polizeidirektion Hofrat Schober, die Oberste Eisner-Bubna und Reich, Major im Genralstab v. Gleise und viele andere. Minister Graf Burián, unterstützt von dem ersten Sektionschef Baron Flotow und dem zweiten Sektionschef Grafen Szechenyi und mehreren anderen Funktionären, empfing die Gäste mit liebenswürdiger Herzlichkeit und war auch während des ganzen Abends bemüht, den Gästen den Aufenthalt in den Räumen des auswärtigen Amtes aufs angenehmste zu gestalten. Graf Burián fand auch Gelegenheit, jeden einzelnen der Herren aus Deutschland in ein längeres eingehendes Gespräch zu ziehen und unterhielt sich auch in anregender Weise mit den erschienenen Vertretern der Wiener Presse und den Wiener Berichterstattern der reichsdeutschen Blätter. Erst nach längerer Dauer fand der interessante Abend seinen Abschluß.

Besichtigungen.

Die Vertreter der reichsdeutschen Presse benützten den gestrigen Vormittag zur Besichtigung der kaiserlichen Schatzkammer und der Hofbibliothek. Oberstkämmerer Graf Berchtold war selbst gekommen, die Herren zu begrüßen. Der Kanzlei-Direktor des Oberstkämmereramtes Sektionschef Freiherr v. Weckbecker gab in der Schatzkammer interessante Aufschlüsse über die geschichtliche und künstlerische Eigenart der einzelnen Kostbarkeiten. In der Hofbibliothek stellte sich Vizedirektor Professor Bick als Führer zur Verfügung. Er geleitete die Gäste auch in die Papyrus-Abteilung, wo Regierungsrat Professor Dr. Wessely, der bekannte Papyrus-Forscher, überaus fesselnde Aufklärungen bot, dann in die Kupferstich-Abteilung, wo Kustos Dr. Stix, und in die musikgeschichtliche Abteilung, wo Dozent Dr. Robert Lach als Erklärer dienten. Die Gäste waren überaus dankbar und bedauerten nur, nicht längere Zeit dem Studium all der Kostbarkeiten widmen zu können.

Die reichsdeutschen Journalisten, die Dienstag das Schloß Schönbrunn besuchten, wurden dort vom Kanzleidirektor des Oberstthofmeisteramtes Geheimen Rat v. Keller empfangen und zur Gloriette geleitet, von wo sie sich eines herrlichen Ausblickes auf Wien erfreuen konnten. Exzellenz v. Keller richtete an die Vertreter der deutschen Presse eine überaus herzliche Ansprache, in der er sie im Auftrage des Kaisers willkommen hieß und sie einlud, die Gastfreundschaft der kaiserlichen Hofverwaltung zu genießen. Auf dem Rückwege von der Gloriette wurde den Gästen ein Teil der Gemächer des kaiserlichen Schlosses gezeigt. Die Gäste äußerten sich voll Dankbarkeit über ihre Aufnahme in Schönbrunn.

Fremdenblatt
13./IX. 1918

Die reichsdeutschen Journalisten in Wien.

Besuch der Hoftheater.

Den Dienstag Abend benützten die hier weilenden Vertreter der reichsdeutschen Presse, einer Einladung des Generalintendanten Freiherrn v. Andrian folgend, zu einem Besuche der Hoftheater. Im Burgtheater wurde Grillparzers „Medea", in der Hofoper Mozarts „Entführung aus dem Serail" gegeben. Die deutschen Gäste äußerten sich über die Vorstellungen sehr anerkennend. Nach dem Theater vereinigte im Grand Hotel eine kameradschaftliche Zusammenkunft einen kleinen Kreis von Vertretern der Budapester Journalistenvereine, die gekommen waren, die Gäste zur bevorstehenden Fahrt nach Ungarn einzuholen, und von Wiener Kollegen mit den Herren aus Deutschland. Vizepräsident Münz der „Concordia" feierte in herzlicher Rede die Gemeinsamkeit der Ziele, die uns und die Deutschen beseelen und gab den Gästen die besten Wünsche für ihre Reise nach Ungarn mit. Präsident Rippler vom Verein „Berliner Presse" erwiderte mit warmen Worten des Dankes für die seinen Kameraden erwiesene, ihnen unvergeßlich bleibende Gastlichkeit, gedachte besonders der Bemühungen des Präsidenten Dr. Ehrlich und schloß mit den besten Wünschen für das Gedeihen der „Concordia".

Im Kriegspressequartier.

Gestern mittags versammelten sich die deutschen Journalisten und die Präsidenten der Wiener Preßvereine im Heim des Kriegspressequartiers, um von dort die Fahrt zum Armee-Oberkommando anzutreten. Der Kommandant des Kriegspressequartiers, Oberst Eisner-Bubna, widmete den Gästen einen herzhaften, soldatischen Willkommgruß, erinnerte der erfolgreichen, in der Geschichte verewigten Zusammenarbeit der österreichisch-ungarischen Armee und deren deutschen Waffenbrüder und brachte der ruhmreichen, herrlichen deutschen Wehrmacht ein dreifaches Hurra. (Stürmischer Beifall.) Redakteur Dr. Stark („Münchner Neueste Nachrichten") gedachte der vom Kriegspressequartier herausgegebenen so wertvollen Kriegsschriften, aus denen die reichsdeutsche Presse reiche Belehrung schöpfe, und erklärte, seine Kollegen von der Feder werden stets gerne die Ruhmeskünder der österreichisch-ungarischen Armee sein, die im Kampfe gegen das anstürmende Rußland nicht nur dem eigenen Vaterlande, sondern auch dem Deutschen Reiche durch ihren im Kriege fast ohne Gleichen dastehenden Angriffsgeist unermeßliche Dienste geleistet habe. (Lebhafter Beifall.) Vizepräsident Julius Stern der „Concordia" verwies auf die umfassende Arbeit und die reichen geistigen Werte, die das Kriegspressequartier dank seiner großzügigen Organisation mit seinem ansehnlichen Stabe von Schriftstellern und Künstlern in diesen Jahren geschaffen hat, dankte für die Bemühungen, die von dieser wichtigen Stelle anläßlich des Besuches der reichsdeutschen Publizisten entfaltet wurden und schloß mit einem „Hoch" auf die Offiziere des Kriegspressequartiers und namentlich auf den verdienstvollen Kommandanten Oberst Eisner-Bubna. — Nach diesen von der Versammlung mit warmer Zustimmung aufgenommenen Worten wurde die Fahrt zum Armee-Oberkommando angetreten.

Österr. Volkszeitung
21./IX. 1918

* **Der Teuerungszuschlag für Schulbücher.** Das Unterrichtsministerium hat bekanntlich den Buchhändlern gestattet, zu den auf den Titelblättern der approbierten Lehrbücher ersichtlich gemachten Preisen einen Zuschlag von 10 Prozent einzuheben und gleichzeitig angeordnet, daß auf das Titelblatt durch Stempelaufdruck oder Aufkleben gedruckter Streifen ein diesbezüglicher Vermerk anzubringen sei. Der Vorstand des Vereins österreichisch-ungarischer Buchhändler hat daraufhin eingewendet, daß aus technischen Gründen der Aufdruck oder die Abstempelung der Bücher in der gewünschten Weise nicht erfolgen könne. Das Unterrichtsministerium hat sich daraufhin einverstanden erklärt, daß die Vorweisung des bezüglichen Erlasses im Falle von Beanständungen genügen solle.

Ostdeutsche - Rundschau 129

25./IX. 1918

Presse und auswärtige Politik.

Einen wie großen Einfluß die Zeitungen auf die Stimmung der Völker ausüben, hat sich besonders während des jetzigen Krieges gezeigt. Der jahrzehntelangen Vorbereitung durch eine geschickt geleitete, zum Teil von unseren Gegnern gekaufte Presse ist es zuzuschreiben, daß in der Welt eine ebenso große Verkennung deutschen Wesens und deutscher Einrichtungen wie eine fast unerklärliche Feindschaft gegen das Deutsche Reich in die Erscheinung treten konnte. Paul Eltzbacher hat sich nun der Arbeit unterzogen, in einer Schrift „Die Presse als Werkzeug der auswärtigen Politik" (Verlag von Eugen Diederichs, Jena) die Sünden, die bei uns in dieser Hinsicht begangen worden sind, aufzudecken und Vorschläge zur Besserung zu machen. Wenn wir auch nicht immer ihm zustimmen können, enthalten seine Ausführungen manches Wort, das einer weiteren Verbreitung wert ist.

So ist es durchaus zutreffend, wenn der Verfasser sagt, Reichskanzler Bethmann hätte sich nicht während dreier Kriegsjahre halten können, wenn nicht ein großer Teil der deutschen Presse und die Mehrheit des deutschen Reichstages sogar in dieser Zeit von den Gesichtspunkten der inneren Politik ganz beherrscht gewesen wären und den Lebensfragen der auswärtigen Politik kein Verständnis entgegengebracht hätten. Ganz anders hat Bismarck gehandelt, als er schon in Friedenszeiten auf die öffentliche Meinung einzuwirken und diese aufzuklären suchte. Freilich, er war auch ein Staatsmann, der klar blickte und sich nicht in dem Gedankenkreis verschwommener Tatenlosigkeit bewegte. Er wußte bald durch ein kräftiges Wort, bald durch eisige Zurückhaltung auf das Ausland zu wirken und gab durch sein ganzes Verhalten der deutschen Presse die Richtung an, in der sie zu steuern hatte. Wie meisterhaft hat ferner England es verstanden, nicht nur durch diplomatische Geschicklichkeit, sondern auch durch die Presse die Völker Frankreichs, Italiens, Rumäniens, der Vereinigten Staaten auf seine Seite zu ziehen, die Zahl der Kleinmütigen in Deutschland durch den hochfahrenden Ton seiner Ministerreden zu vermehren und Verfassungsstreitigkeiten zu entfachen. Auf deutscher Seite hat man in der nachbismarckischen Zeit wenig von dieser Meisterschaft entdecken können. Nur Hindenburg und Ludendorff haben durch ihre Worte und Kundgebungen in hervorragender Weise auf die Haltung der deutschen Presse einwirken und die üblen Folgen der kindlichen Propaganda abwenden können.

Die Deutschen haben es nicht verstanden, auf die Presse anderer Länder durch Schlagwörter zu wirken, die stets gewaltig gezogen haben, selbst wenn sie auch jeder inneren Wahrheit entbehrten. So hat England einen großen Erfolg mit der Verkündung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker gehabt, obgleich es Irland, Aegypten, Indien knechtet. Frankreich, das Algier, Tunis und Marokko mit eiserner Faust festhielt, stieß in dasselbe Horn und andere beteten diesen Schwindel nach, soweit sie nicht durch die Behandlung Griechenlands und verschiedener neutraler Staaten eines Besseren belehrt werden sind. Sehr richtig bemerkt der Verfasser der erwähnten Schrift, daß es zur Beeinflussung der Völker in den wenigsten Fällen großer sachlicher Opfer bedürfe, in der Regel genüge die geschickte Einwirkung durch das Wort. Wir haben es daran fehlen lassen, weil wir nicht auf die Eigenart anderer Völker Wert legten, sondern sie nur nach uns beurteilten. Im Auslande war man klüger und geriebener, und der Erfolg rechtfertigte das dort geübte Verfahren. Nur das deutsche Schwert hat davor geschützt, daß die Wirkung des gesprochenen und gedruckten Wortes nicht noch empfindlicher getroffen hat, als es ohnehin geschehen ist. Ja, „für die auswärtige Politik eines Landes sind seine Presse und sein Einfluß auf die Presse anderer Länder von nicht geringerer Wichtigkeit als sein Heer und seine Flotte, seine Landwirtschaft und seine Industrie, sein Verkehrswesen und seine Finanzen."

Deutschland ist infolge seines Mangels an eigenen Kabeln, infolge der ganz unzureichenden Berichterstattung des offiziösen Telegraphenbureaus und anderer unglücklicher Umstände sowohl in der Beurteilung auswärtiger Zustände wie in der Verbreitung wichtiger Nachrichten von hier aus stets hinter anderen Ländern im Rückstande gewesen. Es fehlte an einer Zentralstelle, die in ebenso kraftvoller wie geschickter Weise die Presse auf die wichtigen Aufgaben in der Vertretung der Auslandspolitik hingewiesen hätte. Hier wird nach dem Kriege eine ganz andere Arbeit einsetzen müssen, als sie bisher geleistet worden ist.

Wie man in England gearbeitet hat und noch arbeitet, zeigt ein Blick auf die Northcliffepresse. Nicht nur ist bei vielen Blättern des Auslandes englisches Kapital beteiligt, sondern Northcliffe hat es mit zäher Beharrlichkeit verstanden, immer mehr wichtige Zeitungen des Auslandes an sich zu bringen. Er vereinigt in seiner Hand mehr als sechzig Zeitungen, durch die er die öffentliche Meinung innerhalb und außerhalb Großbritanniens im englischen Interesse gängelt. Nimmt man als Gegenstück hierzu das Verhalten vieler deutscher Blätter, die vor dem Kriege nichts Besseres zu tun wußten, als Einrichtungen ihres Vaterlandes lächerlich zu machen, so springt der Unterschied zwischen der gutdisziplinierten englischen und der zügellosen deutschen Pazifistenpresse in die Augen. Zur Freude auswärtiger Leser wurde der preußische Offizier, der ostelbische Junker, der westfälische Schlotbaron von gewissen Witzblättern mit Kot beworfen, und der Chorus stimmte lärmend ein. Wenn man bedenkt, welche Meinung von der Tüchtigkeit dieser Männer dadurch im Auslande hervorgerufen wurde, kann man sich nicht über die Zuversicht wundern, mit der unsere Feinde gegen uns in den Kampf zogen. Wo aber wären wir jetzt ohne den preußischen Offizier, ohne Landwirtschaft und ohne leistungsfähige Industrie? Man braucht diese Frage nur zu stellen, um den unberechenbaren Schaden zu ermessen, den die verächtliche und unkluge Haltung eines Teiles der deutschen Presse angerichtet hat.

Wir haben schon wiederholt bei früheren Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß man vom Gegner manches lernen kann. Dies gilt ganz besonders von der Behandlung der auswärtigen Politik durch die Presse des Landes. Darin können wir uns Engländer und Franzosen zum Muster nehmen, die es niemals an dem Verständnis für die Aufgaben ihrer Länder haben fehlen lassen, wenn es galt, auf das Ausland zu wirken. Hätte man bei [illegible]

Schuhwichse, Hochglanz (Ringelputzer).
In der Bertaufsstelle 8., Josefinengasse 39,
am Mittwoch den 25. d. für den 1., 7., 8., 9., 16.,
17., 18. und 10. Bezirk von 3 bis 6 Uhr.
In der Ausgabestelle 4., Johann Strauß-

Die Zeit
26./IX. 1918

180

Der Schulbüchermangel.

Ein Vorschlag.

Von einem erfahrenen Schulfachmann wird uns geschrieben:

Fast in allen Schulen, vor allem auch in den Volks- und Bürgerschulen, macht sich in bedauerlicher Weise der Mangel an Schulbüchern geltend. Für die armen Schüler der Wiener Volks- und Bürgerschulen konnten bisher die Lehrbücher von der Lernmittelverwaltung noch nicht beigestellt werden, und die Kinder der bessersituierten Familien konnten manche Schulbücher auch in den Buch- und Papierhandlungen nicht erhalten. Infolge dieses Uebelstandes erleidet der Unterricht, der in diesem Schuljahre ohnedies später einsetzen mußte, vielfache Störung.

Es wäre aber ein Leichtes, dem Uebel abzuhelfen. Es brauchten nur die Schüler ihre Lehrbücher, die sie im verflossenen Schuljahre benützt hatten, in den Schulen abzugeben, um sie den anderen Kindern zu überlassen. Für die alten Lehrbücher werden ohnedies nur so geringfügige Preise seitens der Buch- und Papierhändler bezahlt, daß ein Verkauf sich kaum der Mühe lohnt. Dagegen kann ihre Verwendung in den Schulen besonders jetzt von hohem Nutzen sein. Die Schulleitungen werden gewiß mit Dank jede derartige Bücherspende der Kinder und der Eltern entgegennehmen und ihrem Zweck zuführen.

Soweit die Zuschrift. Zu dem in ihr enthaltenen Vorschlag wird uns von schulamtlicher Seite erklärt:

Die Anregung der „Zeit", Eltern der Schulkinder oder diese selbst mögen die nicht mehr benötigten Schulbücher zwecks Verteilung in den Schulleitungen abgeben, ist auf das wärmste zu begrüßen.

Der Schulbüchermangel ist derzeit tatsächlich so arg, daß nicht nur die unbemittelten Kinder ohne Bücher in die Schule kommen, sondern auch die Kinder aus bezüterten Kreisen. Da nun leider keine Aussicht besteht, daß der Schulbüchermangel in der nächsten Zeit behoben wird, hat der Landesschulrat, wie ja schon kurz berichtet wurde, dieser Tage verfügt, daß in allen ihm unterstehenden Lehranstalten den Schülern die Beibringung von Schulbüchern, mit Ausnahme des Lesebuches und des Religionsbuches, erlassen werden kann. In einem derartigen Fall muß dann natürlich bei der Unterrichtserteilung diesem Umstand Rechnung getragen werden.

Sollte es nun erreicht werden, daß alle jene Familien, die im Besitz alter, nicht benützter Schulbücher sind, diese den Schulleitungen zur Verfügung stellen, so könnte die Praktizierung eines Unterrichts ohne Schulbücher vielleicht doch vermieden werden.

Am besten wäre es, wenn die abzugebenden Schulbücher ehestens an die Leitungen jener Schulen abgeliefert würden, in deren Bereich der betreffende Spender wohnt. Die Schulleitungen hätten dann sozusagen als Vermittler zwischen den Spendern und den zu beteilenden Schulkindern zu dienen. Bücher, auf deren Bezahlung die abliefernden Personen bestehen, sollten selbstverständlich honoriert werden. Diese bezahlten Bücher könnten dann den Kindern jener bessersituierten Eltern, die wegen Vorratsmangels keine Bücher bisher beschaffen konnten, gegen Ersatz der Kosten überlassen werden.

Die Ausführung des eben mitgeteilten Vorschlages würde sicher zur wesentlichen Linderung der den geordneten Schulbetrieb gefährdenden Schulbüchernot beitragen.

Ostdeutsche Rundschau
2. IX. 1918

131

25 Jahre „Ostdeutsche Rundschau". Mit einer kurzen internen, aber sehr herzlichen Feier beging heute vormittags das Personal der Schriftleitung und Verwaltung den fünfundzwanzigjährigen Bestand der „Ostdeutschen Rundschau" als Tagblatt. Abgeordneter K. H. Wolf, der Gründer des Blattes, begrüßte den Abgeordneten Rafael Pacher, der namens der Deutschradikalen Partei, und den Kanzleidirektor Sturm, der namens des Deutschnationalen Vereins für Oesterreich erschienen war, gab in schwungvollen Worten ein kurzes Bild der Geschichte des Blattes und dankte allen mitarbeitenden Kräften, die ihre Dienste der idealen Sache des Kampfes für die Geltung des deutschen Volkes in Oesterreich im Verbande der „Ostdeutschen Rundschau" gewidmet hatten, vor allem denen, die seit 25 Jahren auch in den trübsten Zeiten nicht erlahmten, in Schrift und Tat für das Gedeihen des Blattes einzutreten. Es sind dies die Schriftleiter Bezirksrat Karl Sedlak und Theodor Antropp, und der Leiter der Verwaltung Karl Reitter. Nach Ueberreichung von Ehrengeschenken hielt Abgeordneter Pacher eine Ansprache an K. H. Wolf, in welcher er seine großen Verdienste um die Deutschen in Oesterreich hervorhob und ihm für die Gründung und zielbewußte Führung der „Ostdeutschen Rundschau" dankte.

Österr. Volkszeitung 6./X. 1918

Gerettete Bücherschätze.

Ein Aufruf an unbekannte Spender. — Prachtwerke, die ins feindliche Ausland wandern sollten.

An unbekannte Wohltäter ist dieser Tage eine merkwürdige Aufforderung ergangen, die wohl bisher kaum ihresgleichen hatte. Sie werden aufgefordert, sich zu melden, um ihre — Spenden zurückzunehmen, widrigenfalls dieselben endgültig verfallen. Die Vorgeschichte dieser sonderbaren Aufforderung spielt in den Krieg hinein.

Als die Kunde von dem Schicksal der österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen in Rußland und Italien kam, ohne Bücher, ohne Nachricht von der Heimat, endlos lange Tage und Stunden hinbrüten zu müssen, da regte sich allenthalben Mitleid und der Wunsch, den Landsleuten beizustehen. Man sandte Tausende von Büchern ins Feindesland und sie haben das Glück unzähliger auf sich angewiesener Gefangener gebildet; sie waren der einzige Trost und die schönste Zerstreuung in den bösesten Stunden des Heimwehs. So tiefgehend war die Anteilnahme der Heimat, daß man nicht bloß billige, schlechtgebundene, sondern auch kostbare und seltene Werke sandte. Gerade dieser Umstand erwies sich jedoch in vielen Fällen als Hindernis des guten Willens der Wohltäter. Man trug Bedenken, solche besonders wertvolle und vielfach selbst unersetzliche Bücher ins Ausland zu schicken. Die Versendung unterblieb daher.

Jetzt erst erfahren nun die Eigentümer jener Bücher, was aus ihnen geworden. Ein Aufruf des Gemeinsamen Zentralnachweisbureaus am Karlsplatz fordert die Spender der Bücher auf, sich bis 26. Oktober d. J. als Eigentümer derselben zu legitimieren, anderenfalls die nicht zurückgeforderten Werke zugunsten der Fürsorgebestrebungen geeignet verwertet werden. Das Verzeichnis dieser Bücherspenden, die „sie nicht erreichten", ist ein imposantes. Es umfaßt geistliche Werke, klassische Literatur, Bücher der Sprachwissenschaft und Belletristik, Geographie, Geschichtliches und Biographien, Musikalien, Mathematik, Philosophie usw. Daraus geht hervor, wie umfassend die Fürsorge der unbekannten Spender für die Kriegsgefangenen war, aber auch, wie imponierend das Bildungs- und Erbauungsbedürfnis der Gefangenen wirkte.

Die Bücher höheren Wertes sind der ehemaligen Sammelstelle für Gefangenenlektüre eingesendet worden. Wegen ihres Alters, Druckes u. dgl. hatten sie einen den Spendern wohl kaum bekannt gewesenen bibliographischen Wert, weshalb sie von der Versendung in Feindesland ausgeschlossen werden mußten. Unter den Gebetbüchern finden sich „Paradiesgärtlein" vom Jahre 1784, eine „Königliche Halszierde" von 1782, mehrere alte „Himmelsschlüssel", durchweg seltene Werke, dann protestantische und hebräische Gebetbücher, darunter kostbare Frankfurter, Homburger und Venetianer Drucke. Auch unter der klassischen Literatur sind sehr seltene Werke verzeichnet, darunter eine der ersten Originalausgaben von Schillers „Räuber", nebst Werken von Rousseau, Cervantes, Almanachs von 1771 usw. Alte, unersetzliche Unika wurden gleichfalls in Gestalt sprachwissenschaftlicher Werke zurückgehalten, darunter mehr als hundertjährige längst verschollene Ausgaben von Blumauer, Lafontaine und Lichtenberg.

Ganze Klavierauszüge von Bellini, Meyerbeer sandte man ab. Ebenso mehrere Werke uralter „Zauber"- und „Kartenkünste", letztere — von 1792 — wohl zu den ältesten gehörig. Die Ouvertüre zur Oper „Wielka" oder „Ein Feldlager in Schlesien" von Meyerbeer war gleichfalls für einen Kriegsgefangenen bestimmt. Das Wagnersche „Neueste große Zauber-Kabinett" von 1816 hätte gewiß die Russen von heute noch zu atemlosen Staunen gebracht. Auch alte „logarithmisch-trigonometrische Tafeln", mineralogische Handlexika, ästhetische und philosophische Bücher alten Druckes oder kostbaren Einbandes hatten die unbekannten Spender abgesendet.

Die Bücher sind nun der Heimat als wertvoller Schatz erhalten geblieben. Mancher der Eigentümer hätte sich aber wohl von ihnen nicht getrennt, hätte er geahnt, daß sie ihr Ziel, die von der heimatlichen Kultur abgesperrten Gefangenen, nicht erreichen würden.

Neues Wiener Tagblatt Abendblatt
8./X. 1918

133 a 8

* (Verbot der Druckschrift „Deutschland und England".) Im Amtsblatt zur heutigen „Wiener Zeitung" wird folgende Kundmachung der Wiener Polizeidirektion verlautbart: Die Verbreitung der nichtperiodischen Druckschrift „Deutschland und England" von Germanus Liber, Verlag Brandt u. Cie., Wien 1918, wurde auf Grund der Verordnung des Gesamtministeriums vom 25. Juli 1914 gemäß § 7, lit. a, des Gesetzes vom 5. Mai 1869 eingestellt.

Reichspost
14./X. 1918

Die gekürzte Zeitung.

Scharfe Maßnahmen zur Einschränkung des Papierverbrauches.

Noch im Laufe des heutigen Tages wird eine Verordnung verlautbart werden, die, wenngleich sie auch nur kurze Zeit in Kraft bleiben soll, im österreichischen Zeitungswesen äußerlich einen großen Umsturz hervorrufen wird. Es werden vom Freitag, den 18. d., an in den nächsten vierzehn Tagen sämtliche österreichischen Tagesblätter Montag, Mittwoch und Freitag in der Hauptausgabe nur vierseitig erscheinen. Nur für zwei großkapitalistische Blätter wurden bedauerliche Ausnahmen in der Form geschaffen, daß diesen Zeitungen an den genannten Tagen noch eine vierseitige Inseratenbeilage zugebilligt wurde. Ferner werden sämtliche Abendblätter, bezw. Nachmittagsausgaben nur mehr einblätterig, bezw. zweiseitig erscheinen. Die zwei nächsten Sonntagblätter der Tageszeitungen müssen in einem um 25% verringerten Umfange erscheinen.

Diese einschneidende Drosselung des Papierverbrauches ist durch die augenblicklichen Schwierigkeiten in der Papiererzeugung notwendig gemacht worden.

Fremdenblatt
17./X. 1918

Neuerliche Einschränkungen der Zeitungen.

In einem Moment, wie er ungeeigneter und unpassender kaum gefunden werden könnte, wird durch eine Verordnung des Handelsministeriums eine neuerliche Einschränkung des Umfanges der Zeitungen verfügt. Die Morgenblätter sollen von morgen ab dreimal in der Woche nur in einem Umfange von vier Seiten, die Abendblätter ebenso oft nur zwei Seiten stark erscheinen, ähnliche Einschränkungen sind für die Zeitungen in den Kronlandsstädten angeordnet. Als Grund dieser neuesten Drosselung, der empfindlichsten, die sich die Presse seit Ausbruch des Krieges gefallen lassen muß, wird der Kohlenmangel angegeben, der eine ausreichende Belieferung der Papierfabriken nicht gestattet. In den staatlichen Aemtern und Kanzleien wird Papier in Hülle und Fülle verschwendet, ohne Rücksicht auf Papiernot und die wiederholt geforderte Sparsamkeit — den Zeitungen aber wird der ohnedies wesentlich gekürzte Papierverbrauch noch mehr eingeschränkt, in einer Zeit, da es sich um das Schicksal des Staates handelt, da die Völker einer ungewissen Zukunft entgegengehen. Gerade im jetzigen Moment hat die Presse die Pflicht, die Oeffentlichkeit über alle Vorgänge im politischen Leben, in internationalen Fragen, wie in militärischen Angelegenheiten eingehend und genauestens zu informieren, gerade im gegenwärtigen Augenblick sollte eine Presse, die es ernst nimmt mit ihren großen Aufgaben, in die Lage versetzt werden, diesen Aufgaben auch gerecht werden zu können. Alles drängt der Entscheidung zu und die Oeffentlichkeit hat ein Recht darauf, ein Wort bei dieser Umgestaltung aller Dinge mitreden zu dürfen. In einem solchen Moment, in dem es sich nicht zuletzt auch um die Interessen des Staates handelt, muß eine derart drakonische Maßregel die gerechte Empörung der breitesten Schichten der Oeffentlichkeit hervorrufen, umsomehr, als es der Möglichkeiten, sie zu verhindern, genug gegeben hätte. Die von den militärischen Kommanden in den besetzten Gebieten herausgegebenen Zeitungen verschlingen eine ungeheure Menge Papier und sind, wie die Verhältnisse heute liegen, leicht entbehrlich. Das gleiche gilt von den Armeezeitungen, die reichlich mit Rotationspapier bedacht werden und denen jetzt doch lange nicht die Bedeutung zukommt, wie der Presse des Hinterlandes. Es hätte also Möglichkeiten genug gegeben, diese neuerliche Drosselung zu vermeiden — aber man wollte sie wahrscheinlich nicht vermeiden. In den historischen Tagen des Jahres 1918 sollte die Presse auf das Niveau vormärzlicher Tage herabgedrückt werden. Und die Kohlennot muß den Vorwand hiefür liefern.

Die Verordnung.

Die Verordnung bestimmt: In der Zeit vom 18. bis einschließlich 31. Oktober 1918 gelten für alle auf Rotations- oder Flachdruckpapier hergestellten Tageszeitungen folgende Einschränkungen: 1. Die einmal täglich erscheinenden Zeitungen und die Hauptausgaben der sonstigen Tageszeitungen dürfen an jedem Montag, Mittwoch und Freitag nur einen Umfang von höchstens vier Seiten ihres gewöhnlichen Formates, an jedem Dienstag, Donnerstag und Samstag höchstens jenen Umfang erhalten, den sie an den gleichbenannten Wochentagen in der Zeit vom 23. bis einschließlich 28. September 1918 aufgewiesen haben. 2. Die Nebenausgaben (zweiten Ausgaben) dürfen an allen Tagen der Woche nur im Umfange von zwei Seiten ihres gewöhnlichen Formates erscheinen. 3. Die Sonntagsausgaben sind in ihrem Umfange um mindestens 25 Prozent der Sonntagsausgabe vom 22. September 1918 zu verringern.

§ 2. Alle selbständigen, auf Rotations- oder Flachdruckpapier hergestellten Montagszeitungen dürfen am 21. und 28. Oktober 1918 nur in einem Umfange von höchstens sechs Seiten ihres gewöhnlichen Formates erscheinen.

§ 3. Alle übrigen auf Rotations- oder Flachdruckpapier hergestellten Wochenzeitungen und Wochenausgaben der Tageszeitungen dürfen in der Zeit vom 18. bis einschließlich 31. Oktober 1918 nur in einem Umfange von höchstens acht Seiten ihres gewöhnlichen Formates erscheinen.

§ 4. In der Zeit vom 18. Oktober bis einschließlich 31. Oktober dürfen die in den vorstehenden Paragraphen bezeichneten Zeitungen weder in einer höheren Auflage, noch in einem größeren Umfange oder Formate erscheinen, als sie an den gleichbenannten Tagen der Woche vom 22. bis einschließlich 28. September 1918 aufgewiesen haben.

§ 5. Ausnahmen von den Bestimmungen dieser Verordnung können in begründeten Fällen vom Handelsminister verfügt werden.

§ 6. Uebertretungen dieser Verordnung und der auf Grund derselben erlassenen Verfügungen werden, insofern die Handlung nicht einer strengeren Bestrafung unterliegt, von den politischen Behörden erster Instanz mit Arreststrafen bis zu sechs Monaten bestraft. Diese Strafen können auch nebeneinander verhängt werden. Die Verordnung tritt am 18. Oktober 1918 in Kraft.

Ein Protest der Organisation der Wiener Presse.

Die letzte Delegiertenkonferenz der Organisation der Wiener Presse hat folgende Resolution einstimmig angenommen:

Die am 14. Oktober 1918 tagende Delegiertenkonferenz der Organisation der Wiener Presse, die freigewählte Vertretung sämtlicher Wiener Journalistenvereinigungen, aller Redaktions-, Korrespondenzen- und Korrespondentenverbände, nimmt den Bericht des Vorstandes über die Verfügung einer neuerlichen Einschränkung der Papierzuweisung an die Zeitungen infolge ungenügender Kohlenbelieferung der Papierfabriken mit Entrüstung zur Kenntnis.

Die Delegiertenkonferenz verschließt sich nicht den Schwierigkeiten, die für die Kohlenproduktion und Kohlenzufuhr an die industriellen Betriebe im Laufe des Krieges entstanden sind. Sie erachtet es aber als im Interesse des Staates selbst gelegen, in diesen Tagen, in denen sich das Schicksal von Nationen und Reichen entscheidet, der Presse die Möglichkeit zu geben, die Bevölkerung im ausreichenden Maße über die stündlich wechselnden Ereignisse in der Weltpolitik zu unterrichten und aufzuklären. Eine ausführliche Darstellung der Ereignisse, eine gründliche Belehrung der Bevölkerung allein würde eine verläßliche Garantie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe bieten. Die beabsichtigte Einschränkung des Umfanges der Zeitungen macht es jedoch kaum möglich, auch nur die notwendigsten, aus den Ereignissen des Tages sich ergebenden Mitteilungen kommentarlos zu registrieren.

Die Verringerung des Umfanges der Presse bedeutet aber auch eine ganz außerordentliche Schmälerung des Arbeitsgebietes und damit eine schwere wirtschaftliche Schädigung einer großen Gruppe journalistischer Existenzen.

Die Delegiertenkonferenz erhebt deshalb energischen Protest gegen diese Maßnahmen und fordert den Vorstand auf, namens der Wiener Presse, weiters als geschäftsführender Vorstand der Reichsorganisation auch im Namen der gesamten österreichischen Presse unverzüglich an den zuständigen Stellen vorzusprechen und unaufschiebbar notwendige Abhilfe zu verlangen. Die Delegiertenkonferenz verweist bei dieser Gelegenheit auf die gerade bei den Zentralstellen unbekümmert um die Zeitverhältnisse fortbestehende Papiervergeudung, sie verweist weiters darauf, daß das der Tagespresse entzogene Papier vielfach zur Herstellung von Presseerzeugnissen vor allem in der Etappe und im Felde verwendet wird, denen im gegenwärtigen Zeitpunkte zweifellos eine weitaus geringere Bedeutung zukommt, als der Presse im Hinterlande.

Aus diesen Gründen erklärt sich die Delegiertenkonferenz in der Frage der Papierzuweisung mit den Herausgebern solidarisch und erklärt ausdrücklich im Namen der Kollegenschaft, daß sie für die Konsequenzen, die sich aus dem, wenn auch nur für kurze Zeit in Aussicht gestellten Zustand ergeben könnten, jede Verantwortung ablehnt, umso mehr, als sie rechtzeitig ihre warnende Stimme erhoben hat.

Neues Wiener Tagblatt Abendblatt

An unsre Leser.

Von heute an erscheint auf Grund der Verordnung des Handelsministeriums vom 12. Oktober 1918, betreffend die Einschränkung des Umfanges periodischer Druckschriften, das „Neue Wiener Abendblatt" bis auf weiteres nur im Umfang von zwei Seiten; das „Neue Wiener Tagblatt" wird Montag, Mittwoch und Freitag nur vier Textseiten enthalten, die Sonntagsblätter werden in einem um ein Viertel verkürzten Umfange ausgegeben werden. Die Verordnung des Handelsministeriums, die für alle Wiener Zeitungen gleichmäßig Geltung hat, bleibt zunächst bis zum 31. d. in Kraft. Die Maßnahme wird, wie bereits mitgeteilt wurde, mit dem durch den Kohlenmangel hervorgerufenen Rückgang in der Erzeugung von Rotationsdruckpapier begründet. Alle Schritte zur Aufhebung dieser Verordnung blieben bisher erfolglos.

So müssen wir denn unsre Leser bitten, sich für die Dauer der Geltung dieser Maßregel mit den Blättern kleineren Umfanges zu bescheiden. Wir empfinden es mit ihnen auf das schmerzlichste, daß wir gerade in diesen ernsten Tagen, da an die Organe der öffentlichen Meinung dringender als je die Pflicht zur erschöpfenden Nachrichtenvermittlung und gewissenhaften Kritik herantritt, zur äußersten Knappheit des redaktionellen Textes gezwungen sind. Die Leser werden es entschuldigen, daß unter dem Zwange dieser Verhältnisse einige Rubriken des Blattes weitgehende Einschränkungen erfahren und manche gewohnte Benachrichtigungen gänzlich entfallen müssen. Wir werden selbstverständlich mit dem größten Eifer bemüht sein, durch präzise Fassung des Nachrichtenmaterials und durch die raumsparende Verwendung kleineren Lettersatzes trotz der uns aufgezwungenen weitgehenden Kürzung des redaktionellen Textes einen möglichst reichhaltigen und die Tagesereignisse tunlichst erschöpfenden Inhalt zu bieten.

Die Redaktion.

Neues Wiener Tagblatt
19./X. 1918

Das Erscheinen der Tageszeitungen in Gefahr.

Donnerstag fand im Handelsministerium eine telegraphisch einberufene neuerliche Sitzung des Zeitungsbeirates statt. Der Leiter der amtlichen Papierverteilungsstelle stellte fest, daß infolge Kohlenmangels fast sämtliche Fabriken, die Zeitungspapier erzeugen, zum Stillstand gekommen und daß weder bei den Fabriken noch bei den Zeitungen irgendwelche nennenswerte Vorräte an Papier vorhanden sind. Der Zeitungsbeirat beschloß einstimmig, bei der österreichischen Gesamtregierung wie auch bei dem Ministerium für öffentliche Arbeiten, bei dem Eisenbahnministerium und bei dem Kriegsministerium alle Schritte zu unternehmen, damit die Papierfabriken wenigstens aushilfsweise aus den militärischen Kohlenvorräten versorgt und anderseits die Transportschwierigkeiten bezüglich des Zeitungspapiers so weit gemildert werden, daß die Versorgung der Zeitungsindustrie aufrechterhalten werden kann. Es besteht nach einmütiger Auffassung des Zeitungsbeirates die Gefahr, daß schon in kürzester Frist die Tageszeitungen nicht mehr erscheinen können. Im Zeitungsbeirat wurde mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Verantwortung für alle die Folgen, die durch ein Nichterscheinen der Zeitungen gerade in diesen Tagen entstehen können, so groß ist, daß ein unmittelbares Eingreifen der obersten Regierungsstelle unerläßlich erscheint.

Reichspost Abendbl.

19./X. 1918

Zeitungsnot. Zum ersten Male erscheinen heute die Zeitungen in der Zwangsjacke, die ihnen durch Kohlen- und Papiernot angelegt wird. Die Zeitungen, die ein Sprachrohr für die Nöte und Entbehrungen der Bevölkerung bilden, sind selbst in Not, die um so schwerer drückt, als die neuen Einschränkungsmaßnahmen wiederum nicht alle in dem gleichen Maße treffen, wie es bei der gleichmäßigen Versorgung eigentlich Voraussetzung sein sollte. Wenn nun auch so manche der einlaufenden Nachrichten in den Papierkorb wandern und so manche Bitte um Aufnahme dieser oder jener Mitteilung einen abweislichen Bescheid erfahren müssen, so gibt es eben angesichts der zwingenden Verhältnisse, die jetzt in allen Industrien, also auch in der Zeitungsindustrie herrschen, nichts, als sich den Verhältnissen anzupassen. Heute geht durch einzelne Blätter ein Klageruf es würden in nächster Zeit die Zeitungen wahrscheinlich überhaupt nicht mehr erscheinen können. Das ist vorläufig blinder Lärm. Es gibt Unternehmungen, die Besitzer der großen Inseratenplantagen, denen der Gedanke an Einschränkungen und bescheidenere Geschäfte unerträglich ist. Und deswegen muß der Oeffentlichkeit graulich gemacht werden: Die Zeitungen werden nicht mehr erscheinen, die Welt fällt zusammen!

Die Zeit Abendbl
19./X. 1918

An unsere Leser.

Eine Verordnung des Handelsministeriums verfügt, daß bis einschließlich 31. d. der Umfang der Zeitungen in der Weise einzuschränken ist, daß die Hauptausgaben (Morgenblätter) an drei Tagen der Woche mit höchstens vier, die täglichen Nebenausgaben (Abendblätter) mit höchstens zwei Seiten erscheinen. Infolgedessen muß schon unser heutiges Abendblatt in dem vorgeschriebenen reduzierten Umfang erscheinen. Wir bitten unsere Leser, die Zwangslage, in der wir uns befinden, zu würdigen und uns ihre treue Anhänglichkeit auch während dieser für uns so schweren Zeit weiter zu bewahren. Wir werden bemüht sein, durch die sorgfältigste Auswahl des Lesestoffes unsere Leser zu entschädigen. An die Freunde unseres Blattes, die uns Beiträge oder Zuschriften einsenden wollen, richten wir die dringende Bitte, sich entsprechend kurz zu fassen und nicht ungeduldig zu werden, wenn einmal ein Beitrag oder eine Einsendung nicht so rasch zum Abdruck gelangen kann, wie auch wir es wünschten. Den Roman, der bisher im Abendblatt erschien, werden wir in tunlichst regelmäßigen Fortsetzungen von nun an in den Morgenausgaben unseres Blattes veröffentlichen.

Die Redaktion.

Neues Wiener Tagblatt
25./X. 1918

Abendl 140

* (**Leopold Kramer im Volksbildungshaus.**) Sonntag nachmittag hielt Leopold **Kramer**, das beliebte Mitglied des Deutschen Volkstheaters, im Volksbildungshaus in der Stöbergasse eine Vorlesung „Aus dem deutschen Dichterwald", die Klassisches und Modernes bot. Er begann eindrucksvoll mit Schillers „Pegasus im Joch", gestaltete Goethes „Zauberlehrling" plastisch und lebendig und bescherte dann das jetzt in Wien nicht oft gehörte Gedicht Heines „Deutschland", das — obzwar 1848 geschrieben — sehr aktuell wirkt und starken Widerhall im Publikum fand und helle Begeisterung wachrief. Hierauf erhielten die Oesterreicher das Wort. Grillparzer mit „Sie sollen ihn nicht haben, den grünen Donaustrand" und „Ständchen", Lenau mit „Die Drei", J. G. Seidl mit „Legende" und Anton Wildgans mit seiner immer wieder zündenden „Infanterie". Zu mächtiger Wirkung steigerte sodann der Künstler Geibels effektvollen „Tod des Tiberius". Am vortrefflichsten sind Kramers Wiedergaben fein-satirischer und besonders spielerisch-humoristischer Dichtungen, deren Ton ihm ausgezeichnet liegt und die ihn zusammen mit seinem eleganten, anheimelnden Stil mit Recht zu einem Liebling des Wiener Publikums machen. Neben manchem andern gefielen Liliencrons köstliches „Gewitter" und am Ende Baumbachs nie versagender „Schwalbenschwanz und Milchdieb" ganz besonders. Die dankbaren Zuhörer, die den Saal dicht füllten, zollten dem Künstler jubelnden Beifall und veranlaßten ihn zu mehreren Zugaben.

Neues Wiener Tagblatt
20. X. 1918

Das teure Buch.

Es gab eine Zeit, in der auf Ausstellungen nicht Ersatzstoffe, sondern das Echteste und Beste gezeigt wurde. Das war zum Beispiel damals der Fall, als in Leipzig in der Buchgewerbeausstellung die Schau des deutschen Buchhandels mit jedem Blatt Papier, das dort zu sehen war, bewies, wie herrlich weit er es in wenigen Jahren des Aufschwunges gebracht. Die Schablone, das vielfach Unkünstlerische, das die Buchausstattung der letzten Jahrzehnte beherrscht hatte, war seit etlichen Jahren erst verlassen worden und hatte allgemein dem Bestreben Platz gemacht, im deutschen Buche innerlich Wertvolles in schöner Form zu billigem Preise zu bieten. Was war damals nicht alles rasch aufeinanderfolgend unter der ehrlich gemeinten und ehrlich durchgeführten Losung: „Das Beste vom Besten fürs deutsche Volk" auf dem Büchermarkte erschienen! Mit verbessertem Druck die altbewährte Universalbibliothek, viele Sammlungen von Volksbüchereien, die Büchlein bei Hesse, Fischers Romanbibliothek, die Romansammlung des Inselverlages, die verbreiteten „Bücher der Rose" und vieles andere. Und wie billig konnte dies alles erstanden werden. Die „Bücher des deutschen Hauses", sehr gut ausgestattet, in Leinen gebunden, jeder Band bei 300 Seiten stark — 75 Pfennig. In Luxusausgabe: Lederrücken, Deckel in Moiréseide, natürlich mit viel Goldverzierung — 2 Mark. Die „Bücher der Rose" für 1 Mark 80 Pfennig, die schönen Bände der „Damenbibliothek" zu 3 Mark, und viele andre Sammlungen, die das Beste der Weltliteratur enthielten. Dann viele neue Klassikerausgaben, alle mit Liebe herausgegeben und sorgfältig ausgestattet und im Preise immer darauf eingerichtet, weitesten Kreisen zugänglich zu sein.

Wer heute in eine Buchhandlung tritt, um ein Reclamheft zu kaufen, zahlt für die Nummer 75 Heller statt des Friedenspreises von 24 Heller. Der Verlag hat den Preis der Nummer auf 40 Pfennig erhöht und 40 Pfennig sind jetzt in der Valuta der Buchhandlungen 75 Heller. Gewiß hat sich der Verlag schwer zur Erhöhung seiner Grundpreise entschlossen, und er setzt eher zu niedrige Ziffern an, wenn er mitteilt, daß heute die Papierpreise sich um 200 bis 300 Prozent, die Druckkosten um weit über 100, die Buchbinderlosten um 80 bis 150 Prozent verteuert haben. Aber ein Trost ist diese Feststellung nicht, da ja unterdessen die Verteuerung der Materialien und der Arbeitslöhne noch zugenommen hat und daher ein Abbau der Buchpreise noch lange nicht zu erwarten ist. — Man geht in eine Buchhandlung und verlangt irgendein Buch, einen neuen Roman zum Beispiel. Er ist 1918 erschienen, die Ausstattung ist auch dementsprechend: schlechtes, holzreiches Papier, schlecht geleimt. Die Schleife, welche die Vorzüge des Buches anzeigt: „Soeben erschienen. Ein Kriminalroman von überraschendem Humor", teilt auch den Preis mit: Gebunden 6 Mark. Kostet? 16 Kronen 84 Heller. Die Erklärung dieses Preises ist sehr verwickelt. Das Buch ist wohl 1918 erschienen, also zu einer Zeit, in der schon alle Höchstpreise in Rechnung gezogen sind, aber der Verlag hat in der letzten Woche den Preis von 6 auf 9 Mark erhöht, dazu Teuerungszuschlag und dann die Valuta. So geht's mit jedem Buch, fast mit jedem, obwohl man auch noch hie und da Bücher aus alten Beständen findet, die zu Friedenspreisen in der Buchhandlung käuflich sind. Für Lehrbücher gilt Aehnliches, vielleicht sind wir hier in einigen Fächern noch besser daran, soweit es sich um Bücher österreichischer Verleger handelt. Aber in Budapest hat der Schleichhandel schon seinen vielen Geschäften auch das mit Lehrbüchern hinzugefügt. Wahrscheinlich lohnt sich auch dies.

Es gab ferner eine Zeit, in der man nicht nur gute und billige Bücher in der üblichen Aufmachung erhielt, sondern auch gute und billige Luxusausgaben. Nicht nur Leder- oder Pergamentbände zu 5 Mark für einen starken Romanband zum Beispiel, oder 7 oder 8 Mark für einen entzückenden Klassikerband in kleinem Format, sondern auch wirkliche Luxusausgaben für die Bibliothek der Bücherfreunde, mit denen zu erschwinglichem Preise inhaltlich Wertvolles in kostbarem Gewande dargeboten wurde. Alle diese Luxus- und Liebhaberausgaben sind vom Büchermarkte verschwunden. Es ist so gut wie gar nichts erhältlich, was in Leder gebunden wäre, gar nichts fast, was illustriert ist. Das ist alles aufgekauft von jenen, die der Krieg reich gemacht hat und die wahllos jedes Buch kauften, sofern es nur teuer war. Und wer heute ein gutes Buch in Liebhaberausgabe sucht, um jemand damit eine Freude zu machen, der wird vergeblich von Buchhandlung zu Buchhandlung laufen und ebenso vergeblich an den Verleger selbst sich wenden. Diese Bücher gibt's nicht mehr, und in den Ankündigungen der literarischen Zeitschriften überwiegen jetzt jene Bücherhändler, die nicht Bücher anbieten, sondern Bücher, und zwar Luxusdrucke, zu kaufen suchen. Aus den Bücherfreunden sind eben Bücherhamster geworden, welche die teuren Bücher zusammenkaufen, wie sie ja alles zusammenkaufen, was ihnen materiellen Wert zu haben scheint, und welche um den Preis einer teuer erworbenen Büchersammlung wieder ein Stück der Vermögensabgabe bar erspart zu haben hoffen. Die Gedanken der zu schnell reich Gewordenen erfassen eben alle Möglichkeiten, und die Buchhändler kommen auf ihre Kosten.

Gegen alle Krankheiten gibt es Heilmittel oder wenigstens Mittel, die zu heilen versuchen. Auch für den kranken Markt. Die Kartensysteme, Rayonierung und Rationierung, Betriebseinstellung und -herabsetzung sind solche Mittel. Das Buch mußte teurer werden. Es ist eben alles teuer geworden, was man zu seiner Herstellung benötigt. Aber in diesen schweren Zeiten verzichtet

Neue Freie Presse
28./X. 1918

Das erste zensurfreie Blatt.

Seit 27. Juli 1914.

Wien, 28. Oktober.

Diese Ausgabe der „Neuen Freien Presse" ist zensurfrei. Welcher Mißbrauch mit der Beschränkung der Preßfreiheit getrieben worden ist, welche nachteiligen Folgen sie auf die innere und äußere Politik der Monarchie hatte, ist den Lesern des Blattes aus eigener Erfahrung, aus hundertfältigen Beispielen noch in frischer Erinnerung. Die Handhabung der Zensur war so gewalttätig, so unvernünftig, daß die österreichische Presse gehindert wurde, die wichtigsten Interessen des Staates nach innen und nach außen zu vertreten. Es ist ein Vorgeschmack des Friedens, daß endlich die Präventivzensur aufgehoben wurde, und daß es wieder möglich sein wird, die durch das Preßgesetz ohnehin sehr beschränkte Meinungsfreiheit in den öffentlichen Angelegenheiten zur Geltung zu bringen. Wir sprechen jedoch die Erwartung aus, daß die Aufhebung der Präventivzensur nicht durch andere Gewaltmaßregeln ersetzt werden wird. Die Konfiskation in der Zeit des Papiermangels könnte eine Schreckensherrschaft über die Presse bringen. Wir hoffen, daß die Aufhebung der Präventivzensur eine ehrliche Maßregel ist und daß die Presse nicht durch andere Mittel an der freien Meinungsäußerung gehindert werden wird.

Die amtliche Mitteilung.

Die amtliche Mitteilung über die Aufhebung der Vorzensur lautet:

Der Minister des Innern hat unterm 28. d. die politischen Landesstellen beauftragt, die Verordnungen, nach welchen die im Sinne des § 17 des Preßgesetzes vorzulegenden Pflichtexemplare eine bestimmte Frist vor Ausgabe der Druckschrift bei der Behörde zu hinterlegen sind, umgehend außer Wirksamkeit zu setzen.

Die periodischen sowie auch alle anderen Druckschriften werden hiedurch einer Vorzensur vor ihrer Ausgabe in Hinkunft nicht mehr unterzogen werden.

Der Neue Abend

28/V. 1918

143

Die Vorzensur aufgehoben.

Seit heute erscheinen die Zeitungen, ohne daß sie für jeden einzelnen Beitrag bei der Preßpolizei anfragen müssen, ob der Abdruck gestattet sei oder nicht. Es verschwindet sohin aus unserem öffentlichen Leben der weiße Fleck, der in jedem Sinne ein Schandfleck war, ein Schandfleck für die Zeitungen und einer Bevölkerung, die sich solches bieten ließ, ein Schandfleck auch für die, die das Volk im Zustande völliger Unmündigkeit erhalten wollten. Man hat endlich doch erkannt, daß es ein Widersinn ohnegleichen ist, den Völkern das Recht der Selbstbestimmung zu geben, was sie lesen dürfen, aber durch die Polizei bestimmen zu lassen.

Leider ist auch diese Maßregel wieder nur einer jener halben Schritte, die schon der Dichter als den Fluch Österreichs bezeichnet hat. Man hat die Vorzensur aufgehoben, den Absatz b) des Artikels 7 des Ausnahmsgesetzes. Aber man hat den gefährlicheren Teil, den Absatz a) weiter bestehen lassen. Dieser berechtigt die Verwaltungsbehörde, das Erscheinen oder die Verbreitung von Druckschriften einzustellen. Es schwebt also über den Zeitungen das doppelte Damoklesschwert des berüchtigten objektiven Verfahrens, das den Staatsanwalt berechtigt, eine einzelne Nummer mit Beschlag zu belegen und der oben angeführte § 7 a. Man begreift ohneweiters, was das bedeutet. Sein oder Nichtsein einer Zeitschrift, ihre materielle Daseinsmöglichkeit liegt in den Händen von Behörden, die tatsächlich niemand verantwortlich sind. Wir glauben, es könne nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß mit diesem Rest des gewesenen Österreich ohne den mindesten Verzug aufgeräumt werden muß. Wenn die Zeitungen unrecht tun, sollen die Schuldigen strengstens bestraft werden, aber unmöglich kann ein Zustand ertragen werden, der den Zeitungen eine Selbstzensur auferlegt, gegen die die bisherige Vorzensur eigentlich ein Kinderspiel war. Man muß wohl vermuten, daß diese unvollständige und unaufrichtige Aufhebung des § 7 noch vor der Übernahme der Regierungsgewalt durch Professor Dr. Lammasch beschlossen worden ist. Wir erwarten von ihm und seinen neuen Amtsgenossen, daß sie nun, da sie die Macht dazu haben, einen Zustand beseitigen werden, den sie noch vorgestern als denkende Zeitungsleser und als Politiker aufs schwerste empfinden und aufs schärfste mißbilligen mußten.

Für überflüssig und eine Beleidigung der Nationalversammlung müßten wir es ansehen, ihr begreiflich zu machen, was sie bei ihrem Zusammentritte zu tun hat. Die Zeiten sind nicht danach geartet, daß sie überhaupt irgendwelche Einschränkung des Preß-, Vereins- und Versammlungsrechtes auch nur einen Augenblick länger dulden könnte. Wir dürfen nicht aus dem Regen der Vorzensur in die Traufe der Beschlagnahmen kommen.

Tägliche Rundschau
29./10. 1918

29
144

Bedenken gegen ein Reichspressеamt. Der Verband der Rheinisch-Westfälischen Presse hielt gestern in Düsseldorf unter dem Vorsitz von Dr. Droesmann-Köln eine außerordentliche Versammlung ab, in der Standes- und Berufsfragen, insbesondere die Stellung der Redakteure und das Thema „Auslandsdienst und Presse" erörtert wurden. Einstimmig wurde eine Entschließung gutgeheißen, in der bedauert wird, daß die Presse während des Krieges von den berufenen Stellen nicht immer so unterrichtet worden sei, wie es das Wohl des deutschen Volkes und auch die glückliche Durchführung des Krieges erfordert hätten. Eine wohlüberlegte Einrichtung zur Versorgung der deutschen Presse mit Auskünften und Nachrichten, die der Wahrheit entsprechen müßten, würde freudig begrüßt werden. Ob die angeregte Schaffung eines Reichspressеamts die an eine solche Einrichtung zu stellenden Forderungen erfüllen würde, könnte die deutsche Presse zurzeit deshalb nicht beurteilen, weil sie über Wesen, Aufgaben und Ziele dieses Amtes nichts Zuverlässiges erfahren habe. Vor seiner Schaffung müsse die Regierung unbedingt noch die deutschen Redakteure und Journalisten gutachtlich hören, die im Reichsverband der deutschen Presse ihre berufene Vereinigung erblicken. Zur unbedingten Wahrung der Freiheit und Unabhängigkeit der deutschen Presse müßte vor allem Sicherung geschaffen werden dagegen, daß ein zentralisiertes Reichspressеamt zu einer behördlichen Gewalt auswachsen könne, die in der Presse lediglich ein Werkzeug zur Durchführung der inneren und äußeren Politik der jeweiligen Regierung erblicke. Da auch die Möglichkeit einer Ersetzung der Nachrichtenabteilungen und der Reichsämter und Ministerien der Einzelstaaten, in erster Linie des Auswärtigen Amts, durch ein zentralisiertes Reichspressеamt ungeklärt erscheint, fordert die Versammlung von der Regierung, daß vor der Einrichtung eines solchen Amtes das Wesen, die Aufgaben und die Organisation des Amtes der öffentlichen und parlamentarischen Erörterung unterbreitet werde, und besonders mit den berufenen Vertretern geprüft und gelöst werde.

Fremdenblatt
31/X. 1918

* (**Regelung des Umfanges der Zeitungen.**) Heute tritt die gegenwärtig in Geltung stehende Ministerialverordnung betreffend die Regelung des Umfanges der Zeitungen außer Kraft und es erlangen neue Vorschriften Giltigkeit. Gleichzeitig werden im Rahmen der den Zeitungen zugestandenen Verbrauchsquoten Anordnungen hinsichtlich des zulässigen Umfanges der Blätter getroffen, indem für täglich einmal erscheinende Zeitungen das Höchstausmaß des Textteiles mit wöchentlich 60 Seiten, für zweimal täglich erscheinende Zeitungen mit wöchentlich 80 Seiten festgelegt wird, wobei das Flächenausmaß der Bogengröße von 63 : 95 Zentimeter zur Grundlage dient. Eine besondere Bestimmung greift für unter eigenem Titel erscheinende Mittags- und Abendblätter Platz, deren Textumfang höchstens 24 Seiten in der Woche betragen darf. Schließlich wird der Gesamtumfang selbständiger Montagsblätter und sonstiger einmal wöchentlich erscheinender Zeitungen — Zeitschriften werden von dieser Bestimmung nicht berührt — mit höchstens 8 Seiten bemessen. Ferner werden in der Verordnung besondere Bestimmungen getroffen, um den Blättern — insoweit dies die Erzeugung von Zeitungspapier zuläßt — einen Mindestumfang von 4 Seiten an Werktagen und 8 Seiten an Sonntagen zu ermöglichen. Naturgemäß wird für die Geltungsdauer der Verordnung den Zeitungen jedwede Erhöhung von Auflage und Umfang und jede eigenmächtige Aenderung des Formates untersagt. Da im Interesse der Aufrechterhaltung der Zeitungsbetriebe mit allen Mitteln danach getrachtet werden muß, die auf alle Zeitungsunternehmungen sich erstreckenden beschränkenden Verfügungen wirksam zur Durchführung zu bringen, hat das Handelsministerium, einer Anregung des Zeitungsbeirates folgend, die Verteilungsstelle für Zeitungspapier neuerdings angewiesen, in Fällen offenkundiger Uebertretungen mit einer Sperre der Papierzuteilung bis zu einem Monat vorzugehen.

Österr. Volkszeitung

1./XI. 1918

146

Die Einschränkung des Umfanges der Zeitungen.

Eine Verordnung des Handelsministeriums verfügt, daß die Wiener Tageszeitungen auch im Monat November in dem wesentlich verminderten Umfang erscheinen müssen, der für die zweite Hälfte Oktober in Geltung war. Wir werden uns bemühen, auf dem uns zur Verfügung stehenden beschränkten Raum alle wichtigen Ereignisse zu verzeichnen.

Fremdenblatt
3./XI. 1918

* (Die Einfuhr von Zeitungen aus dem feindlichen Ausland wieder gestattet.) Wie wir erfahren, sind die Verbote betreffend die Einfuhr und Verbreitung von Druckschriften aus dem feindlichen Ausland durch eine gestern vom Minister des Innern und dem Justizminister im Einvernehmen mit dem Finanzminister und dem Handelsminister erlassene Verordnung außer Kraft gesetzt worden.

Ostdeutsche Rundschau

3./XI. 1917

149

Forschneritsch-Gedenkfeier. Donnerstag den 1. d. veranstaltete ein kleiner Kreis von Freunden dem so früh dahingeschiedenen Dichter Albert Forschneritsch im Kleinen Saale der „Urania" eine würdige Gedenkfeier. Fritz Stüber-Gunther entwickelte in einer wohlangelegten Rede den Charakter und die literarische Bedeutung des in der Blüte seiner Jahre dahingegangenen Heimatsdichters. Sodann brachte Direktor Jäger mit erlesener Kunst und einer Feinheit des Vortrages, die heute in einer Zeit, in der so oft krankhafte Ekstase und sinnlicher Rausch für seelische Begeisterung ausgegeben werden, doppelt erquickend wirken, einige der unvergleichlich anmutigen Märchen zum Vortrag, in denen Forschneritsch ganz unerreicht getrost neben einem Hauff und Musäus bestehen kann. Seit Neanders „Träumereien an französischen Kaminen" ist nichts derartiges mehr geschrieben worden. Das bewies das gemütstiefe Märlein „Wie der Friedel auszog, das Glück zu suchen" ebenso wie das von einer grunddeutschen Frömmigkeit erfüllte legendenhafte Stück „Das schwerste Kunststück" und die heitere Gleichniserzählung „Die Modepuppe". Stürmischer Beifall wurde dem Vortragenden in gleichem Maße gespendet wie sodann der Konzertsängerin Aline Della-Auderieth, die einige Lieder von Forschneritsch, die ihn als begabten Lyriker kennzeichnen und die von Josef Reiter reizvoll und mit einem zarten Humor vertont wurden, mit vornehmer Kunst und klangvoller Stimme zum Vortrag brachte. Direktor Jäger ließ zum Schlusse des Dichters gottbegnadeten Humor zu seinem Rechte gelangen mit der launigen Selbstverteidigung „Zu derb" und der schlechthin unübertrefflichen Bubengeschichte „Die Grille", die einen dauernden Ehrenplatz in der Heimatsdichtung unserer Stadt behaupten wird. Ergriffen und erbaut, aber auch erheitert und von freudiger Lebensbejahung durchsonnt, gingen die Zuhörer, die den Saal bis aufs letzte Plätzchen gefüllt hatten, reichbeschenkt und dankbaren Herzens nach Hause. A. H.

Fremdenblatt
6./XI. 1918

* (**Die ersten feindlichen Zeitungen.**) Der Staatsrat von Deutschösterreich hat bekanntlich das Ministerium des Innern veranlaßt, das Verbot der Einfuhr feindlicher Zeitungen aufzuheben. So sind nun seit gestern in Wien nach vierjähriger Pause Zeitungen aus Paris und London frei käuflich. Es ist aber interessant, daß die Vorboten das Pariser Kursblatt und die Londoner „Financial Times" sind, zwei Blätter, die sich neben der Politik hauptsächlich mit dem Handel befassen. Vielleicht ist das ein gutes Omen. Vielleicht wird doch der Handel die goldene Brücke zur Verständigung, Aussöhnung von Volk zu Volk sein. Die Meldungen über den Stand des Weltmarktes, die bisher nur sporadisch herüberkamen und auch nur theoretischen Wert hatten, beginnen reale Bedeutung zu gewinnen. Aber es darf natürlich nicht die Valuta sein, die augenblicklich dem Zeitungsverkäufer zur Preisbestimmung richtunggebend zu sein scheint. Es wird nämlich z. B. für eine Zeitung, die in London einen Penny, also nach alter Valuta etwa 10 Heller, kostet, nicht weniger als 1 Krone 60 Heller, sage und schreibe eine Krone und sechzig Heller, verlangt und vorläufig noch bezahlt. Es sei zugegeben, daß jetzt noch für gesonderte Zustellung ein Aufschlag und für den Anfang eine Schnelligkeitsprämie in Anrechnung kommen darf. In Zukunft aber muß dafür gesorgt werden, daß normale, sagen wir Kriegspreise, berechnet werden, keineswegs aber derartige Phantasiepreise. Die ausländischen Zeitungen sind heute, da die Waffen ruhen, kein Luxus mehr!

Arbeiterzeitung
6./XI. 1918

151

*** Berechtigte Mahnung an die Sensationspresse.**

In der gestrigen Sitzung des Staatsrates wurde beschlossen, an die Presse die Bitte zu richten, sie möge in diesen ernsten Tagen beruhigend auf die Bevölkerung einwirken und unbeglaubigten alarmierenden Gerüchten keinen Raum geben. Der Staatsrat erwartet von der bewährten Vaterlandsliebe der Presse, daß sie Selbstzensur üben und so die errungene Freiheit bewahren helfen werde.

Die Zeit 10./XI. 1918

Für ein Presseamt.

Freitag nachmittags fand im Sitzungssaale der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer eine von der Organisation der Wiener Presse veranstaltete und überaus zahlreich besuchte Journalistenversammlung statt, die zur Umwälzung im Staate Stellung nahm und im Interesse der künftigen Pressepolitik eine Reihe von Forderungen an den Staatsrat beschloß. Nach Eröffnung der Versammlung teilte der Vorsitzende Dr. v. Ludassy mit, daß der Staatskanzler Dr. Renner es auf das lebhafteste bedauert habe, mit Rücksicht auf die starke Belastung durch Beratungen im Staatsrate nicht die Möglichkeit zu haben, der Versammlung beizuwohnen, daß er aber bestrebt sei, so rasch als möglich den nötigen Kontakt mit der deutschösterreichischen Presse zu finden und daß er schon im Laufe der nächsten Woche die Schaffung eines Presseamtes bei der Staatskanzlei in Angriff nehmen wolle, im Sinne der Forderungen der Organisation, die er wärmstens begrüße.

Hierauf erstattete der Vorsitzendestellvertreter Dr. Wengraf einen eingehenden Bericht, in dem er die Notwendigkeit betonte, im Interesse des Staates eine gesündere Pressepolitik zu verfolgen, als es bisher geschehen ist, wozu jedoch eine ständige Fühlungnahme der Regierungsstellen, vor allem in Pressefragen, mit den Vertretern der Presse unbedingt erforderlich sei. Die deutschösterreichische Presse bekenne sich voll und ganz zum neu errichteten Staate, dessen Interessen sie immer zu fördern bestrebt sein werde, sie nehme für sich aber auch das Recht in Anspruch, an dem Neuaufbau des Staates unmittelbar mitwirken zu können. Die deutschösterreichische Journalistik begrüße es, daß zu den ersten Handlungen der provisorischen Nationalversammlung die Gewährleistung der vollen Preßfreiheit gehörte, sie erwartet aber auch die rasche Beseitigung der letzten Reste der administrativen Gewalt über die Presse und die Aufhebung des Kolportageverbotes. Andererseits sei es eine oberste Pflicht jedes verantwortungsvollen Berufsjournalisten, sich in dieser Zeit aus eigenen Stücken das nötige Maß von Selbstzensur aufzuerlegen. Der Berichterstatter begründete hierauf die aufgestellten Forderungen, die in folgender Resolution zusammengefaßt erscheinen:

Die am 8. November d. J. im Sitzungssaale der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer abgehaltene Vollversammlung der Organisation der Wiener Presse, die die Journalisten sämtlicher Parteirichtungen vereinigt, hat einmütig folgende Entschließung gefaßt:

Die Versammlung erklärt es für eine unabweisbare Notwendigkeit, zugleich mit dem Neuaufbau des deutschösterreichischen Staates auch eine Neugestaltung der Presseverhältnisse vorzunehmen. Sie stützt sich dabei auf die durch die Erfahrungen des Krieges neuerlich gestärkte Erkenntnis, daß eine gesunde Pressepolitik zu den grundlegenden Voraussetzungen einer gesunden inneren und äußeren Politik überhaupt gehört. Die Versammlung begrüßt es deshalb, daß zu den ersten Schritten der provisorischen deutschösterreichischen Nationalversammlung die Gewährleistung der vollen Preßfreiheit gehörte; sie spricht die Erwartung aus, daß dieses Grundgesetz so rasch als möglich durch eine, wenn auch nur provisorische Preßgesetznovelle ergänzt wird, die auch die letzten Reste der administrativen Gewalt über die Presse beseitigt und das bestehende Kolportageverbot aufhebt. Gleichzeitig aber macht die Versammlung es jedem Berufsjournalisten zur obersten Pflicht, sich in dieser schicksalsschweren Zeit seiner Verantwortung der Oeffentlichkeit gegenüber in erhöhtem Maße bewußt zu werden und sich aus freien Stücken jenes Maß von Selbstzensur aufzuerlegen, das angesichts der schwierigen und gefahrvollen Verhältnisse der Gegenwart dringend geboten erscheint.

Die Versammlung verlangt:

1. die Berufung eines Vertrauensmannes aus der Mitte der Berufsjournalisten in die Staatskanzlei, um dort an der Schaffung einer Zentralstelle für alle Zeitungsangelegenheiten mitzuwirken. Diese Zentralstelle hätte folgende Aufgaben zu erfüllen:

a) Errichtung einer Wirtschaftsabteilung für alle wirtschaftlichen Fragen des Zeitungswesens in der Uebergangszeit (Beschaffung der Rohmaterialien, Sicherung der Papierproduktion usw.). Dieser Wirtschaftsabteilung, in die fachlich gebildete Beamte einzureihen sind, ist ein Zeitungsbeirat beizugeben, dem auch Vertreter der Organisation der Wiener Presse angehören sollen.

b) Errichtung einer Nachrichtenstelle, die mit allen Staatssekretariaten in Verbindung und der Presse für Informationszwecke ständig zur Tag- und Nachtzeit zur Verfügung steht und für die Preßpropaganda im Ausland zu sorgen hat.

c) Einsetzung eines im Einvernehmen mit der Organisation der Wiener Presse zu bestellenden und aus Vertretern der namhaften deutschösterreichischen Journalistenvereinigungen bestehenden Presseausschusses, dem die Ausarbeitung eines Entwurfes für ein neues Preßgesetz zu übertragen wäre, das neben den öffentlichrechtlichen Preßbestimmungen auch ein Journalistengesetz zu umfassen hätte; überdies wären der Nationalversammlung von diesem Ausschuß Vorschläge zur Schaffung von Journalistenkammern zu erstatten.

2. Berufung von Journalisten als Preßleiter in die Zentralstellen.

3. Neuregelung der Bezüge aller bisher in öffentlichen Aemtern und bei Amtsblättern im Vertrags-, Beamten- oder Lohnverhältnis tätigen Journalisten, entsprechend den zwischen den Wiener Tageszeitungen und der Organisation der Wiener Presse abgeschlossenen Kollektivabmachungen.

4. Berufung von Journalisten als Attachés bei den zur Besetzung gelangenden auswärtigen Vertretungen Deutschösterreichs.

Die Versammlung beauftragt den Vorstand, diese Entschließung sofort dem Präsidium des Staatsrates und dem Direktor der Staatskanzlei zu übermitteln und ein Komitee einzusetzen, das die Verhandlungen mit dem Staatsrat über die Durchführung der in dieser Entschließung niedergelegten Wünsche der Gesamtheit der Wiener Presse zu führen habe.

Diese Forderungen wurden nach kurzer Debatte einstimmig zum Beschluß erhoben und die Versammlung nach Erörterung von Maßnahmen, die im Interesse der Sicherung der Papierbelieferung der Zeitungen gelegen wären, geschlossen.

Reichspost
13./XI. 1918

Der „Abend" und der „Mittag".

Zwei Erledigungen unter Einem.

In der „Sonn- und Montags-Zeitung" war unter der Ueberschrift „Die Firma Colm-Colbert u. Cie." offenbar von einer in die Personalien und Verhältnisse völlig eingeweihten Seite eine Fülle Anklagematerials gegen das abendliche Sensationsblatt „Der Abend" veröffentlicht worden. Die „Reichspost" hat die Aufsehen erregende Veröffentlichung der „Sonn- und Montags-Zeitung" kurz erwähnt und in Aussicht gestellt, daß auf die Anklagen eines so unverdächtigen Zeugen gegen die Hintermänner des „Abend" gelegentlich zurückzukommen sein werde". Dies veranlaßt den „Abend", heute zu folgenden Aeußerungen im Briefkasten:

„5000—10.000. Daß die Lügen des Sonn- und Montags-Schubiak die „Reichspost" anlocken werden, war vorauszusehen. Vorläufig hindert sie noch der Raummangel, meine Schändlichkeiten nachzudrucken. Später dürften andere Ereignisse daran hindern."

Wir begnügen uns, festzustellen, daß der „Abend" Mit- und Vorauswisser von „Ereignissen" sein will, welche bezwecken, die „Reichspost" an der Ausübung der Preßfreiheit und am Gebrauch ihres Eigentums zu hindern. Diese Selbstenthüllung kennzeichnet die „Abend"-Journalistik für alle Zeiten eindeutig.

Der „Wiener Mittag" versucht sich heute zur eigenen Reinwaschung in einer Reihe lügenhafter Anschuldigungen und rüdester Schmähungen gegen die „Reichspost", ihren Herausgeber und ihre Redaktion. Der Herausgeber und Chefredakteur der „Reichspost" hat sofort an die Standesorganisation der Wiener Journalisten zuhanden ihres Obmannes Herrn Dr. Gans-Ludassy ein Schreiben nachstehenden Inhaltes gerichtet:

Der „Wiener Mittag" veröffentlicht in seiner heutigen Ausgabe vom Dienstag, den 12. November, einen Aufsatz, der nach einer Reihe unsinniger und törichter gegen die „Reichspost" gerichteter Anschuldigungen mich persönlich in meiner Journalistenehre verunglimpft, indem von mir behauptet wird, daß „Chefredakteur Dr. Funder selbst bei einer jüdischen Firma, die den Druck der eucharistischen Festschrift besorgte, Provisionen ergattern wollte". Ich rufe gegen diese Verleumdung den Ehrenrat der Standesorganisation an und bitte Sie, sehr verehrter Herr Präsident, veranlassen zu wollen, daß der standesgerichtliche Ehrenrat sofort in dieser Angelegenheit zusammentritt. Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung usw.

Neue Freie Presse Abend
14./XI. 1918

Gegen die Vergewaltigung der Preßfreiheit durch Eindringen in die Redaktionen.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse".)

Graz, 14. November.

Der deutsche Journalistenverein „Concordia" in Graz hat folgende Zuschrift an den Staatsrat von Deutschösterreich gerichtet:

„Der Verein schließt sich dem Ausspruche des Vorstandes der „Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen" gegen die gewaltsame Besetzung von Zeitungsredaktionen als jedem Freiheitsbegriff widersprechend an. Er fordert, daß Maßnahmen getroffen werden, derartige Eingriffe in das Recht der freien Meinungsäußerung zu verhindern."

Neue Freie Presse
14./XI. 1918

Gegen die Vergewaltigung der Preßfreiheit durch Eindringen in die Redaktionen.

Wien, 13. November.

Die Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen hat in ihrer heutigen Vorstandssitzung einstimmig beschlossen, gegen die mit Waffengewalt erfolgte Besetzung einzelner Wiener Redaktionen durch die Rote Garde und die Volkswehr mit aller Entschiedenheit Verwahrung einzulegen, weil dadurch der primitivste Begriff der Freiheit im freien Staate und der freien Meinungsäußerung auf das schwerste verletzt wurde.

Die Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen fordert den Staatsrat und die verantwortlichen Staatsämter auf, Vorsorge zu treffen, daß solche tief bedauerliche Vorfälle im Interesse der unbedingt notwendigen ruhigen Entwicklung des neuen Staatswesens fernerhin verhindert werden.

Fremdenblatt

Abendl
26./VI. 1918

156

Die Entente-Journalisten in Wien.

Wie wir gemeldet haben, sind gestern abends über die Schweiz und Tirol eine Anzahl von Entente-Journalisten in Wien angekommen. Sie wurden, da der größte Teil auf Einladung des Staatsrates hier eintraf, offiziell empfangen und in ihre Absteigequartiere geführt. Im Hotel Bristol sind abgestiegen die Herren Paul du Bocheta („Petit Parisiene"), Robert Vancher („Illustrations"), Hans Ottiker (Zürich) und Paul Regnier aus Paris. Im Hotel Kranz stiegen ab: Eduard Thierry aus Cleveland und Harry Greenwall vom „Daily Expreß" aus London. In den heutigen Vormittagsstunden war in der Halle des Hotels Bristol sehr reger Verkehr. Den fremden Journalisten gesellten sich eine Anzahl hiesiger Kollegen bei, aber auch hier weilende Engländer, Amerikaner und Franzosen stellten sich ein, um mit ihren Landsleuten zu sprechen. Um 11 Uhr begann eine Informations-Rundfahrt in vier zur Verfügung gestellten Autos.

Mr. Edward Thierry, der ein großes amerikanisches Nachrichtenbureau vertritt, äußerte sich einem unserer Mitarbeiter gegenüber über seine Reise: „Bis in die Schweiz war die Reise ganz normal. Von der Schweiz fuhren wir im Autobus bis Landeck und von dort bis Innsbruck. Die Eisenbahnfahrt von Innsbruck hieher war sehr schlecht und langsam."

„Was halten Sie von der **Lebensmittelhilfe der Entente für Oesterreich?**"

„**Sie wird kommen, aber es wird einige Zeit noch dauern.** Der amerikanische Lebensmittelkontrollor Hoover ist jetzt erst zur Information nach Paris gekommen. Ich glaube nicht, daß ausreichende Hilfe im Jänner—Februar schon hier sein wird. Deutschösterreich dürfte Deutschland vorgezogen werden."

„Was denkt man in Amerika über das neue Oesterreich?"

„Bei uns war der Haß nie gegen Oesterreich so groß wie gegen Deutschland. Man verargte Oesterreich nur die unbedingte Gefolgschaft Deutschland gegenüber."

„Wie lange bleiben Sie hier?"

„Ich werde morgen bereits wegfahren. Mein Weg führt mich über Prag nach Berlin, wo ich einige Tage zu verbleiben gedenke um hierauf wieder nach Paris zurückzukehren."

Neues Wiener Tagblatt
26./XI. 1918

Ankunft ausländischer Journalisten.

Mit dem Schnellzug von Innsbruck sind gestern abend sieben der Ententepresse angehörige Journalisten in Wien eingetroffen. Sie hatten sich vor einigen Tagen in Bern vereinigt, reisten zusammen nach Zürich und traten von dort am Samstag abend die Reise hieher an. Der Zweck ihres Besuches ist, die Lage in Wien sowie in andern Städten der ehemaligen habsburgischen Monarchie aus eigener Anschauung kennen zu lernen, insbesondere aber über die Lebensmittel- und Kohlennot sich zu informieren. Von den hier Angekommenen haben Professor Bugalli aus Rom und Herr Osterveen, der dänische und schwedische Zeitungen vertritt, schon in früheren Jahren hier geweilt. Ferner trafen ein Mr. Duman als Vertreter des publizistischen Bureaus des amerikanischen Roten Kreuzes, Mister Greenwall, Korrespondent des Londoner „Daily Expreß" in Paris, und Mr. Thierry von der „Preß Association of America". Von Wien aus beabsichtigen die ausländischen Journalisten sich zunächst nach Budapest zu begeben.

Die Zeit
26/XI. 1918

(Auflassung des „Pressedienstes der allerhöchsten Herrschaften".) Die Abdankung Kaiser Karls hat, wie wir erfahren, auch die Auflösung des „Pressedienstes der allerhöchsten Herrschaften" zur Folge gehabt. Vor zwei Tagen hat dieser Pressedienst, der bekanntlich unter der Leitung des Hauptmanns der Reserve Karl Werkmann stand, kapituliert. Die Hauptaufgabe dieses nunmehr aufgelassenen Pressebureaus bestand bekanntlich darin, die verschiedenen Familienangelegenheiten des Hofes der Oeffentlichkeit zu melden. Hauptmann Werkmann, der bisher im Stande des Kriegspressequartiers geführt wurde, mußte am 21. d. zum Militärkommando Wien einrücken, während die ihm zugeteilt gewesenen Hilfskräfte des Mannschaftsstandes ihren zuständigen Ersatzkörpern übergeben wurden. Die Bureauräume, die sich in der Hofburg im Fräuleingang befanden, sind vorläufig gesperrt worden.

Neues Wiener Tagblatt Abendl 159
27./XI. 1918

Die ausländischen Journalisten in Wien.

Einer der Journalisten, Herr Ottiker, Mitarbeiter der „Zürcher Post", und seine Gemahlin hatten die Freundlichkeit, einem unsrer Mitarbeiter über ihre Eindrücke folgendes mitzuteilen:

„Was wir in den Volksküchen sahen, war erschütternd. Wir bewundern die Disziplin, mit der das Volk heroisch durchhält. Nachmittags wurden wir im Amt für Volksernährung vom Staatssekretär Loewenfeld-Russ empfangen, der uns in beweglichen Worten die Lebensmittellage und den durch den Abfall der Nationalitäten entstandenen empfindlichen Mangel an Fleisch, Fett, Kartoffeln und Kohle schilderte. Die Statistiken, die uns der Staatssekretär einhändigte, werden ein wertvolles Material für unsre Hilfsaktion in der Schweiz bilden. Jedenfalls wird die Schweiz alles zur sofortigen Hilfe tun, was in ihren Kräften steht. Wir haben ja schon einige Vorräte nach Vorarlberg geliefert. Leider sind unsre derzeitigen Vorräte selbst so schwach, daß wir auch von Tag zu Tag mit dem Unsern sparen müssen. Eine schnelle, ausgiebige Hilfeleistung hängt nur von der Entente ab. Hoffentlich gelingt es Wilson, die schärferen Stimmen seiner Bundesgenossen herabzumildern. Denn wenn die französischen Militärlager nur ein Zehntel ihrer Bestände Deutschösterreich zur Verfügung stellen würden, so könnte binnen drei Tagen eine merkliche Erleichterung eintreten. Jedenfalls werden alle ausländischen Journalisten, die gegenwärtig hier weilen und deren Besuch ausschließlich zu informativen Zwecken erfolgt, in ihrer Heimat für eine schnelle Hilfeleistung plädieren. Von der neuen Republik haben wir den Eindruck, daß ihre Einrichtungen gut funktionieren und daß es bei der Disziplin des Volkes nur einer ausreichenden Lebensmittelhilfe bedürfe, um die Zustände bald völlig zu konsolidieren.

* * *

Ein amerikanischer Journalist bei Kaiser Karl.

Gestern war das Gerücht verbreitet, daß die hier anwesenden ausländischen Journalisten sich nach Eckartsau begeben sollen, um dort vom Kaiser Karl empfangen zu werden. Die Exkursion ist unterblieben und nur der hier weilende Vertreter der amerikanischen „Associated Preß" Herr Hyatt fuhr nach Eckartsau. Dort sah er den früheren Monarchen und dessen Familie und überreichte dem Kronprinzen Otto Schokolade als Geschenk. Wie Herr Hyatt berichtet, fand er Kaiser Karl in ruhiger und gefaßter Stimmung; er erklärt auch, daß alle gegenteiligen Gerüchte der Wahrheit nicht entsprechen.

Neues Wiener Tagblatt
27./XI. 1918

Die ausländischen Journalisten in Wien.

Die Gruppe ausländischer Journalisten besuchte gestern nachmittag die Stiftskaserne, wo der Kommandant der Roten Garde Dr. Frey einen Vortrag über das Wesen dieser Einrichtung hielt, wobei er die Mißverständnisse beseitigte, die über das Verhältnis dieser Abteilung zu dem Ganzen der Volkswehr bestehen könnten. Nachmittags wurden die fremden Journalisten im Staatsamt für Ernährungswesen vom Staatssekretär Dr. v. Loewenfeld-Ruß empfangen, der ihnen, unterstützt von einer Reihe von Referenten und Mitgliedern des Direktoriums, eine durch graphische Darstellungen erläuterte Schilderung des österreichischen und im besonderen des Wiener Ernährungselends und Kohlenmangels gab.

Abends fand im Hotel Bristol eine zwanglose Unterhaltung der Fremden mit geladenen Vertretern der Wiener Presse statt.

Fremdenblatt

28./XI. 1918

161

Französische Gäste in Wien.

Gespräche mit fremden Journalisten.

Nach viereinhalb Jahren fand sich vorgestern abends wieder Gelegenheit zu einem Meinungsaustausch zwischen österreichischen und französischen Pressevertretern. Im Hotel Bristol fand anläßlich des Besuches einiger französischer Journalisten eine ungezwungene Aussprache mit den Vertretern der hiesigen Presse statt. Ein jeder gab im Gespräche mit seinem Kollegen rückhaltlos seiner Ansicht Ausdruck, schilderte die Zustände während des Krieges. Dabei kamen viele Mißverständnisse und unrichtige Informationen zur Klärung. Die Gespräche, die ganz zwanglos geführt wurden und durchaus freundschaftlichen Charakter trugen, betrafen politische, wirtschaftliche, kulturelle und persönliche Fragen.

Es sei vorerst die interessante Tatsache festgestellt, daß Paris die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes entgegen der allgemeinen Annahme vollkommen ruhig und ernst aufnahm. Es gab keine übermütige Freude, denn das französische Volk, das im Krieg große Opfer jeder Art gebracht hat, ist schon lange Zeit hindurch sehr ernst geworden. Es war am Tage der Verkündigung des „endgiltigen Sieges" wohl die Stimmung allgemeiner Zufriedenheit über dieses Ergebnis, das man gleichhält mit dem Sieg über den Krieg im allgemeinen, aber das schwer arbeitende Volk von Paris bewahrte Ruhe und Würde. Man ist an der großen Politik des Landes nicht sehr interessiert und glaubt, daß die heutigen Führer des Landes, vor allem Clemenceau, bald von der Oberfläche verschwinden und einer Regierung der linken Parteien Platz machen werden. Die revolutionäre Richtung mit einem bolschewistischen Einschlag, die in den Staaten der Mittelmächte um sich gegriffen hat, dürfte in der allernächsten Zeit kaum nach Frankreich übergreifen. Doch kann dies nur für die unmittelbar nächste Zeit gesagt werden.

Man ist in Pariser politischen Kreisen um die Zukunft ganz Europas sehr besorgt. Man fürchtet, daß das ganze Europa noch schwere innere Kämpfe wird durchmachen müssen. Jedenfalls sprechen die getroffenen Maßnahmen für den Kampf gegen den Bolschewismus dafür, daß man dieses große Unglück von Europa abzuwenden bestrebt ist.

Vor 48 Stunden etwa hat die große Ententeoffensive gegen das bolschewistische Rußland begonnen. Die Offensive wird gleichzeitig vom Norden und vom Süden her unternommen. Ob die Entente ein Regime unter der Leitung des schwerkranken und bereits von der Höhe seines Ruhmes herabgestürzten Kerenski in Rußland errichten wird, das ist noch nicht entschieden. Man wird versuchen, auch dort eine demokratische Republik zu errichten. Der Entente machen ferner die Differenzen zwischen den Jugoslawen und Italienern, zwischen den Ungarn und Tschechen und auch die Verhältnisse in Polen große Sorgen. Man glaubt endlich in Paris, daß die Friedenspräliminarien noch vor Ende dieses Jahres unterzeichnet sein werden, daß aber der Frieden mit allen seinen komplizierten Fragen erst in etwa sechs Monaten wird geschlossen werden können.

Was die wirtschaftlichen Fragen betrifft, so haben die hier weilenden Vertreter mit großer Bewegung konstatiert, wie entsetzlich groß das Elend in unserem Lande ist und man ist überzeugt, daß das Möglichste geschehen müsse, um der Bevölkerung zu helfen. Die Versorgung von Paris mit Lebensmitteln war bisher, wenn auch rationiert, so doch beiweitem hinreichend und ein Vertreter der französischen Presse konstatierte, daß man in Paris zu jeder Zeit noch viel besser versorgt war, als z. B. in der neutralen Schweiz. Leider dürfe man sich in Anbetracht der Tonnagefrage, die auch den europäischen Ententeländern schon Schwierigkeiten bereitet habe, keinen allzu großen Hoffnungen auf baldige Hilfe hingeben. Das, was die feindländischen Journalisten bisher zu sehen bekamen, war für ihre Begriffe entsetzlich.

Die kulturellen Verhältnisse Frankreichs während des Krieges haben unter dessen Einwirkung wohl in gleichem Maße gelitten, wie bei uns. Auch dort hat das Theater z. B. nichts Hervorragendes geschaffen, was auf die Kriegsdienstleistung vieler ausübender und schaffender Künstler zurückgeführt wird.

Neue Freie Presse Abendblatt 162 a 28
28./XI.1918

Die französischen Journalisten in Wien.

Mitteilungen von unterrichteter Seite.

Wien, 28. November.

Die französischen Journalisten, die in diesen Tagen nach Wien gekommen sind, um sich durch den Augenschein über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im neuen Staate Deutschösterreich zu unterrichten, haben, von rein menschlichem und aufrichtigem Mitempfinden geleitet, schnell einsehen gelernt, wie dringend nötig der deutschösterreichischen und besonders der Wiener Bevölkerung eine sofort einsetzende Lebensmittelaushilfe von seiten der Entente ist. In den Gesprächen, die die französischen Herren mit zahlreichen Wiener Berufskollegen hatten, erzählten sie, daß alle ihre Telegramme die Notwendigkeit einer vor Weihnachten einsetzenden, umfassenden Hilfsaktion betonten. Sie versicherten, daß kein Mensch in ganz Frankreich eine Ahnung davon habe, wie besorgniserregend sich die wirtschaftliche Lage Deutschösterreichs zugespitzt hat, um so weniger als man im Auslande die unmittelbare wirtschaftliche Wirkung der Auflösung des alten Oesterreich auf die deutschen Gebiete und die Stadt Wien bisher nicht recht bedacht habe. Die französischen Journalisten sind der Ansicht, daß die Entente, wenn sie erst einmal in Kenntnis der Tatsachen gesetzt wird, augenblicklich zur Hilfeleistung schreiten werde.

Begreiflicherweise verhielten sich die französischen Gäste allen Fragen gegenüber, die die innere Politik der Ententestaaten und besonders Frankreichs betrafen, äußerst reserviert. Sie erklärten, im Augenblick über die politischen Verhältnisse Frankreichs nicht ausführlich reden zu können, und lehnten ab, auch nur ihre Privatmeinung über die vermutlich dort bevorstehenden Ereignisse zu äußern. Besonders Herr du Bochet vom „Petit Parisien“ und Herr Robert Baucher von der „Illustration“ waren sehr erstaunt, in Berichten Wiener Journalisten über ein angeblich stattgehabtes Interview die Behauptung zu finden, daß hier anwesende französische Journalisten die Stellung Clemenceaus als erschüttert bezeichnet hätten. Diese Mitteilung ist ganz unrichtig. Von Clemenceau sprachen sie im Gegenteil mit großer Achtung und erwähnten unter anderm die hierzulande ganz unbekannte Tatsache, daß der französische Ministerpräsident bei jeder Gelegenheit gegen die Bombardements offener deutscher Städte durch Ententeflieger protestiert habe und daß denn auch tatsächlich kein einziger französischer Flieger je an einem solchen Angriff beteiligt gewesen sei. Um so schmerzlicher habe natürlich das Bombardement von Paris durch die Deutschen berührt, das man wegen seiner die Leidenschaften aufstachelnden Wirkung in Frankreich überhaupt als einen der größten politischen Fehler betrachte.

Die französischen Journalisten setzen ihre Tätigkeit in Wien noch durch einige Tage fort und begeben sich dann nach Budapest.

Fremdenblatt
30./XI. 1918

* (Die Abreise der fremden Journalisten.) Gestern früh sind die fremden Journalisten vom Ostbahnhof nach Budapest abgereist. Vor der Abreise äußerte sich der Pariser Journalist Paul Regnier einem unserer Mitarbeiter gegenüber über die Eindrücke, die er in Wien gewonnen habe: „Das Leben der Stadt hat auf mich wegen des fürchterlichen Lebensmittelmangels einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ich werde in meinen Berichten nicht ermangeln, auf diese große und bittere Not hinzuweisen. Der äußere Eindruck, den die Stadt Wien als solche auf mich gemacht hat, ist ein sehr günstiger. Es scheint mir allerdings, daß vieles, das auf die Kaiserstadt Wien zugeschnitten ist, durch die politischen Umwälzungen verloren gehen wird, daß der Stadt Wien das Hofleben im Anfange wenigstens fehlen wird. Die persönliche Aufnahme, die wir hier in Wien gefunden haben, war eine außerordentlich liebenswürdige. Es war für uns mehr als interessant, durch persönlichen Augenschein die wirkliche Lage Wiens kennen zu lernen."

Die Zeit
1./XII. 1918

(Versorgung der Zeitungen mit Druckpapier.) In der Versorgung der Zeitungen mit Druckpapier ist für die nächste Zeit eine gewisse Erleichterung zu erwarten, da mit dem Abschluß der Demobilisierung eine Besserung der Verkehrsverhältnisse eintreten dürfte. Das Staatsamt für Kriegs- und Uebergangswirtschaft hat sich daher nach Anhörung des Zeitungsrates veranlaßt gesehen, von einer Verlängerung der Bestimmungen der Vollzugsanweisungen des deutschösterreichischen Staatsrates vom 9. November 1918 und vom 19. November 1918, nach denen der zulässige Verbrauch an Rotationsdruckpapier auf die Hälfte der für den Monat November in Aussicht genommenen Quote herabgesetzt wurde, Abstand zu nehmen. Es treten somit die Bestimmungen der Ministerialverordnung vom 29. Oktober 1918 wieder voll in Kraft, die die Verringerung des Verbrauches von Rotationsdruckpapier von 25, beziehungsweise 35 Prozent gegenüber der im Monat Oktober 1918 zulässigen Verbrauchsmenge vorsahen und überdies den Umfang aller auf Rotationsdruck- oder Flachdruckpapier erscheinenden Tages- und Wochenzeitungen regelten.

Die Zeit
4./XII. 1918

165

(Die Generalstabszeitung.) Eine Wiener Tageszeitung, von deren Existenz nur die wenigsten wußten, hat nunmehr ihr Erscheinen für immer eingestellt. Es sind dies die „Auszüge der In- und Auslandspresse", die gemeinhin die Generalstabszeitung genannt wurden. Auf acht Seiten hat dieses längere Zeit mit dem Aufdruck „Reservat" erscheinende Blatt den ehemaligen k. u. k. Generalstab und die Armeekommanden, für die es in erster Linie bestimmt war, über die Pressestimmen des Auslandes unterrichtet. In den ersten drei Kriegsjahren, wo die Tagespresse in der Monarchie, von einer unerträglichen Zensur gezwungen, fast keine vom Ausland handelnden Privatdepeschen bringen durfte, war die Generalstabszeitung das einzige zensurfreie Blatt, das alle bemerkenswerten Auslandsstimmen über uns wiedergeben konnte. An dieser nunmehr eingegangenen geheimen Zeitung, die zuerst von der Nachrichtenabteilung beim Armeeoberkommando und in den letzten zwei Jahren vom Kriegspressequartier hergestellt wurde, arbeiteten zahlreiche Offiziere und eingerückte Journalisten

Neue Freie Presse Abendbl. 166
5./XII. 1918

[Ein neuer Text zu Haydns Volkshymne.] Professor Dr. Anton Bettelheim schreibt uns: „Zweimal hat Grillparzer Haschkas Urtext des Kaiserliedes umgearbeitet: bei der Thronbesteigung Kaiser Ferdinands und bei der Thronbesteigung Kaiser Franz Josefs I. Weder das erste noch das zweitemal ist unser größter Dichter mit seinen Texten durchgedrungen. Als Ganzes trifft Grillparzers „Oesterreichisches Volkslied" den Ton nicht so schlicht, gemeinfaßlich, wie das Haschka und späterhin J. G. Seidl glückte. Das hat Alexander Bach, der als Minister einen Wettbewerb der namhaftesten Dichter der Heimat für die Neugestaltung des Textes ausschrieb, in einem sehr gescheiten, vom Archivar Stritzko mitgeteilten, für Grillparzer nach Gebühr rühmlichen Gutachten richtig erkannt. Ich glaube jedoch, daß einzelne Strophen Grillparzers für die neueste Zeit den wirksamsten Grundtext abgeben könnten. An Stelle von Grillparzers beidemal den Monarchen verherrlichenden Eingangsworten ließe sich einfach setzen:

Gott erhalte, Gott beschütze
Unser Volk und unser Land.

Daran könnte man mit geringen Abänderungen Grillparzers Text anschließen:

Laß in seinem Rate sitzen
Weisheit und Gerechtigkeit,
Sieg von seinen Fahnen blitzen
Führt das Recht es in den Streit,
Doch verschmähend Lorbeerreiser
Sei der Friede sein Geschick,
Gott erhalte, Gott beschütze
Unser Volk und unser Glück.

Der rechte Mann, den rechten Text weiterzuführen, wäre Rosegger gewesen. Unter den Lebenden ist übrigens sicherlich mancher, von Julius Bittner bis Ginzkey, der Haydns Melodie rasch und dauernd sich einprägende Worte dem neuen Zweck gemäß unterzulegen vermöchte. Hauptsache ist nach wie vor, die Melodie des Meisters als Sinnbild unserer Zusammengehörigkeit zu erhalten. Schon als Lied ohne Worte bleibt Haydns Lied dermaßen der Ausdruck reinsten Urösterreichertums, daß wir in dem neuen Staatswesen nichts Besseres wünschen können, als daß es nach einem Jahrhundert so jung, unzerstörbar und gewinnend sich behaupten möge, wie Haydns 1797 geschaffenes hohes Lied der Heimat.

Feuilleton.

Altwiener Auskunftsbuch.

Das betrübte neue Wien, dem man den Brotkorb so hoch gehängt hat, dem man Licht und Wärme entzieht und seinen Rang als Hauptstadt streitig machen möchte, es fährt fort in der Pflege seiner geschichtlichen Ueberlieferungen. Der treuherzige „Altwiener Kalender", der sich so rasch sein Bürgerrecht erworben, ist auch für das kommende Jahr wieder erschienen, eine gar stattliche Ausgabe der „Eipeldauer Briefe", auf die noch zurückzukommen sein wird, erinnert uns in humoristischer Form an die Freuden und Feste von Altwien, und als drittes im Bunde erschien jetzt ein Nachschlagebuch über jene unvergeßliche Kaiserstadt, die sich selbst als einzig empfand und dies in der seligen Backhendelzeit in alle Welt hinausrief.

„Wien, wie es war" heißt dieses Werk*). Und es nennt sich im Untertitel „ein Auskunftsbuch über Altwiener Baulichkeiten, Hausschilder, Plätze und Straßen sowie über allerlei sonst Wissenswertes aus der Vergangenheit der Stadt". Ein weitgespannter Rahmen. Aber er wurde vom Verfasser in kluger Weise eingeengt, er geht nicht über die Zeit des Wiener Kongresses hinaus, was jünger ist als ein Jahrhundert, interessiert ihn nicht, für ihn schließt Altwien mit jenem Weltereignis, das die Kaiserstadt an der Donau für die Zeit eines Winters zur Hauptstadt Europas machte. Man findet in diesem Buche also Altwien, wie es vor 1815 war. Und der Verfasser, Richard Groner, hat das Material dazu in jahrzehntelanger Sammelarbeit zusammengetragen. Er nennt in gewissenhafter Weise auch seine Quellen und tritt nur in der Gestalt eines emsigen Redakteurs vor uns, der den überreichen Stoff in die knappste Fassung und in eine übersichtliche Form gebändigt hat. Man möchte dieses Buch den Altwiener Lehmann nennen. Denn so genau, wie dieser Neuwien behandelt, und in alphabetischer Reihenfolge wie er, verzeichnet es die Schauplätze aller Kulturstätten, aller Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten dieser tausendjährigen Stadt, die sich bis in das Reich der Sage erstrecken. Es beginnt mit dem Haus „zum goldenen A-B-C" in der Rauhensteingasse und dem Hausschild „zu Adam und Eva" im Hundsfottgässel (der heutigen Irisgasse zwischen dem Hof und der Naglergasse) und schließt mit der „Zwölferin" bei Sankt Stephan, einer fürstlichen Glocke, die schon unter Rudolf von Habsburg im Jahre 1279 gegossen wurde. Diese beiden Endpunkte des Buches geben ein Bild von dem Reichtum, der Fülle, die dazwischen liegen mag. Die Wiener Hausschilder, die nach Tausenden zählten und die allein das Zurechtfinden in einer Stadt ermöglichten, die noch ohne Hausnummern war, bilden eine Welt für sich. In ihrer naiven Mannigfaltigkeit spiegeln sich alle Seiten des Wiener Volkscharakters, in ihnen lebt ein Stück Sittengeschichte dieser Stadt. Es sind in diesem Buche nur die merkwürdigsten, an die sich kurze Betrachtungen oder besondere Mitteilungen knüpfen ließen, behandelt. Nicht jedes Haus „zur Dreifaltigkeit" oder „zum Auge Gottes" konnte verzeichnet werden, aber der „blaue Herrgott" fehlt ebensowenig wie die „blaue Kugel", der „blaue Karpf", der „blaue Hecht" und die „blaue Flasche". Auch der „grüne Löwe" und das „grüne Rössel" sind als naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten ausgedeutet, ebenso das Schild „zur Löwenbraut", das den bekannten Roman aus dem Neugebäu andeutet, den Chamisso zu einer herrlichen Ballade gestaltet hat. Auch das Schild „zur schönen Lebzelterin" fehlt nicht, das in den Lebensroman Raphael Donners hineinspielt.

Ganz besonders merkwürdig sind die Altwiener Hausschilder „zur Unmöglichkeit". Denn solche gab es drei. In der Trappelgasse, ober dem Tor eines einstöckigen Hauses, befand sich ein auf Blech gemaltes Bild zur Unmöglichkeit, und es stellte ein Schiff dar, das mit Ruderern bemannt ist, die einander entgegenarbeiten und nicht vom Fleck kommen. In Erdberg gab es ein Haus mit einem großen Wandgemälde, das ein Schiff zeigte, das einen Berg hinauffahren will. Die gleiche Unmöglichkeit stellte ein Hausschild auf dem Strozzischen Grund auf ähnliche Weise dar. In der Nachbarschaft dieses Hauses aber gab es eines, das sich „zur Möglichkeit" nannte. Und was stellte sein Wandgemälde dar? Den Zug der Juden durch das Rote Meer. Man könnte die tiefsinnigsten Betrachtungen über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten an diese gegensätzlichen Altwiener Hausschilder knüpfen.

Auf unserm Wege durch diese alphabetische Reihenfolge, die sich weit über vierhundert Druckseiten erstreckt und von manchem hübschen Altwiener Bild unterbrochen wird, stoßen wir alsbald auch auf Kulturstätten, die die geistige Höhenlage von Altwien scharf betonen. Die Akademie der bildenden Künste wurde schon 1705 begründet, die Ingenieurakademie 1717, die Sternwarte 1753, die Orientalische Akademie zur Heranbildung eines Konsularkorps für die auswärtige Vertretung der Monarchie entstand 1754, der Beginn des Botanischen Gartens reicht auf 1665 zurück, und unser heutiges Naturhistorisches Museum ging aus dem Naturalienkabinett hervor, mit dessen Anlage Kaiser Franz im Jahre 1795 begann. Daß die erste Bürgerschule in Wien schon 1237 bestand und die Universität im Jahre 1384 eröffnet wurde, daß unsre ersten Krankenhäuser bis auf 1211 zurückführen, das soll gerade heute in Erinnerung gerufen werden. Selbst unsre Feuerwehr führt ihre Entstehung auf 1278 zurück. Und seit 1558 ist Wien eine gepflasterte, seit 1688 eine beleuchtete Stadt. Man findet darüber in diesem Altwiener Auskunftsbuch alle geschichtlichen Daten, alle sagenhaften Ausschmückungen dieser Tatsachen, denn das ist ja der Zauber einer so alten Stadt, daß über allem schon eine Dämmerung liegt und daß die Phantasie ihre dichterische Mitarbeit fühlen läßt.

*) „Wien, wie es war." Von Richard Groner. (Wien, Verlag Waldheim-Eberle-A. G., Leipzig, Otto Klemm.)

Neues Wiener Tagblatt 21. III. 1918

Die Zeit

Abendl

14./VII. 1918

Preßklagen von Armeeführern.

Wie uns vom Wiener Advokaten Dr. Theodor Bernhard mitgeteilt wird, hat Feldzeugmeister Leopold Freiherr v. Schleyer wegen der im „Wiener Montags-Journal" vom 2. d. (Artikel „Wer sind die Schuldigen?") gegen ihn erhobenen ehrenrührigen Anwürfe die Privatanklage wegen Vergehens gegen die Sicherheit der Ehre beim Landesgericht in Strafsachen in Wien überreicht.

Ferner haben Feldzeugmeister Freiherr v. Schleyer, Feldmarschalleutnant Karl v. Bellmond und Generalmajor Ottokar v. Landwehr wegen der vom „Abend" vom 6. d. in dem Artikel „Was sie sich erlaubten" gegen die genannten Generale erhobenen ehrenrührigen Anwürfe gleichfalls die Privatanklage wegen Vergehens gegen die Sicherheit der Ehre beim genannten Landesgericht überreicht.

Die Zeit
16./XII. 1918

(Das Kriegspressequartier — aufgelöst.) Das Kriegspressequartier hat gestern seine Liquidierung beendet und übergab seine Akten, in zahllose Kisten verpackt, dem Heeresmuseum und seine Kanzleieinrichtung dem Hauskommando des liquidierenden Kriegsministeriums.

Die Angehörigen des Pressequartiers — etwa 1000 Personen — wurden ins Zivilverhältnis übersetzt oder, sofern sie aktive Offiziere waren, dem deutschösterreichischen Heer einverleibt.

Ostdeutsche Rundschau 170

18./XII. 1918

Feinde im eigenen Hause.

Die Ratten, die an deutschem Gute nagten, hatten sich, als der Krieg ausbrach, verkrochen. Da verschwanden von den Schildern deutschen Volkstums fremder Geschäftsleute die Fremdlinge, mit denen man den deutschen Charakter unserer Stadt verhöhnt hatte. Da wurden die Aufschriften überklebt, die in französischer und englischer Verbalhornung die deutsche Sprache verhunzten. Fast alle, die in unserem deutschen Wien mit ihrer undeutschen Gesinnung prunkten, hielten es ratsam, dem deutschen Zuge gerecht zu werden, der die Allgemeinheit beherrschte. Völkisches Fühlen und Denken erfüllte die Bevölkerung und zwang auch sonst der deutschen Sache Uebelwollende zu völkischem Handeln. Jetzt aber, da der Krieg vorüber ist und mit einem Siege der Feinde — mit Hilfe eben dieser undeutschen Fremdlinge in unserer Heimat — geendet hat, jetzt kommen sie wiederum herausgekrochen, die Ratten, die am deutschen Volkstum nagten; jetzt werden die Papierstreifen heruntergewaschen und jetzt höhnen die fremdrassigen Geschäftsbesitzer, die gut genährten Geschäftemacher aus der Kriegszeit, und zeigen wieder, wie gut es sich in Wien leben läßt, wenn man nur nicht deutsch ist. Soll die Rechnung wirklich stimmen? Ist all das Gute und Schöne in der aufflammenden völkischen Begeisterung — deutsche Art, deutsches Wesen, Reinerhaltung unserer Muttersprache — völlig in die Winde gegangen und zerstreut, daß nichts mehr übrig geblieben ist? Wir wollen, wir können dies nicht glauben. Das Volk, das den Abzug der Ratten zu Beginn des Krieges so freudig begrüßt hat, wird jetzt das Wiedererscheinen der Ratten nicht völlig teilnahmslos oder gar freundlich dulden wollen.

Aber sie fühlen sich offenbar, alle die Feinde deutscher Art und Gesinnung, die sich während des Krieges geduckt hatten, sie glauben, daß jetzt mehr denn je ihre Zeit gekommen ist, ja, daß sie jetzt zum offenen Angriff gegen das Deutschtum insbesondere in Wien übergehen können. An einem Beispiele möchten wir es heute aufzeigen. Da ist seit dreißig Jahren fast in Wien ein Blatt erschienen, das sich „Deutsches Volksblatt" nannte und seinem Namen gerecht wurde oder wenigstens redlich bestrebt war, im Sinne seines Namens zum Volke zu sprechen. Man brauchte nicht immer einverstanden zu sein mit dem, was das Blatt Ernst Verganis uns sagen zu müssen glaubte. Aber ein „Deutsches Volksblatt" war es doch, trotz mancher Irrungen und Wirrungen im Verlaufe des politischen Kampfes. Der Gründer ist während des Krieges gestorben. Jetzt haben die Erben das Blatt verkauft. Wem, wird nicht bekannt. Das allein spricht schon viel gegen die neuen Eigentümer. Im allgemeinen ist es ja bis jetzt noch keine Schande, Zeitungsherausgeber zu sein. Jene, die jetzt das „Deutsche Volksblatt" herausgeben, seine Eigentümer sind, scheinen nun guten Grund zu haben, sich etwas im Verborgenen zu halten. Den Namen haben sie bis jetzt noch gelassen, sonst haben sie aber in kleinen Aenderungen am Kopfe des Blattes allzu deutlich schon gezeigt, welchen Geistes, welcher Gesinnung sie sind. Das Blatt Verganis kannte für seine innere Einrichtung seit jeher nur eine „Schriftleitung" und „Verwaltung". Es hat noch, bevor während des Krieges unser Handelsministerium aus dem „Telephon" einen „Fernsprecher" gemacht hat, nur den „Fernsprecher" für sein Blatt gekannt. Es hatte auch keine „Telegrammadresse", sondern eine „Drahtanschrift". Das Blatt war sich eben bewußt, daß es als „Deutsches Volksblatt" auch deutsch in seiner Sprache sein müsse und sich von allen unnötigen Fremdlingen in der Ausdrucksweise zu enthalten habe. Das ist jetzt gründlich geändert. Jetzt werden dem Leser wieder die alten selbst bei jüdischen Blättern schon völlig ausgemerzten Bezeichnungen für den Zeitungsbetrieb eingeführt. Das „Deutsche Volksblatt" hat wieder seine „Redaktion" und „Administration", seine Telegrammadresse" und seine „Telephonnummern". Und das Nebenblatt, das bisher als Mittagsblatt erschienen ist, erscheint fortan abends unter dem Namen „Telegraph". Mehr als lange Aufsätze verdächtigen Inhalts zeigen uns diese Aenderungen im Hausgebrauche des „Deutschen Volksblattes", die politische und völkische Gesinnung seiner neuen Eigentümer. Jetzt ist der Name „Deutsches Volksblatt" eine Irreführung geworden. Man wird seinen Inhalt genau prüfen. Das deutsche Volk in Oesterreich ist nicht gesonnen, Feinde im eigenen Hause zu dulden.

Neues Wiener Tagblatt

21./XII. 1918

171

Wiener Pressekammer.

Einstweiliger Ausschuß.

Die Präsidien der „Concordia", der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft, des Klubs Wiener Presse, der Organisation der Wiener Presse, des Vereines der katholischen Journalisten und der Vereinigung der österreichischen Tageszeitungen haben sich zusammengeschlossen, um die Errichtung einer ständigen, auf gesetzlichen Grundlagen ruhenden Pressekammer vorzubereiten. Diese wäre berufen, die gemeinsamen Rechte und Interessen der Presse zu wahren. Sie hätte demgemäß im einzelnen die Aufgabe, die presserechtlichen Entwürfe der Gesetzgebung und der Vollzugsgewalt zu begutachten, Aenderungen und Neuerungen auf dem Gebiete des Presserechtes (Journalistenrecht) vorzuschlagen, bei den Einrichtungen des amtlichen Pressedienstes, insbesondere bei der Besetzung der leitenden Stellen und bei der Einführung neuer Einrichtungen des amtlichen Pressedienstes, als Berater mitzuwirken. In Verbindung mit der Pressekammer wäre ein Disziplinarrat zu schaffen, dem es obliegen würde, einerseits die Ehre der Zeitung zu schützen, anderseits die Pflichten zu überwachen, die den Journalisten in der Preßfreiheit erwachsen. Bis zur Errichtung der gesetzlich eingeführten Pressekammer konstituieren sich die bezeichneten Präsidien als „einstweilige Pressekammer", die sich den erwähnten Aufgaben widmen und das publizistische Interesse an den Einrichtungen des amtlichen Pressedienstes wahrnehmen soll. Mit dem Vorsitz ist der Präsident der „Concordia" betraut. Die Konstituierung wurde am 18. Dezember vollzogen. Ein Referentenausschuß wird den Entwurf eines neuen Pressegesetzes ausarbeiten, und eine Enquete wird sich mit dem Journalistenrecht befassen.

Reichspost

29./XII. 1918

Das „Neue Oesterreich" und das „Neue Reich". Mit dem Dezemberheft hat die vornehme Monatsschrift „Das Neue Oesterreich" zu erscheinen aufgehört. Der sich überstürzende Wechsel der Ereignisse ließ hochgemute, opferfreudige Männer von einem Werke Abschied nehmen, das, in der Kriegszeit geschaffen, bestimmt schien, ein helleuchtender Pharus in der Völkerbrandung am Donaustrom zu werden. In den kurzen zwei Jahren des Bestandes sind im „Neuen Oesterreich" Männer der verschiedensten Nationen und politischen Anschauungen zum Worte gekommen. Sie wollten ein neues, besseres Oesterreich, sie waren geeint in guten Willen. Es ist nicht ihre Schuld, daß die Verhältnisse stärker waren und das neue Oesterreich verschütteten, das treffliche Männer aller Nationen klar vor sich sahen. Mit bewunderungswürdigem Geschick leitete Regierungsrat Dr. Hornich die Zeitschrift, die ein wichtiges Stück Zeitgeschichte darstellt. Eine Reihe zielweisender Leitaufsätze waren von ihm selbst verfaßt. Die Lücke, welche durch das Verschwinden der Zeitschrift sich in unserer politischen Literatur öffnet, wird ausgefüllt werden durch die wacker auf den Plan tretende Wochenschrift „Das Neue Reich". Mögen die Männer der Monatsschrift die Nichterfüllung ihrer politischen Ideale beklagen, in der Begründung des „Neuen Reiches" begrüßen sie die Fortführung der Verteidigung und Verbreitung jener ewigen Kulturgrundsätze, die durch das Christentum der Menschheits erschlossen sind und die daher im Strom der staatlichen und sozialen Umwälzungen nicht versinken können.

Reichsrat

29./XII. 1918

173

Altwiener Prälatenhöfe.

Ein neues Buch.

Titelbild und Vorwort, die Friedrich Reischl an die Spitze seines neuen Buches: „Die Wiener Prälatenhöfe" gesetzt hat, zeugen und sprechen von liebevollen Erinnerungen an das traute, entschwindende Altwien, das seine stummen Zeugen nunmehr in wenigen alten Häusern, Höfen und Erkern hat. Diesen Spuren des versinkenden Altwien geht Reischl nach, wenn er die vielen Beziehungen von Straßen, Plätzen und Häusern zu den großen Stiften aufdeckt, denen er bereits zwei in ihrer Sachkenntnis einzigartige Bücher („Die Stiftsherrn" und „Erloschene Klöster in Oesterreich") gewidmet hat. Das neue Buch von den Prälatenhöfen bringt mehr, als sein Name sagt. Spaziergänge durch Wiens älteste Gassen, lose Blätter mit lokalhistorischen Aufzeichnungen, aneinandergereiht, wie es sich eben beim Erzählen von den uralten Klosterstätten und von ihren Insassen ergibt, viele kulturhistorische Anekdoten, herausgesucht aus halbverschollenen Klosterarchiven, so ist das Mosaikwerk dieses Buches gefügt, bei dessen Lesen die alten Erker und Höfe der Inneren Stadt uns Neueren vertraute, aber unverständlich gewordene Namen und Bezeichnungen im Wiener Stadtplan ihre Deutung erhalten. Plaudernd erzählt der Verfasser von den innigen freundschaftlichen und wieder wechselnden Beziehungen zwischen den mächtigen Prälaten des Landes und ihren Wiener Häusern.

Die Prälatenhöfe mochte Wiens Stadtvertretung wegen der Steuerfreiheit und wegen der Konkurrenz des Weinschankes nicht immer freundlich leiden. Ein „Vertrag" von 1552 setzt dann 115 Freihäuser von Prälaten, Landherren, Rittern, Hofbefreiten und Niederlägern fest; darunter finden wir den „Melkerhof", „Seitzerhof", Lilienfelderhof", „Abt von Altenburghaus" und die anderen Prälatenhöfe, die zu Wahrzeichen in Wiens Stadtbild geworden sind. Die Geschichte des „Seitzerkellers", dessen Namen auf die älteste Karthause im Deutschen Reich, Seitzkloster in Südsteiermark, zurückgeht, wird zum Ausgangspunkt der Erzählung eines breiten Ausschnittes aus dem Treiben in den Wiener Schenken bis über die Zeit der zweiten Türkenbelagerung zurück. Der „Tragödie des Bauherrn zu St. Pölten", jenes Abtes des Stiftes St. Pölten, Michael Führer, der aus Liebe zu prunkenden Klosterbauten eine riesige Schuldenlast auf sich nahm und deshalb seine Prälatur mit der Klosterhaft vertauschen mußte, ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Von den Lilienfelder Stiftsherren hören wir, wie sie in kluger Weise ihren Hausbesitz in Wien gemehrt und eine Glasniederlage in ihrem Hause in der Krugerstraße eröffnet. Abt Ladislaus Pyrker, der Dichter und spätere Erzbischof von Erlau, ist es, der für den Kaufpreis des früheren Stiftshofes in Wien 1816 eine k. k. priv. Glasfabrik kauft. „Melkerhöfe und Melkerbastei" gehen mit ihren ältesten Ueberlieferungen auf eine fesselnde Historie aus dem Jahre 1515 zurück, da eines wohlhabenden Wiener Fischers Sohn das Kleid des hl. Benediktus nahm. Bezüglich des heutigen Melkerhofes kommt es 1468 — eine für die Topographie Altwiens wertvolle Notiz — zu einem Prozeß zwischen dem Stifte Melk und seinem Nachbarn, einem Herrn von Harrach auf Goggatsch. Bei der Türkenbelagerung stehen die Melker Stiftsherren mit den Bürgern in schöner Eintracht im Dienste der Verteidigung der Stadt. Es gelang den geistlichen Herren, von ihren Beobachtungsposten im „Krautkeller" eine der gefürchteten türkischen Minen aufzuspüren und unschädlich zu machen. Der Pater Hofmeister der Melker, Bernhard Zapler, beobachtete vom hohen Turm des Hofes die Bewegungen im Türkenlager. Als es ihm gelungen war, im Hause des nahen Schwarzspanierklosters, das von den Türken als Stützpunkt benützt wurde, eine Batterie zu entdecken, belohnte Starhemberg die Wachsamkeit des wackeren Klostermannes mit einem Geschenke von zwei Musketen und sonstigem Waffengerät. Der letzte Umbau des Melkerhofes ist ein Werk der Zeit Maria Theresiens; er vollzog sich wie auch jener anderer Wiener Prälatenhöfe im Rahmen einer zielbewußten Stadtverschönerung. Kleine Kabinettstücke sind die Schilderungen aus dem Heiligenkreuzerhof. Mit Schmerz wird des neuen Verkehrsweges gedacht, der mitten durch den Heiligenkreuzerhof führen und gerade den künstlerisch wertvollen Teil des Gebäudes mit der Kapelle, deren Inneres ein Juwel der Barockkunst darbietet, und mit dem Abtstöckel niederlegen soll. Der Humorist Eduard Pötzl, einst Inwohner des Hofes, hat schon mit flammendem Protest diesen Plan bekämpft, der, dank des Weltkrieges, bis heute unausgeführt geblieben. Spannend sind die Erzählungen von den mittelalterlichen Fischmärkten im Heiligenkreuzerhof, wo die uns als Donaufische fast unbekannt gewordenen Hausen verkauft wurden. Beim Göttweigerhof werden viele Histörchen aus dem Archiv des Stifthofmeisters erzählt. 1703 wird berichtet, wie die „Nachmittagsmessen" abgeschafft werden und der Wiener Oberhirt befiehlt, daß die letzte hl. Messe zu St. Stephan eine Viertelstunde nach 12 Uhr gelesen werde. Eine für Kulturhistoriker bemerkenswerte Liste des Göttweiger Hofmeisters gibt eine Uebersicht über den Stand aller Wiener Bettelordensklöster, die am Neujahrtag vom Stifte Göttweig 1:30 Gulden erhalten, während den Jesuiten „wegen der monatsheiligen und biechel" drei Gulden angewiesen waren. Berichtet wird auch über den Streit zwischen Dominikanern und Augustinern über das Vorrecht der Leichenwache am Katafalk der Kaiserin Claudia († 1676) und über die Schwierigkeiten, welche der Einführung des Piaristenordens verschiedene Mendikantenorden entgegensetzten. „Das Freihaus beim Singvogelmarkt", „Der Klein-Mariazellerhof", „In der altwienerischen Annagasse", „Die Abtei im Nibelungengau, Stifthof und Synagoge", „Beethovens Sterbehaus", „Die Zwettelhöfe", „Die steirischen Zisterzienser am Fleischmarkt" seien noch aus den anderen Kapiteln genannt. Sehr sorgfältig ist die Skizze zur Geschichte des Wiener Besitzes der Klosterneuburger Chorherren gearbeitet. Als Häuser geistlicher Fürsten werden noch die Passauerhöfe, der Freisingerhof, der Salzburgerhof, der Seckauerhof besprochen.

Rasch gleiten einem beim Lesen des Reischlschen Buches die 216 Seiten desselben durch die Finger. Mag auch der Bilderschmuck dieser Schrift fehlen, so werden dem Leser doch in derselben Kunst und Leben vergangener Jahrhunderte, Sitten und Treiben in den alten Klöstern Wiens anschaulich und lebendig, so plastisch hat der Verfasser Gegenwart und Vergangenheit zu einheitlicher Darstellung verwoben. Das Buch ist eine Art von Kunst- und Geschichtsführer durch die ältesten, stimmungsvollsten Gebäude Wiens, die mit ihren Höfen, Durchblicken und Erinnerungen jedem Wiener seit der ersten Kinderzeit lieb und traut sind.

Ostdeutsche Rundschau
21. I. 1919

174

Die Wiener Kunst!

Von **Emmerich Boyer v. Berghof.**

Die alten Wiener von Schrot und Korn fürchten seit der Reichsumwälzung im Rahmen der früheren Donaumonarchie, daß Wien als bisherige Handels- und politische Reichshauptstadt nun starken volkswirtschaftlichen Schaden leiden wird.

Gewiß sind diese Befürchtungen nicht ganz von der Hand zu weisen. Wien war so sehr auf die Bedürfnisse des Mittelpunktes eines 50 Millionenstaates eingerichtet, seine Industrie war sogar den differenzierten Ansprüchen der Nationen und Nationalstaaten Oesterreich-Ungarns entsprechend, seine Verkehrsinteressen waren nicht auf der natürlichen Entwicklungskurve einer Verbindung Süd- mit Norddeutschland, einer Brücke zwischen Osten und Westen, Nordsee und Adria, sondern auf künstlichen und geklünstelten innerstaatlichen Berechnungen aufgebaut, so daß eine starke Herabminderung seines hauptstädtischen Einflusses (wenn auch nur vorübergehend) zu gewärtigen ist.

Aber Wien, dieses alte Kulturbollwerk des Deutschtums im Osten, braucht nicht um seine Zukunft bange zu sein. Es hat schon ärgere Krisen überdauert und auch die tschechoslowakischen Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Dafür sorgt schon die geringe Entwicklungsmöglichkeit dieses kleinen Staatswesens selbst. Nehmen wir selbst an, die Slowakei geht richtig in Tschechobien auf, nehmen wir an, der neue slavische Staat zähle 8,5 Millionen reine Slaven, obzwar diese Schätzung bestimmt zu hoch gegriffen ist, so hat dieser Staat, falls er auf die Einverleibung des reichen Deutschböhmens besteht, eine Irredenta zu bekämpfen, wie sie noch kein Staat vor ihm in solchem prozentuellen Verhältnis als geschlossene Einheit aufgewiesen hat. Und das 80 Millionenvolk der Deutschen wird gewiß lieber und früher den Brüdern im Ostmarkgaue als den Tschecho-Slowaken beistehen. Der besondere Ententeschutz wird aber mit der Rückkehr zu normalen Verhältnissen, mit der Friedenskonferenz, aufhören, eine Rolle zu spielen. Prag wird bestimmt nicht die Erbschaft Wiens antreten.

Charakteristisch ist, wie hochbestimmend der Einfluß deutschösterreichischen Geisteslebens auf gesamtdeutsches Schaffen war. Um so charakteristischer und sonderbarer, als trotz der Wiener Operetten- aber auch ernsten Musikserfolge, trotz der großen Buchhandelserfolge der Berta v. Suttner, eines Schönherr, eines Rudolf Hans Bartsch, Ertl, Srobl, Müller-Guttenbrunn, Artur Schnitzler, Hoffmannsthal und vieler, vieler anderer, trotz der Tatsache, daß viele Deutschösterreicher an leitenden Stellen im reichsdeutschen Verlagswesen erfolgreich mit den eigenen Männern konkurrieren, die deutschösterreichischen Verlagsverhältnisse in jeder Hinsicht im Argen sind.

Genügt nicht der bloße Hinweis, daß die gelesensten Intelligenzblätter Wiens sich im Durchschnitt nicht über 30.000 bis 35.000 Auflage erheben und daß bloß die Kronenzeitung, die in Deutschland überhaupt nicht absatzfähig wäre, die diese Auflageziffern der anderen Blätter weit, weit überbietende Ziffer von täglich 150.000 bis 180.000 Exemplaren aufweist, bezw. bis vor nicht langer Zeit aufwies.

Bisher sind im Rahmen der alten Monarchie Kunst und Presse ziemlich stiefmütterlich bedacht worden und auch das neue republikanische Staatswesen Deutschösterreich hat bisher nicht viel Interesse für die Ausgestaltung künstlerischer Voraussetzungen getan.

Immerhin will ich hier kurz andeuten, was meiner bescheidenen Meinung nach notwendig wäre, um selbst im schlimmsten Falle Wiens bisherige wirtschaftliche Bedeutung zu erhalten, wenn es sich mehr als bisher der Ausgestaltung seiner ideellen Aufgaben, als Kunst- und Fremdenstadt, widmen wollte.

Ein bedeutungsvolles Symptom: In Wien wird bald eine große Ateliersbauwut einsetzen: Nämlich: Bau von Filmateliers. Wien geht auf diesem Gebiete einer ungeahnten Zukunft entgegen. Die einzig schöne landschaftliche Umrahmung Wiens wurde jetzt gewissermaßen erst „entdeckt", wenigstens von den großen internationalen Filmgesellschaften Pathe, Nordigh usw., die in Wien große Filmunternehmungen finanzieren wollen. Sogar die Verlegung von Ateliers in dem an geeigneten natürlichen Staffagenmotiven armen Berlin nach Wien wird allen Ernstes erwogen.

Die deutschösterreichischen Schriftsteller haben vor allem ein Interesse an der Ausbreitung des Zeitschriften- und Büchermarktes. Sie fordern daher die Aufhebung des vormärzlichen, ja, sogar vorjosefinischen Gesetzes über die staatliche Behandlung der Presse, sie fordern die Aufhebung des Kolportageverbotes und ein modernes, den Bedürfnissen der Jetztzeit angepaßtes Preßgesetz, möglichst die Verstaatlichung der Anzeigenbureaus, und zwar so, daß nicht der gesamte Anzeigenteil einer Zeitung staatliches Monopol bilde, sondern daß eben ein großes staatliches Anzeigenbureau in freiem Wettbewerb mit der eigenen Uebernahmsstelle der Zeitungen trete. Dadurch: daß der Staat die großen Bureaus z. B. Mosse, Dukes usw. verstaatlicht und zu einem einzigen Unternehmen macht, wird er in die Lage versetzt, die Reklametätigkeit im öffentlichen Interesse zu zentralisieren, die industriellen Privat- und öffentlichen Unternehmungen wirksam zu unterstützen und fördert damit die Rentabilität neuer Zeitschriften, erschließt Schriftstellern reiche Absatzgebiete. Vorteile: Parteipolitische oder wirtschaftspolitische Interessenpolitik auf dem Gebiete des Inseratenwesens, die zur Korruption führt, wird beseitigt, der reellen Propagandatätigkeit werden neue Wege der Entfaltung geboten, Tausende von geistigen Arbeitern, aber auch viele Tausende manuelle Arbeitskräfte finden lohnende Beschäftigung. Der Buchhandel muß ebenso wie der Buchdruck möglichst von allen Einschränkungen frei sein. Kaiser Josef 2. sagte einst, daß er nicht verstehe, warum der Buchhandel anders gewertet werden solle, als der Handel und Verlauf von Seife und Käse. Konzessionszwang führt zur Monopolherrschaft und Vercliquung, Privatmonopol zur Sterilität und skrupellosen Ausbeutung der gegebenen Konkurrenzlosigkeit. Unser Buchhandel ist aber mehr als schädlich für die Interessen des Schriftstellers, er ist produktionshemmend. Freilich hat der Ausbau des Verlagswesens nach Möglichkeit im Einvernehmen mit dem Druck- und Buchhandelsgewerbe zu erfolgen, damit durch Neuerungen nicht Existenzen ohne Not gefährdet werden. Eine Kolportage für Bücher ist vielleicht nicht so zweckmäßig wie für Zeitungen.

Die Organisationen der Schriftsteller sollen ebenso wie die der anderen Künstler Sitz und Stimme im beratenden Ausschuß des staatlichen Kunstförderungsamtes haben. Die Summen für Stipendien und Unterstützungen, Preise, müssen weitaus erhöht werden. Es könnte vielleicht eine neue internationale Vereinbarung zum Schutze des Urheberrechtes getroffen, eine staatliche Steuer bei Aufführung und Verwertung von nach der bisherigen Schutzfrist von 30 Jahren freiwerdenden geistigen Werken eingehoben werden. Man denke bloß, wenn man für Zwecke der staatlichen Kunstförderung 5 v. H. Tantiemen für die Aufführung Schubertscher Musik im „Dreimäderlhaus" eingehoben hätte! Das Kapitel Theater gibt besondere Aufgaben zu lösen auf. Die Hoftheater sollen dem neuen Staate unterstellt und kaufmännisch geleitet werden. Das Burgtheater ist zu verschwenderisch gebaut, es wird notwendig sein, einen Neubau des Burgtheaters in Betracht zu ziehen. Hand in Hand mit der aufstrebenden Filmindustrie könnte eine praktische Staatsvergesellschaftung wenigstens der kleinen Provinzbühnen oder der mit großen Regien und für hohe künstlerische Aufgaben zu wenig konjunkturreisen Sprechbühnen gehen.

Und so ließe sich noch endlos forterzählen über bedeutende Probleme der staatlichen bildenden, der darstellenden Kunst, der Kunst des Schrifttums und der Tonmalerei.

Die geistigen Arbeiter Deutschösterreichs, besonders die Künstler, fürchteten von einer Sozialisierung und Entfeudalisierung der mitteleuropäischen Staaten das Trübste für ihre Zukunft. Der neue Staat enttäusche sie angenehm, indem er an die Stelle des fürstlichen Privatmäzenatentums die wirkliche Kunstfreundlichkeit der modernen Kulturrepublik setze.

Reichspost

2./II. 1919

Ungarische Journalisten für Wiener Berufsgenossen. Heute ist eine Abordnung des Budapester Journalistenvereines „Othon" unter Führung des Vizepräsidenten Alexander Nadas zur Durchführung einer Lebensmittelaktion für die Wiener Journalisten hier eingetroffen. Zum Empfange der Gäste hatten sich im Ostbahnhofe die Vertreter der Wiener Journalistenorganisationen eingefunden. Dr. von Ludassy begrüßte namens der Wiener Journalisten die Gäste und dankte ihnen für die werktätige Hilfe, wovauf Vizepräsident Nadas im Namen des Budapester „Othon"-Klubs der Freude Ausdruck gab, der Wiener Kollegenschaft in dieser schweren Zeit helfen zu können. „Wir haben," sagte er, „von unserem Munde und vom Munde unserer Familien abgespart, damit eure Familien nicht Not leiden. Wir haben auf unsere Quote verzichtet und außerdem eine Sammlung veranstaltet. Wir verlangen dafür gar nichts. Gebet etwas davon auch den Druckereiarbeitern!" Ministerialrat Breisky begrüßte die Gäste namens der deutschösterreichischen Regierung und Herr Partsch verlas einen Gruß des Präsidenten der ungarischen Volksrepublik, Michael Karolyi, in dem er sagt, das ungarische Volk wolle im brüderlichen Verhältnisse zum deutschösterreichischen Volke stehen. Nachdem die Reisegesellschaft mit Tee bewirtet worden war, begab sie sich in ihre Absteigequartiere. Mittags speiste sie in der Gemeinschaftsküche der Wiener Journalisten. Den heutigen Abend und den morgigen Tag verbringt sie als Gast der Organisation der Wiener Presse im Kreise der Kollegen. Sonntag abend erfolgt die Rückreise.

Offiziere für das liquidierende Landesverteidigungsministerium. Eine größere Anzahl von Berufsgagisten, in erster Linie solche der ehemaligen Landwehr und zwei aktive Landwehrrechnungskontrollbeamten werden für das liquidierende Ministerium für Landesverteidigung zum sofortigen Eintritt benötigt. Reflektanten wollen sich am 5. und 6. Februar beim Militärgagistenverband, Wien, 4. Bezirk, Belvederegasse 10, melden.

Schläft die Hauptstelle für Volksbekleidung? Unter diesem Titel haben wir am 16. v. über die Hauptstelle für Volksbekleidung geschrieben und bereits damals darauf hingewiesen, daß ihre Tätigkeit infolge zahlreicher ihr von Händlern, Wareninteressenten und Zentralen bereiteter Schwierigkeiten nahezu lahmgelegt ist. Nun meldet die Parl. Korr. den Rücktritt des Vorsitzenden Nationalrates Kraft, seines Stellvertreters Direktor Kokrda und des Beisitzervorstehers Heinrich Kunz. Zur endgültigen Bewirtschaftung und Liquidation der Vorräte dürfte nunmehr wohl eine der geänderten Gestaltung angepaßte Organisation geschaffen werden, um endlich die für die Volksbekleidung und für die Gewerbe so nötigen Bestände ihrer Verwertung zuzuführen.

Der Abend
4./II. 1919

178

Aus dem dunkelsten Deutschösterreich.

Karl Marx und Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei: einleitende Worte:

Ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dieses Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten.

Wir staunen über gar nichts mehr. Wir haben den Herrn Pressestaatsanwalt Dr. Schwelle länger als ein Jahr an der Arbeit gesehen, länger als ein Jahr beobachtet, wie dieser Beamte sich dazu hergab, die willkürlichsten Aufträge der Kamarilla des Kriegsüberwachungsamtes und der späteren Ministerialkommission an den Zeitungen zu vollziehen. Länger als ein Jahr mußten wir es über uns ergehen lassen, daß Herr Dr. Schwelle fast täglich an uns einmal im Interesse einer bureaukratischen, das andere Mal im Interesse einer militärischen und das dritte Mal im Interesse einer Bankenclique eine Rechtsbeugung beging. Nur in dieser Schwindel- und Operettenrepublik ist es möglich, daß dieser Beamte sich noch auf seinem Posten befindet, nur bei der Charakterlosigkeit der Wiener Presse ist es denkbar, daß dieser Mann noch immer als Richter über den Wiener Zeitungen sitzt.

Vergangenen Samstag hat sich folgendes ereignet: Am Vormittag überreichte eine Druckerei der Zensur ein Exemplar des Buches: „Das Programm der Kommunisten" (Bolschewiki) von N. Bucharin.

Am Samstag nachmittags erschien bereits die Polizei in der Druckerei und beschlagnahmte 16.000 Stück der Broschüre. Da das Buch 88 Seiten stark ist, drängt sich uns der Gedanke auf, daß Herr Dr. Schwelle die Broschüre nur sehr oberflächlich gelesen hat. Hätte er sie genau gelesen und verstanden, so wäre es unmöglich gewesen, daß er als Hüter des Gesetzes in einer freien Republik, als Beamter, der nur das Gesetz zu wahren und keine politischen Henkersdienste zu verrichten hat, die Beschlagnahme verfügt hätte. Wir stehen nicht an, dieses Buch als ein Meisterwerk sozialistischer Schriftstellerei zu erklären, als ein Buch von einer seltenen Klarheit und Volkstümlichkeit der Sprache und einer nur von wenigen Meistern erreichten Höhe und Erhabenheit der Gedankenführung. Auf 88 Seiten auch nicht die Spur einer Schreibweise, die in der Sprache der Staatsanwälte als hetzerisch oder aufreizend bezeichnet werden könnte. Sicherlich zählt dieses Werk zu den edelsten Urkunden der Zeitgeschichte, und wüßten wir nicht, wie unser republikanischer Staatsrat aussieht, wüßten wir nicht, daß der Auftraggeber des Dr. Schwelle der Staatssekretär Dr. Roller ist, der selbst einmal während des Krieges im persönlichem Interesse die Zensur mißbraucht hat, wir würden es für unfaßbar halten, daß dieses Buch der Beschlagnahme anheimgefallen ist.

Daß es sich hier nicht um eine ruhigen Erwägungen entspringende Konfiskation, sondern um einen politischen Akt handelt, geht daraus hervor, daß in Wien ein Buch frei verkauft wird, betitelt „Staat und Revolution" und verfaßt von N. Lenin, erschienen in Berlin in der politischen Aktionsbibliothek von Franz Pfemfert. Gerade dieses Buch, das den Tatmenschen Lenin zum Verfasser hat, müßte von einem Staatsanwalt als agitatorisch und aufreizend bezeichnet werden. Der Herr Pressestaatsanwalt Dr. Schwelle ist aber sehr spät auf die Gefährlichkeit der kommunistischen Literatur aufmerksam gemacht worden, deshalb blieb das Buch von Lenin unkonfisziert, deshalb konnte auch am 7. Jänner im „Abend" ein ausführlicher Auszug aus der am Samstag beschlagnahmten Broschüre von Bucharin erscheinen, ohne daß es Herrn Dr. Schwelle eingefallen wäre, diese Nummer des „Abend" zu beschlagnahmen.

Des Rätsels Lösung besteht darin, daß das Buch von der kommunistischen Partei Deutschösterreichs herausgegeben wird und daß im Staatsrate sitzende politische Gauner offenbar beschlossen haben, diese Partei mit allen Mitteln zu vernichten.

Wir haben mit der kommunistischen Partei nichts zu tun, aber wenn die bürgerliche und die sozialdemokratische Wiener Presse die Knebelung der Preßfreiheit ohne ein Wort des Widerspruches duldet, so erfüllen wir als unabhängige politische Tagesschriftsteller unbeugsam unsere Aufgabe, indem wir diese Schande brandmarken. Wir tun unsere Pflicht, indem wir die politische Öffentlichkeit darauf aufmerksam machen, wie unklug sie handelt, wenn sie dieses Treiben duldet. Heute sind es die Kommunisten, deren Zeitungen man konfisziert, nach den Wahlen können es die Sozialdemokraten sein oder die Zeitungen der Pelzträger, die gegen den Steuerdruck demonstrierten. Zeitungsbeschlagnahmen sind und bleiben ein verwerfliches, unanständiges Mittel des politischen Kampfes, gleichgültig, gegen wen es sich richtet.

23./II. 1919 179 23

Der Ausbau der christlichen Presse.

Gründung der Verlagsanstalt „Herold".

Donnerstag, den 20. d., fand im Sitzungssaale des Alten Rathauses in Wien über Einberufung des Vereines „Herold" (ehemals „Reichspost") die konstituierende Generalversammlung der Verlagsanstalt „Herold", Kommanditgesellschaft auf Aktien, statt. Nach Begrüßung der sehr zahlreich besuchten Generalversammlung durch den Obmann des Vereines, Hofrat Prälat Dr. Schindler, erstattete der Schriftführer des Vereines, Stadtrat Dr. Kienböck, ein ausführliches Referat über den Werdegang der „Reichspost", an deren Spitze eine Vereinigung von wenigen Männern steht, die sich verpflichtet haben, auf jeden Reingewinn aus dem Unternehmen zu verzichten, und sich als Treuhänder des ihnen anvertrauten Allgemeingutes des christlichen Volkes, nämlich der „Reichspost" und der dazugehörigen Blätter usw., betrachten. Es habe sich nun das Bedürfnis herausgestellt, das im Laufe der Jahre groß entwickelte Unternehmen, das einen bedeutenden Wert darstelle, auf eine noch breitere Basis zu stellen. Deshalb sei an die Gründung der Kommanditgesellschaft auf Aktien „Herold" geschritten worden und sofort habe sich in allen Ständen und Schichten der christlichen Bevölkerung für die Aktion ein außerordentlich reges Interesse gezeigt. Ausgegeben wurden Aktien in der kleinsten gesetzlich zulässigen Höhe von 600 Kronen im Gesamtbetrage von eineinhalb Millionen und es beteiligten sich an den Zeichnungen: 59 Gewerbetreibende, 119 Landwirte, 8 Architekten und Stadtbaumeister, 49 Angehörige des Lehrstandes, 16 Offiziere, 377 Aerzte, Advokaten, Seelsorger, 36 Mitglieder des Adels, 43 städtische und Staatsbeamte, 22 Privatbeamte, 18 Fabrikanten, 66 Vereine und Korporationen, 68 Private, 48 Angehörige verschiedener freier Berufe, Schriftsteller, Künstler, auch der Arbeiterstand ist durch 31 Mitglieder vertreten. Die Aktion begann im Juli und bereits binnen eines halben Jahres war die in Aussicht genommene Summe überzeichnet, so daß es sich empfehlen dürfte, das Unternehmen zu erweitern und die Aktion fortzusetzen. (Großer Beifall.) Da statutengemäß heute nur die Konstituierung in dem zuerst geplanten Umfange stattfinden kann, konnten noch nicht alle diejenigen, die schon gezeichnet, und auch einige, die schon eingezahlt haben, eingeladen werden, doch wird alsbald die Heranziehung dieser Aktionäre mit der Erweiterung der Aktiengesellschaft stattfinden. Rechtsanwalt Dr. Kienböck gibt hierauf Aufschlüsse über die Stellung der Mitglieder des Vereines „Herold", der das bisherige Vermögen des Unternehmens „Reichspost" in die Gesellschaft einbringt. Die Bemühungen werden dahin zu richten sein, dem Kommanditkapital, das in erster Linie einem idealen Zweck der Förderung der christlichen Presse zu dienen berufen ist, jederzeit eine kaufmännisch- einwandfreie Verwendung und den Aktien eine 5prozentige Verzinsung zu sichern. Mit Freude könne man das volle Gelingen der volkstümlichen Aktion feststellen und die Hoffnung aussprechen, daß damit ein wichtiges Werk zum Wohle des christlichen Volkes eröffnet sei.

Der Chefredakteur und Herausgeber der „Reichspost", Dr. Funder, kennzeichnete hierauf die gesteckten Ziele für den Aufbau der christlichen Presse und das Programm des „Herold", das eine systematische Gliederung der christlichen Presse für die verschiedenen Schichten des Volkes und die Schaffung eines allen Erfordernissen entsprechenden technischen Zentrums, sowie auch Sicherungen für die Papierbeschaffung bezwecke.

Den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend, wurde nun zur Wahl eines fünfgliedrigen Aufsichtsrates geschritten und über Vorschlag des Generaldirektors Fried vom Volksbund gewählt: Die Herren Nationalrat Partik, Landesrechnungsrat Amon, Gemeinderat Paulitschke, Pfarrer P. Suska (Lassee) und Rechtsanwalt Dr. Glassauer. Zufolge eines zweiten Vorschlages als Vertrauensmänner: Die Herren Nationalrat Josef Kollmann (Baden), der Präsident des Vorarlberger Landesrates Rechtsanwalt Dr. Otto Ender (Bregenz), Kreisdechant Schweitzer (Judenburg), Professor Laurenz Niescher (Budweis), Oberkontrollor Mauritius Klieber (Mauer bei Wien), Nationalrat Spalowski (Wien) und Hofrat Michl (Wien). Die Wahlen erfolgten mit Einstimmigkeit.

In der anschließenden Debatte fand ein aus der Mitte der Teilnehmer gestellter Antrag auf Erhöhung des Aktienkapitales und Fortsetzung der Sammlung von Aktienzeichnungen stürmischen Beifall und bei der eingeleiteten Abstimmung einstimmige Annahme. Einige Aktionäre äußerten den Wunsch nach Ausgabe von Volksaktien zu niedrigeren Beträgen, worauf Stadtrat Dr. Kienböck auf die derzeit in Deutschösterreich bestehenden gesetzlichen Bestimmungen verwies, die eine Herabsetzung des Aktiennominales leider unmöglich machen.

Nach einer anregenden Wechselrede, an der sich Oblt. Hahn, Ing. Sagl, Kaufmann Roßmann, Dr. Eggenberger, Dr. Negrini und Kainzmayer beteiligten und in der das begeisterte Interesse an der „Reichspost" und dem Ausbau der christlichen Presse zum Ausdruck kam, richtete der Vorsitzende herzliche Dankesworte an die Versammlung und gab der gemeinsamen Freude Ausdruck über den Zusammenschluß der werktätigen Freunde der christlichen Presse zu gedeihlicher Aussprache und vereinter Arbeit.

Die beschlossene Fortsetzung für die erweiterte Zeichnungsaktion des „Herold" wird sofort aufgenommen.

Der Abend

27. III. 1919

180

Zeitungsschacher.

In den nächsten Wochen — wir empfehlen den 1. April als geeigneten Zeitpunkt — soll in Wien eine neue Tageszeitung erscheinen. Der hier vorliegende Gründungsplan fordert aus mehreren Gründen zu einer Besprechung heraus.

Der Plan besteht darin, dem berüchtigten Elbemühlverlag das „Fremdenblatt" abzukaufen und dieses Blatt, dessen Leserzahl auf nahezu nichts zusammengeschmolzen ist, eingehen zu lassen. An seiner Stelle soll eine neue Zeitung herausgegeben werden. Der erstaunte Leser wird fragen, wieso es denn komme, daß jemand um teures Geld eine Zeitung kaufe, noch dazu eine, die keine Leser hat, um sie eingehen zu lassen. Die Erklärung besteht darin, daß nur für die bereits erscheinenden Zeitungen staatlich bewirtschaftetes Zeitungspapier vorhanden ist — anderes Zeitungspapier gibt es angeblich nicht und in Wirklichkeit nur im Schleichhandel —, daß also die Herren Prinzhorn und Schoeller eigentlich in der Hauptsache eine staatlich bemessene Papiermenge verkaufen. Die Duldung dieses Geschäftes ist nackte Korruption.

Der Herausgeber der zu gründenden Zeitung soll Dr. Benno Karpeles sein, ein Mann, der vor bis vor nicht langer Zeit in der sozialdemokratischen Partei eine ziemlich bedeutende Rolle spielte, die Hammerbrotwerke gründete und vor dem Kriege einmal in Deutschböhmen — ohne Erfolg — als sozialdemokratischer Wahlwerber für den Reichsrat auftrat. Er schied aus Gründen, die nie bekanntgegeben wurden und über die nur Gerüchte umlaufen, aus den Hammerbrotwerken und der Partei aus und wurde Einkäufer für die Kriegsverwaltung in Rumänien. Herr Dr. Benno Karpeles gibt seit etwa einem Jahre eine ziemlich belanglose Wochenschrift heraus, die sich die Erziehung des — deutschösterreichischen Bürgertums zur politischen Reife und politischen Geltung zum Ziele setzt.

In den letzten Wochen hat diese Wochenschrift gegen die doch sehr maßvollen Sozialisierungspläne des Herrn Dr. Otto Bauer polemisiert, hauptsächlich mit dem großartigen, niederschmetternden Trumpf, daß die Sozialisierungspläne Dr. Bauers den Unternehmer nahezu ausschalten, wo es doch notorisch sei, daß wir alle elendiglich zugrunde gehen müßten, wenn es unter uns keinen Unternehmergeist, das heißt, Leute mit großen Taschen und Millionengewinnen gäbe. Nachdem der gewesene Sozialdemokrat so in seiner Zeitung den Befähigungsnachweis erbracht hat, soll jetzt sein neues Blatt bürgerlich-radikal werden. Es wird aber wohl gegen diesen bürgerlichen Radikalismus ebensolche Vorsicht am Platze sein wie gegen den ehemaligen Sozialismus seines Trägers, denn es verdichten sich die Nachrichten, daß Herr von Schoeller sich in irgend einer klug ersonnenen Form an dem neuen bürgerlich-radikalen Zeitungsunternehmen beteiligen werde.

Neues Wiener Tagblatt

181

28. II. 1919

Die Journalistenhochschule.

Eine Besprechung im Staatsamte für Unterrichtswesen.

Gestern nachmittag fand im Staatsamte für Unterricht unter Vorsitz des Staatssekretärs für Unterricht Pacher eine Enquete über die Abhaltung von Hochschulkursen für das Pressewesen statt, zu der Vertreter der Staatsämter, der journalistischen Korporation sowie Vetreter der juridischen und philosophischen Fakultät der Wiener Universität eingeladen waren.

Staatssekretär für Unterricht Pacher führte aus, es handle sich um die Schaffung von Einrichtungen, durch welche zunächst jungen Leuten, die sich dem Lebensberufe der Journalistik zuwenden wollen, die Möglichkeit geboten werden soll, jenes allgemeine und besondere Wissen zu erwerben, das ihnen auf ihrem Lebenswege nötig ist, und weiter gebildeten Kreisen durch Gewährung eines Einblickes in die Arbeiten und Aufgaben der Tagespresse die Erwerbung von Kenntnissen über die Organisation und den Wirkungskreis der Journalistik zu ermöglichen.

Staatskanzler Dr. Renner bemerkte, die Auffassung, daß die Hochschulen der Wissenschaft und Kunst der Presse ganz entrückt sind, sei Gott sei Dank überholt. Eine auf ihre Haltung und ihre Wirksamkeit bedachte Wissenschaft werde sich Mühe geben müssen, ins Volk zu dringen, und dazu wird ihr die Presse ein willkommenes Mittel sein. Hochschule und Journalistik sollen einander nähergebracht werden. Die Journalisten sollen an der Hochschullehre teilnehmen und, was noch wichtiger ist, die nichtjournalistische Bevölkerung soll von der Bedeutung der Presse erfüllt werden.

Der Rektor der Wiener Universität Becke stimmte den Ausführungen des Staatskanzlers von der großen Bedeutung der öffentlichen Meinung in der heutigen Zeit zu und hob hervor, daß mit dem Wachsen dieser Bedeutung die Verantwortlichkeit derjenigen steige, die die öffentliche Meinung vertreten. Es sei in der großen Not, in der sich unser Volk und unser junges Staatswesen befindet, jedermanns Pflicht, diese Verantwortung zu erleichtern.

Der Präsident der Journalisten- und Schriftstellervereinigung „Concordia" Dr. Ehrlich schlug vor, eine journalistische Fakultät zu errichten, die einer andern Fakultät, etwa der juristischen Fakultät, anzugliedern wäre. Weiter wäre an die Gründung einer Zeitung durch die Fakultät zu denken. Der Experte verwies weiter auf die Notwendigkeit, die Kandidaten der Journalistik auch in die Grundzüge der technischen Wissenschaft einzuführen, und verlangte, daß der Zwang zum Besuch der Vorlesungen und zur Ablegung mindestens einer Prüfung festgesetzt werde.

Staatskanzler Dr. Renner sprach sich gegen die Einführung eines Prüfungszwanges für Journalisten aus.

Chefredakteur Sedlak (Klub Wiener Presse) und die Vertreter der Organisation der Wiener Presse Dr. Gans-Ludassy und Dr. Wengraf besprachen Einzelheiten des Lehrplanes der journalistischen Hochschulkurse.

Regierungsrat v. Winternitz (Verband der auswärtigen Presse) spricht über die Vertiefung des journalistischen Wissens und betont, daß auf die Charakterbildung der Journalisten besonders Wert zu legen sei. Puchstein (Deutschösterreichische Schriftstellergenossenschaft) äußert sich in ähnlichem Sinne.

Dekan der juridischen Fakultät Professor Doktor Grünberg hält das vorgeschlagene Programm für viel zu umfangreich. Die für den Journalisten notwendige allgemeine Bildung wäre im Rahmen des von der juridischen Fakultät angestrebten staatswissenschaftlichen Doktorats erreichbar. Vorlesungen von so enzyklopädistischem Charakter, wie sie für die Journalisten eigentlich notwendig wären, seien an einer Universität schwer möglich.

Es ist geplant, nach Vorberatung des in Verhandlung gestandenen Gegenstandes auch die journalistischen Korporationen und die Fakultäten der Universität die Vertreter der beiden Gruppen neuerlich zu einer gemeinsamen Beratung einzuladen.

Vossische Zeitung
5./III. 1919
182

Oesterreich im Spiegel seiner Dichtung.

Dieses etwas literaturgeschichtlich beengte Thema hat Hugo v. Hofmannsthal für seinen Vortrag in der Berliner Sezession am Sonnabend angekündigt; geboten hat er weniger und viel mehr. Nämlich prachtvoll formulierte, innig empfundene Bekenntnisse zu Oesterreichs Kultur.

Oesterreichs Geistigkeit begann mit seiner Musik. Ihre Heiterkeit, ihre Lustigkeit kam von der Volkstümlichkeit ihrer Urheber: Haydn, Mozart, Schubert, Strauß, Lanner. Dem alten Goethe liefen die Tränen über die Wangen, als er hörte, wie sich Haydn gegen den Vorwurf, seine Messen seien zu lustig, verteidigte: Soll ich nicht lustig sein, wenn ich an unseren Herrgott denke? Das Volkstümliche war das ausschlaggebende Moment bei Oesterreichs großen Dichtern. Grillparzer hat an dem von den Gebildeten verhöhnten, von Goethe fortgelesenen Text zur „Zauberflöte" lesen gelernt. Seinem eigenen Bekenntnisse nach hängt seine Produktion mit den Zauber- und Spektakelstücken der Leopoldstädter Volksbühne zusammen. Grillparzer, Raimund, Stifter, Anzengruber, Rosegger sind Bauern- und Kleinbürgersöhne, während in der norddeutschen Literatur Pastorenenkel und Urenkel herrschen. Rosegger durfte von sich sagen, er sei wie ein Kind, das die Fremden anlacht, aber doch an der Rockfalte der Mutter, seiner Steiermark, sich festhält. Dieses allgemeine Eindringen der Volkstümlichkeit erhielt ein soziales Gewebe, an dem der erste Kaiser Oesterreichs, Franz, der den Wiener Dialekt sprach und mit Wiener Bürgern Gespräche führte, der das Bauergewand zu Ehren brachte, an dem die gemeinsame „Theatralizität" wie der gemeinsame Katholizismus, mitarbeiteten. So entstand jene sozialaristokratische volkstümliche Atmosphäre, die auf die deutschen Romantiker ihren Zauber ausübte, ohne daß doch Oesterreich einen Romantiker hervorgebracht hat. Diese österreichische Struktur blieb erhalten, da die Zahl der Mittelstädte nicht groß, die der Großstädte gering ist, da das Bauerntum noch hart bis an die Stadttore reicht, da Völker, Stämme, Enklaven, so die einzigartigen „Militärgrenzer", ihre Eigenart bewahrt haben und die Möglichkeit, eine Krume von dieser Besonderheit zu verlieren, Gegenwehr bis aufs äußerste hervorrief. Die Heimatkunst in Oesterreich zu akzentuieren, hat nie Betonung gehabt, weil Oesterreich in seiner langsameren wirtschaftlichen Entwicklung ganz auf das Heimatliche gestellt ist. Hofmannsthal, der ja auch Oberleutnant ist, erzählte, wie er zwei österreichischen Aerzten begegnete, die aus sibirischer Gefangenschaft über China und Amerika nach Hause entkamen. Sie vertrieben sich auf den endlosen Märschen die Zeit mit ernsthaften Gesprächen über der eine, ein Tiroler, der „mehr Oesterreicher als Europäer sei", verkündete, daß er nunmehr Zahnarzt werden, und rasch so viel Geld verdienen wolle, um dann in aller Gründlichkeit seine Zillertaler Alpen kennen zu lernen. „Oesterreichische Vögel fliegen nie so hoch, daß man ihr Gefieder nicht mehr erkennt". Die österreichische Vergangenheit haftet länger an den Dingen als die deutsche in dem schnelleren deutschen Leben. Bei den Namen Hall und Hallein denkt noch jeder an Salz, bei Halle a. d. S. niemand mehr.

Hofmannsthal setzte in glänzenden Thesen und Antithesen die Synthese Oesterreich zusammen und verhieß, daß nicht mehr wie zur romantischen Zeit ein ästhetischer, sondern der ernsteste politisch-ethische Blick auf Oesterreich gerichtet werden wird. Nie mehr darf vergessen werden, daß die Jugendbataillone, die bei Dixmuiden und Lombartzyde mit dem Ruf „Deutschland, Deutschland über alles" in den Tod stürmten, ihren Schlachtgesang nach der Weise des alten Haydn angestimmt haben. Die überzahlreiche Hörerschaft dankte erhoben und gerührt.

R. F.

Ein Lueger-Roman.

Auf dem Umschlagblatt des Buches sieht man die Silhouette des Wiener Rathauses, dem sich von unten her eine geöffnete Hand verlangend entgegenstreckt, oben liest man: Joh. Ferch, Der Herr Bürgermeister — unten: Verlag V. S. Rabinowitz, Leipzig. Das ist der erste Mißton; man möchte mit dem Refrain eines alten Wiener Liedes fragen: „Lueger und Rabinowitz, wie reimt sich das zusammen?" Der sogenannte „Waschzettel" des Verlegers. (Für Nichteingeweihte: eine den Rezensionsbüchern vom Verlag beigelegte, gedruckte und natürlich zumeist in allen Steigerungsformen des Lobes gehaltene „Besprechung" zum Gebrauche für solche Rezensenten, die, anstatt mit Urteil und Feder, lieber mit Kleister und Schere arbeiten.) Dieser Waschzettel besagt hier u. a., daß da „in fesselnder Handlung die Entwicklung eines politischen Kämpfers und dessen Emporstieg zum Parteiführer" dargestellt werde. Schon das ist eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Denn von einer Entwicklung im Charakter des Helden — und wie dankbar wäre gerade dieser Vorwurf für einen mit Erfindungskraft und psychologischer Scharfhörigkeit begabten Autor! — ist in dem Buche nichts zu vernehmen. Gelegentlich bespricht sich Lueger mit einem oder dem anderen Freunde über seine Pläne, und dazwischen finden sich chronikalische, wie aus den Jahresübersichten eines Kalenders herausgeschnittene Berichte über den Ausgang der Wiener Gemeinderatswahlen, über die von der Regierung zuerst abgelehnte, schließlich doch zugestandene Wahl Luegers zum Bürgermeister, über seine Romfahrt, und zum Schlusse über Luegers Krankheit und Tod. Einen Roman ergibt das alles nicht, und der Verfasser hat auch gar keinen Versuch gemacht, einen solchen daraus zu gestalten, — das Romanhafte ist das Schicksal des ehrsamen Sattlermeisters Gerstner, der, bevor Lueger seine Wirksamkeit begann, als aufrechter Geschäftsmann in Erdberg lebt und arbeitet, zufrieden und glücklich im Kreise seiner Familie und in seiner Werkstatt — bis er anfängt, Wählerversammlungen zu besuchen, Luegers Anhänger wird, sein Gewerbe vernachlässigt und von Stufe zu Stufe sinkt, bis er im Proletariat untertaucht und schließlich als Selbstmörder endet. Natürlich stehen ein paar Verführer an seiner Seite, die ihn in den Sumpf locken: der deutschnationale Kaufmann Rzehak (!), der sich zuletzt, an Lueger verzweifelnd, erschießt, und der verkommene Bierbankpolitiker Schneidermeister Haverdal; ein Tscheche, der in der Gnadensonne Luegers zum Gemeinderat aufsteigt, und durch seine Rathausbeziehungen zum reichen Manne wird. Der gute Geist dagegen, der mäßigend auf den Sattlermeister einzuwirken sucht, Vernunft predigt, und schließlich überall recht behält, ist ein Jugendfreund Gerstners, Max Ellinger, — Jude von Geburt und Reisender von Profession, der „an dem Wienertum gern scharfe Kritik übt".

Es würde sich nach dem Gesagten eigentlich erübrigen, über dieses 302 Seiten umfassende Gemengsel von Unverständnis und absichtlichem, tendenziösem Falschfärben und Umbringen der Tatsachen nur noch ein Wort zu verlieren. Aber eine kleine Blütenlese zu geben von Stellen, die den Geist des Buches so recht kennzeichnen, kann ich mir doch nicht versagen: „Die Gegnerschaft gegen das Judentum war volkstümlich, es war der Kampf gegen den Tüchtigeren im Lebenskampfe . . . . Freilich war es auch ein Kampf gegen die Demokratie und das Wissen, gegen die Freiheit des Denkens. Aber auch darin wurde der Jude gehaßt in der Stadt, in der man nicht las und nicht dachte." (S. 53.) — „Was gefiel bei Lueger am meisten? Daß er das akademische und das Buchwissen belächelte . . . Und der Großteil der Wiener, die nichts lernen und nichts lesen, die jeden Menschen, den die Literatur und das Theater liebt, der einen Zwicker trägt und die deutsche Sprache beherrscht, für einen Juden betrachtet . . ." (S. 151.) Ob Herr Ferch einen Zwicker trägt, weiß ich nicht; aber daß er die deutsche Sprache nicht beherrscht, geht aus seinem Buche des öfteren hervor. (Zum Beispiel S. 36: „Wir in Erdberg bleiben sich gleich", oder: „Der kühne Gebrauch von vergebens als Adjektiv. S. 184: „Der Vater sprach vergebene Worte", oder S. 264: „Das Lob über die kleinen Gärten" usw.) „Ihnen (den liberalen) Rednern durfte man sich nicht entgegenstellen, da eine Niederlage unausbleiblich war. Die sprachen ja ganze Bücher, die man nicht verstand . . . und man zog sich wieder in die Gasthäuser zurück, ängstlich, mit Absperrungsmaßnahmen." (S. 216 f.) — „Die bestehenden Vereine gerieten in das orthodoxe Fahrwasser eines politisierenden Klerus, die Wallfahrtswirtschaft, die mit dem Vormärz begraben wurde, tauchte wieder empor. Die ganze Welt staunte über Wien, in dem sich in den Frauenbünden kleine Tragikomödien abspielten und Gemeindevertreter in öffentlichen Etablissements die Beweise des schwachen Fleisches erbrachten." (S. 221 f.) — „Und das Judentum (sagt ein Freund Luegers zu diesem), das ihr zu bekämpfen versprechen? Ihr habt es zum Hort des freiheitlichen Gedankens, der Wissenschaft, der Kunst gemacht." (S. 229.) Sogar die Toten, die in der Wählerliste stehen, fehlen nicht. Gerstners Schwiegersohn verunglückt auf der Rax. Kurz danach kommt zu seiner Witwe ein Mann, der Herrn Huber zu sprechen wünscht; sie teilt ihm mit, daß ihr Mann seit Wochen tot sei. „Der Mann lachte bitter auf: ‚Also doch! Und er steht in der Wählerliste.' Er stürzte mit einem kurzen Gruß über die Stiege." (S. 289.) Hoffentlich hat er sich dabei nicht auch das Genick gebrochen, wie der auf der Rax Abgestürzte.

Dr. Lueger hat, wie dies bei seiner Kampfnatur erklärlich ist, auch viele Feinde gehabt, und hat sich eines Gegners, mit dem es sich lohnt zu fechten, stets gefreut. Aber das Schicksal, von Joh. Ferch als Romanheld behandelt zu werden, hat er wahrlich nicht verdient. Wes Geistes Kind der Autor dieses Buches im übrigen ist, zeigt auch die dem Buche angehängte Anzeige eines anderen Werkes von ihm: „Liebe und Ehe", worin es heißt: „Ferch nimmt auch Stellung zu dem aktuellen Thema der Kinderbeschränkung, der er, in der Form der Selbstbestimmung des Zeitpunktes der Geburt, als einem nicht zu unterschätzenden Hilfsfaktor im Arbeiterleben nicht verurteilend gegenübersteht." — Das genügt. F. Sch.

Mittagblatt 8. III. 1919
183
M 8

Die Zeit
14. III. 1919

Die Trafikanten und die Kolportage.

Im Theatersaal des Hotel Bayrischer Hof fand gestern nachmittags eine Versammlung des Reichsverbandes der Trafikantenvereine Oesterreichs statt, an der zahlreiche Verbandsmitglieder teilnahmen. Anwesend waren ferner Nationalrat Max Friedmann, Finanzrat Dr. Oskar Max als Vertreter der Finanzbezirksdirektion und Ministerialsekretär Dr. Erwin Hudeczek als Vertreter des Staatsamtes der Finanzen. Der Versammlung ging das Gerücht voraus, daß eine Schar von Zeitungskolporteuren, die sich tatsächlich vor dem Lokal angesammelt hatte, sie sprengen wolle, doch beschränkte sie sich darauf, ihre Wortführer in die Versammlung zu entsenden.

Nach den Begrüßungsworten des Präsidenten Ed. Löffler bezeichnete Referent Hermann Kruntheuer die Zeitungskolportage, die das neue Preßgesetz bringen werde, als eine Gefahr für die Trafikanten. Er erzählte von seinen Studien in Budapest, wo die Kolportage mit völliger Ausschaltung der Trafikanten betrieben werde, denen daraus großer Schade erwachsen sei. Dieser Gefahr, die auch für die Wiener Trafikanten bestehe, müsse man sich mit voller Kraft entgegenstemmen. Die Kolportage müsse so organisiert werden, daß den Trafikanten ihr Einkommen gesichert bleibe.

Präsident Löffler meinte, daß die Trafiken künftig als Großkolportagestellen zwischen Zeitungsadministration und Kolportage stehen sollten.

Es wurde sodann von Referenten die Gründung einer wirtschaftlichen Organisation für den Zeitungsverschleiß der Trafikantenvereine Oesterreichs angeregt. Nach eingehender Darlegung dieses Projekts wurden die Beitrittserklärungen und Beitragszeichnungen entgegengenommen.

Nationalrat Max Friedmann führte aus, er sei über die Angelegenheit und den Stand der Vorverhandlungen genau informiert. Heute könne niemand der Einführung der Kolportage mit Erfolg entgegentreten. Es solle aber den verschiedenen Interessen tunlichst Rechnung getragen werden. Er versicherte, daß er sich dafür einsetzen werde, daß die Angelegenheit der Kolportage in Ordnung komme.

Im Namen des Zentralverbandes der Kriegsbeschädigten forderte Herr Burger, daß die Kolportage auf breiteste Grundlage gestellt und das Protektionswesen bei Vergebung der Trafiken aus der Welt geschafft werde.

Direktor Heinrich Kutschera betonte, daß die Zustände im Zeitungswesen hierzulande sehr rückständig seien. Die Wiener Tageszeitungen müssen sich den Wiener Markt großenteils selbst erobern. Bei der Kolportage sollen die Trafikanten nicht ausgeschaltet werden. Es müsse jedoch ein Plan ausgearbeitet werden, durch den weder die Interessen der Kriegsbeschädigten noch jene der Trafikanten geschädigt werden, aber auch die Tageszeitungen nicht zu kurz kommen.

Ein Wortführer der kriegsbeschädigten Kolporteure verlangte, daß die Blätter nur an Organisierte zum Weiterverkauf abgegeben werden. Es sprachen dann noch Herr Schuhmeier als Obmann der Zeitungsausträger und Frau Hockauf als Obmännin der Austrägerinnen.

Im weiteren Verlauf der Versammlung gelangte seitens der Verbandsleitung die Bereitwilligkeit zum Ausdruck, die strittige Frage am grünen Tisch gemeinsam mit den in Betracht kommenden Organisationen und insbesondere auch im Einvernehmen mit der Organisation der Zeitungsunternehmer zu regeln.

Schließlich gelangte einstimmig eine Resolution zur Annahme, in der die Erwartung ausgesprochen wird, daß von der Nationalversammlung in dem neuen Gesetz über die Kolportagefreiheit auf die Trafikanten Rücksicht genommen werde.

Ein Buch über Franz Ferdinand.

In der Reihe der sehr beachtenswerten Publikationen, die unter dem Titel „Memoiren-Bibliothek" im Verlag von Robert Lutz zu Stuttgart erscheinen, ist soeben ein neuer Band herausgekommen, dessen Held Erzherzog Franz Ferdinand ist. „Franz Ferdinands Lebensroman" nennt sich das Buch, und der Zusatz „Ein Dokument unserer Zeit" weist auf den Erzherzog hin, der wirklich in die Zeit eingriff und dessen Tod der unmittelbare Anlaß war, daß sie aus den Fugen ging. Der Autor des Buches, das dem Lebensgang Franz Ferdinands nachspürt, hüllt sich in Anonymität, verrät nur so viel von sich, daß er ein Lehrer und vertrauter Berater des Erzherzogs war und daß seine biographische Darstellung auf Tagebuchaufzeichnungen beruht. Ist damit auch nicht die dokumentarische Echtheit dieses Zeitdokuments gegeben, so ist doch der Umstand von Wert, daß einer, der dem Erzherzog nahe war und ihm nahe stand, ihn, der unübersteigbare Schranken zwischen sich und der Welt aufzurichten wußte, im Rahmen des täglichen Lebens sich bewegen sah, ein wirklicher Vertrauensmann also, uns Aufschlüsse über einen Mann zu geben sucht, auf den sich Jahre hindurch die Blicke richteten, der zukunftsbange Fragen wach werden ließ und sich nie zu einer Antwort bequemte.

Karl Hans Strobl, der das Buch mit einem Geleitwort versah und jedenfalls mit der Entstehungsgeschichte des Werkes genau vertraut ist, billigt dem anonymen Verfasser zu, daß er ein Wissender war, ein genauer Kenner der Verhältnisse, ein ehrlicher und zuverlässiger Mensch, der, wenn er auch nicht mit dem Professor, der in diesem Memoirenbuch eine bedeutsame Rolle spielt identisch sein sollte, doch nichts in sein Buch hineingetragen hat, was nicht verbürgt und wohl begründet ist. Dieser Professor war, wie aus dem Werke selbst ersichtlich ist, dazu berufen, den Unterricht des nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf zum Thronfolger vorgerückten Erzherzogs zu leiten, und genoß das besondere Vertrauen des sonst so spröden und unzugänglichen Prinzen in einem Maße, daß er auch nach Beendigung der eigentlichen Unterrichtszeit von Franz Ferdinand wiederholt zu Rate gezogen und in dessen intimste Angelegenheiten eingeweiht wurde. Man darf deshalb seiner Auffassung und Schilderung der Persönlichkeit Franz Ferdinands wohl einen sehr ausgiebigen Kredit einräumen, ohne gerade von der unbedingten Objektivität des Autors überzeugt zu sein.

Es ist wirklich ein Lebensroman. So nüchtern sich auch Franz Ferdinands Gestalt von dem prunkvollen Hintergrunde des Erzhauses abhob, in seinem Leben war etwas, das romanhafte Züge trug und es in die Sphäre des Romantischen rückte. Seine Liebesheirat, die er allen Schwierigkeiten, und es gab deren so viele, daß ein anderer als er längst den Mut verloren hätte, zum Trotze durchsetzte, die harte und herrische Eigenwilligkeit, mit der er seine Anschauungen zur Geltung zu bringen wußte, das zähe Reformwerk, das er unternahm, um Heer und Flotte zu reorganisieren, das alles stempelt ihn zum Helden, wenn auch nicht zum Romanhelden im landläufigen Sinne. Ein Romanheld war Franz Ferdinand wahrhaftig nicht. Wer in dem Buche nach Sensationen suchen wollte, sich in ihm eine Skandalchronik erwarten würde, möchte es bald enttäuscht aus der Hand legen, obwohl vieles erzählt wird, was sich in der Verschwiegenheit der Gemächer der Wiener Hofburg begab, was sich in den stillen Zimmern des Schönbrunner Schlosses zutrug, was im Belvedere, das der Erzherzog nach seiner Verheiratung bewohnte, an Plänen geschmiedet wurde. Und zwischendurch vernimmt man das Flüstern und Tuscheln in den Hofämtern, mit dem jede Audienz begleitet wurde. Konopischt spielt natürlich eine große Rolle, aber auch das Wiener Rathaus, in dem damals der Dr. Lueger Herr und Herrscher war, greift ein in das Leben Franz Ferdinands, und ebenso die Couloirs des Parlaments, dem der Erzherzog genug Rätsel aufgab, deren Lösung nicht immer einfach war.

Das Buch setzt mit dem Augenblick ein, da der Verfasser den Erzherzog, der bereits im Alter von sechsundzwanzig Jahren stand und den Rang eines Majors bekleidete, kennen lernte. Seine Aufgabe war es, dem Prinzen Staatswissenschaften vorzutragen. Er selbst war nur um zehn Jahre älter als sein Schüler, und diesem Umstand ist es wohl vor allem zuzuschreiben, daß sich zwischen beiden ein engeres und vertrauteres Verhältnis herausbildete, als es in solchen Fällen üblich zu sein pflegt. Politisch war dieser Augenblick von höchster Wichtigkeit, denn er fiel knapp zwei Monate nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf, und dem Erzherzog war das überraschende Schicksal zuteil geworden, dereinst den Thron zu besteigen. Er stand damals beim Infanterieregiment Nr. 102 in Prag und kam nur selten nach Wien.

Der Lehrer stellt an seinem Zögling von allem Anfang Ernst und Strenge fest, die aber gemildert erscheinen durch den ausgesprochenen Kunstsinn, die Freude an der Natur, die Liebe zur Heimat und die Achtung vor der Geschichte. Er war keine glänzende und liebenswürdige Erscheinung wie sein Bruder Otto, aber dafür tiefer veranlagt und von einem sehr tief wurzelnden Pflichtgefühl beseelt. Der ernste Grundzug seines Wesens hinderte ihn nicht daran, dem Humor zugänglich zu sein und dem Leben des Volkes keineswegs fremd gegenüberzustehen. Bürgerliche Solidität und ein stark ausgeprägter wirtschaftlicher Sinn unterschieden ihn deutlich von Otto, zwei Eigenschaften übrigens, in denen er sich mit seiner späteren Gattin vortrefflich verstand.

Seine Gesundheit war nicht die beste. Er hatte es auf der Lunge, ein Uebel, das er von seiner Mutter geerbt. Eine Weltreise sollte seine Gesundheit festigen und zugleich seine Kenntnisse erweitern und vertiefen. Kaiser Franz Josef wollte ihm die Erlaubnis zu dieser Reise verweigern, Franz Ferdinands eiserne Hartnäckigkeit setzte sie durch, wobei ihm die Kaiserin Elisabeth half. Diese Reise wurde wichtig für den Thronfolger. Auf ihr faßte er die heftige Neigung für die österreichische Marine, und die weitausgreifenden weltpolitischen Pläne, die er später hegte, auf dieser Reise sind sie entstanden.

Populär, wenn man überhaupt dieses Wort für Franz Ferdinand in Anspruch nehmen darf, populär wurde er erst durch seinen Herzensroman. Welche Schwierigkeiten es dabei zu überwinden gab, wie langsam, aber zielbewußt Franz Ferdinand seine unebenbürtige Gemahlin zu lancieren verstand, ist ja bekannt. Das Buch geht hier auch allen wohlfeilen Deutereien aus dem Wege, verschweigt nichts, enthüllt aber auch nichts.

In einer einfachen klaren Sprache geschrieben, ohne Aufdringlichkeit und Wichtigtuerei, erzählt es ein merkwürdiges Leben. Heute, da es kein Oesterreich-Ungarn mehr gibt, keine Großmachtpolitik mehr und auch keine Hausmachtpolitik, heute, da die Monarchie für immer abgetan ist, berührt es seltsam, den Lebensroman eines Mannes zu lesen, der noch vor fünf Jahren am Werke war und große Dinge vorhatte unter Voraussetzungen, die nun so gründlich verabschiedet sind, als ob sie niemals bestanden hätten. Der fesselnde Reiz des Buches beruht zum großen Teil auf der geringen Distanz, die wir zu seinem Inhalt haben.

L. P.

15. Juli 1919

181

Die Sozialisierung des Geistes.

Zu dem Aufsatz „Die Sozialisierung der Kunst" von Hans Kyser (in der „Vossischen Zeitung" vom 9. 3.) erhalten wir aus unserem Leserkreis die folgende Betrachtung, die wir gern veröffentlichen, weil dem Verfasser sachverständiges Eingehen auf die Probleme nicht abzusprechen ist. Schließlich geht die Kunst und ihre Sozialisierung nicht nur die Künstler an . . .

Hans Kyser hat hier die Not des deutschen Dichters gesungen. Ist das noch zeitgemäß? Im Kriege ist kaum einer an seinen irdischen Gütern zu Schaden gekommen, dem es vorher schon gut ging. Auch unter ihnen gibt es Kriegsgewinnler, ja es soll besonders unter den Literaten — und das sind nach ihrer eigenen Ansicht doch auch Dichter — sogar Revolutionsgewinnler geben, die jetzt zu Amt und — sagen wir — zu Pfründen gekommen sind. Aber sehen wir von der letzten Entwicklung ab. Gibt's nicht am Rhein, in Franken, Oberbayern, in der Mark, im Riesengebirge, in Tirol, in Steiermark und an der Waterkant Schlösser, Herrensitze, Güter, Jagden und Jachten, die im Besitz deutscher Schriftsteller sind? „Das sind Tänzer ums goldene Kalb, Tintenkuli's ihrer Verleger, Erfolghascher, Buhler und die Gunst des Publikums, aber keine Dichter". So werden Herr Kyser oder irgendwelche Literaturgewaltigen antworten. Aber nun kommt die Gegenfrage. Wer ist denn der Besitzer des echten Ringes? Welches sind die Kennzeichen des wirklichen Dichters? Sollte es nicht möglich sein wie mit der Begriffsbestimmung von „literarisch" oder der von Kitsch. Wie als Kennzeichen des Kitsch das Gefallen auf Anhieb bei der breitesten Masse gilt, so gilt umgekehrt das Prädikat „literarisch" als verwirkt im Augenblick, wenn der Massenerfolg da ist. Wer soll nun die Dichter aus ihrer Verborgenheit auf die Zinnen des Ruhms und der materiellen Anerkennung führen? Beim Wahlrecht der Zwanzigjährigen läuft vielleicht schon Herr Kyser angesichts seiner fünfzehnjährigen Dichterlaufbahn Gefahr, zum alten Eisen geworfen zu werden. Und soll nur eine Akademie der Alten, der Erprobten und Anerkannten entscheiden, dann riskieren die jugendlichen Stürmer genau wie ehemals von der Pforte des Schillerpreises und aller sozialen Dichterstiftungen abgewiesen zu werden. Das Scheitern der verkannten Talente über die Satten wird niemals aufhören, niemals auch die gelegentliche Beschämung der auf dem Richterstuhl Berufenen, daß sie an einem echten Talent achtlos vorübergingen. Das Ziel, dem Kyser zustrebt, ohne es klar erkannt zu haben, ist letzten Endes nicht die Sozialisierung der Kunst, sondern die Verbürgerlichung der Künstler, amtliche Abstempelung auch der Angehörigen der freiesten Berufe. Wenn aber irgendetwas nicht taugt für die Sozialisierung, dann ist es Verlag und Theater. Eine gelegentlich erfolgreiche Verstadtlichung oder Verstaatlichung ist hier kein Gegenbeweis. Verstaatlichung ist noch keine Sozialisierung, und solange die Sozialisierung nicht allgemein durchgeführt ist, bleibt das Kunstleben durchweht von dem ihm besonders notwendigen Sturmwind des freien Wettbewerbs, von den Anregungen und der politischen Ungebundenheit der frei Schaffenden. Die Zensur des alten „verruchten" Systems erschiene als ein Rosenband gegenüber der starren Fessel, die eine Verstaatlichung durch die notwendige Einzwängung in die jeweils herrschende Richtung dem ganzen Verlags- und Kunstbetrieb geben müßte. Auch die gewerkschaftliche Organisation ist den freien Berufen gefährlich. Anstatt die Talente ans Tageslicht zu bringen und zu fördern, erschwert sie den Aufstieg der Tüchtigen. Es ist dies ein Fehler, der jeder zünftlerischen oder gewerkschaftlichen Organisation anhaftet. Ich erinnere hier nur an das Schicksal Maeterlincks in Frankreich. Dort sind die acteurs dramatiques in der Société sehr stramm organisiert. Maeterlinck war in Deutschland längst hunderte Male aufgeführt, ehe er in Paris regulär gegeben werden konnte. Er war kein genossenschaftlich organisierter Dichter. Der Wunsch nach materieller Sicherung der Zunftgenossen löst immer das Stichwort aus „Zuzug fernhalten". Die Löhne werden hochgehalten, indem man lange Lehrzeit fordert und die Schmutzkonkurrenz fernhält. Schmutzkonkurrenz ist alles, was unter dem festgesetzten Minimallohn arbeitet oder arbeiten läßt. Sicher wäre es gut, wenn jeder Verleger gezwungen würde, Mindesthonorare zu zahlen und Abgaben nach der Auflage. Aber ob damit nicht auch mancher Anfänger um die Freude der ersten Drucklegung oder Aufführung gebracht würde, ob ihm nicht die Aufnahme in eine gut eingeführte Bücherreihe oder die Annahme für ein gutgehendes Theater erschwert würde, bei denen doch schließlich die anderen Autoren oder der Unternehmer selbst die Urheber auch seines Erfolges sind. Ob nicht im Lauf der Jahrzehnte gar mancher den Aufstieg zum Ruhm dem Umstande dankt, daß sich jemand fand, der gerade noch die Kosten der ersten Einführung übernehmen wollte.

Nein, diese Berufssicherung paßt nicht für den freiesten aller Berufe, wenn überhaupt Dichter zu sein, ein Beruf ist, den man bei der Gewerbezählung als solchen in die Liste einträgt. Die Großen von Weimar, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, standen auch nur als Staatsminister, Universitätsprofessor, Generalsuperintendent und Hofrat im Thüringischen Adreßbuch. Dichter im Hauptberuf bedeutet oft als einzigen Pflichtgang den täglichen Besuch des Kaffeehauses und entsprechende Begrenzung des Horizonts.

Der Kysersche Vorschlag, zur Sicherstellung der Lebenden Abgaben von den Werken Verstorbener nach Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist zu erheben, hat aber noch andere Bedenken. Im Grunde ist es doch eine Besteuerung oder Verteuerung der Klassiker, und keine ganz unerhebliche. Eine Abgabe von 5 v. H. des Ladenpreises verteuert nämlich das Buch um mindestens 12 v. H. Umgekehrt ist die Frage aufzuwerfen, ob die Schutzfrist von 30 Jahren nicht viel zu lang ist. Bekommt ein einziger bei Lebzeiten einen Pfennig mehr Honorar, weil im zweiten oder dritten Jahrzehnt nach dem Tode seine Werke noch Schutz genießen? Gar mancher Autor erleidet in den dreißig Jahren nach seinem Hinscheiden auch noch den geistigen Tod. Sein Ruhm verkümmert in dem goldenen Käfig des Einzelverlegers. Dagegen wäre Henrik Ibsen nicht so schnell durchgesetzt gewesen, wenn Reclams Uebersetzungen, den ungeschützten Ausländer, nicht so schnell in Hunderttausend Hände gebracht hätten. Dafür hat die Exklusivität der Schutzfrist Gottfried Keller von Millionen Deutscher ferngehalten! Nur wenige sind es, die noch nach dreißig Jahren gerade durch die Vielheit der Ausgaben und die Verschiedenartigkeit der verlegerischen Absatzgebiete zu neuem Leben erweckt werden. Wer dagegen einwendet, daß es um so früh verblaßten Ruhm nicht schade ist, übersieht, daß es sich bei dieser ganzen Erörterung nicht bloß um schöne Literatur handelt. Die Fortschritte der Forschung lassen manches Werk rasch veralten. Selbst die klassischen Werke unserer Geschichtsschreiber unterliegen dieser Gefahr. Wieviel höher stände unsere politische Volksbildung, wenn durch den Wettbewerb der Verleger billige Ausgaben und Auszüge von Mommsens römischer Geschichte und ähnlichen Werken in die Massen getragen würden! Ein Abbau der Schutzfrist müßte also gerade das Ziel künstlerischen Ehrgeizes sein. Im zweiten Jahrzehnt nach dem Tode schon sei Abdrucks- und Aufführungsfreiheit gegeben, allenfalls dann noch für die Dauer der früheren Schutzfrist mit der Verpflichtung zu Abgaben an die Erben des Urhebers. Nicht etwa an den Originalverleger, der jetzt vielfach der einzige Nutznießer der viel zu lange laufenden Schutzfrist ist.

Das wäre ein wirklicher Fortschritt und ein Markstein auf dem Wege zur Sozialisierung des Geistes.

16. III. 1919

287

20./III. 1919

An unsere Leser!

Das „Fremden-Blatt“ war seit seiner Gründung das Organ des altösterreichischen Staates, für dessen Bestand und für dessen Interessen es jederzeit eingetreten ist. Mit dem Zusammenbruch des Staates, mit der Schaffung der einzelnen Nationalstaaten, mit dem Entstehen der deutschösterreichischen Republik ist die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der früheren Politik des „Fremden-Blatt“ geschwunden. Dieser Erwägung, welche auch in einer Reihe von Zuschriften zum Ausdrucke kam, konnte sich der Verlag nicht länger verschließen. Den Anforderungen der neuen Entwicklung gerecht zu werden, hat der Verlag sich schweren Herzens entschlossen, eine 73jährige Tradition zu opfern, um durch Schaffung eines neuen Blattes an Stelle des alten den geänderten Anforderungen der politischen und sozialen Entwicklung Rechnung zu tragen. Trotzdem wird die Umgestaltung in der Weise erfolgen, daß die alten Freunde und Anhänger des „Fremden-Blatt“ in der Lage sein werden, auch dem neuen Blatte ihre Sympathien zuzuwenden, zumal ein Großteil der alten bewährten Mitarbeiter des „Fremden-Blatt“ für die Mitarbeit an dem neuen Blatte gewonnen wurde, so daß die Abnehmer der neuen Zeitung neben neuen hervorragenden Namen guten alten Bekannten begegnen werden.

Das „Fremden-Blatt“ wird als Tageszeitung am 22. d. M. zum letztenmal erscheinen.

An seiner Statt wird ein neues großes Tageblatt unter dem Titel

„Der neue Tag“

herausgegeben, welches Sonntag den 23. März 1919 zum erstenmal erscheint und den Abnehmern des „Fremden-Blatt“ von diesem Tage ab zugestellt wird.

„Der neue Tag“ wird auf wesentlich geänderter moderner demokratischer Grundlage aufgebaut und inhaltlich erweitert, wobei in erster Linie auf die Ausgestaltung des Nachrichtendienstes Rücksicht genommen wird.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Leser des „Fremden-Blatt“ auch dem „Neuen Tag“ ihre Anhänglichkeit und freundliche Gesinnung erhalten werden.

Der Verlag der „Elbemühl“.

Neue Freie Presse

22./III. 1919

Die Zukunft der Musikakademie.

Wien, 21. März.

Gestern vormittag begab sich eine Vertretung des Lehrkörpers der Musikakademie, bestehend aus Direktor Bopp und den Professoren Haböck, Dr. Marx, Prohaska, Enders und Frau Professor Schlemmer, zum Unterstaatssekretär Glöckel und Sektionschef Dr. Ritter v. Förster-Streffleur, um ihnen die Wünsche des Lehrkörpers der Musikakademie vorzutragen und den Standpunkt des neuen Staatssekretärs in der Frage der Reform der Musikakademie kennen zu lernen. Insbesondere wurden als dringliche, aus der Situation sich ergebende Wünsche des Lehrkörpers bezeichnet: Die provisorische Uebergabe der künstlerischen, pädagogischen und administrativen Geschäfte der Musikakademie an den Lehrkörper, weiter die provisorische Konstituierung eines Senates, eines Direktoriums und die Wahl des Direktors durch einen Wahlvorschlag des Lehrkörpers, da auch Direktor Bopp sich auf den Standpunkt stellt, daß er nur im Falle einer Wahl durch den Lehrkörper auf seiner Stelle bleiben werde.

Unterstaatssekretär Glöckel erklärte, daß er den Reformwünschen des Lehrkörpers der Musikakademie sympathisch gegenüberstände, deren Notwendigkeit er nicht verkenne, und daß er mit Verzicht auf jedes bureaukratische Verfahren, schnellstens eine Entscheidung in dieser Sache treffen werde, die vermutlich bis Montag bekanntgegeben werden würde. Der Lehrkörper der Musikakademie hielt heute mittag eine Gesamtsitzung ab, in der Direktor Bopp über die Audienz im Staatsamt für Unterricht berichtete und seiner Genugtuung darüber Ausdruck gab, daß die Reform der Musikakademie durch die eigenen Entscheidungen des Lehrkörpers und nicht durch bureaukratischen Zwang durchgeführt wird. Der Lehrkörper wählte zur Durchführung der dringlichsten Aufgaben ein Arbeits- und ein Wahlkomitee und beschloß, die Vertretung des Lehrkörpers der Musikakademie in allen Kunsträten und künstlerischen Organisationen anzustreben. Die nächste Gesamtsitzung des Lehrkörpers der Musikakademie findet Montag den 24. d. statt.

Der Neue Tag

23./III. 1919

191

Abschied vom „Fremden-Blatt".

Im 73. Jahre seines Lebens, das dem Hofe, dem Adel und einem P. T. Publikum wohlgefällig war, ist das „Fremden-Blatt" zur Ruhe gegangen. Mit ihm verschwindet die repräsentative Zeitung jenes feudal-aristokratischen Oesterreich, dessen Ableben uns Leidtragenden den schönsten Trost im Leide bedeutet. Das „Fremden-Blatt" gab den planen Spiegel einer Welt ab, deren bester Inhalt ihre nette Oberfläche war. Als braver Spiegel schmeichelte es allen Eitelkeiten, schamhaft erblindend, wenn Uebles oder Häßliches widerzuspiegeln gewesen wäre. Es diente — von den letzten unruhigen Jahren seines Erdenwandelns abgesehen — der herrschenden Kaste mit einer lautlosen, unbedingt verläßlichen, akkuraten Beflissenheit, die etwas anderes war, als gemeine Preß-Servilität, nämlich: Herzenssache. Es hatte seinen Namen daher, daß es über die Anwesenheit aller distinguierten Fremden Wiens genauest Buch führte; aber noch genauer führte es Buch über die Da- und Dort-Anwesenheit aller distinguierten Einheimischen. Die vollzähligen Besucherlisten, ob es sich um Tanzkränzchen oder ums Derby, um Gerichtsverhandlungen, Hoftafeln, Leichenbegängnisse oder sonstwelche Vergnügungen handelte, hatte stets nur das „Fremden-Blatt". Seine große Zeit war die Zeit seines kleinen Formats. Als offiziöses Organ des Auswärtigen Amtes schien es von einer Würde umflossen, die, in alle Rubriken des Blattes ausstrahlend, dessen ganzen journalistischen Habitus sonderbar versteifte. Sünde wider die Formen war im „Fremden-Blatt" recht eigentlich Sünde wider den Geist. Mit Gothaischer Genauigkeit mußten Titel und Namen der Hof- und Adelspersonen genannt werden, die einem Rout, einem Ballfest, einer Grundsteinlegung beizuwohnen die Gewogenheit gehabt hatten. Verstöße in der rangsrichtigen Aufzählung Kondolierender oder Geladener empfand das alte „Fremden-Blatt" als Fleck auf seiner publizistischen Ehre; und gar wenn Allerhöchstseine oder Allerhöchstihre etwas zu geschehen zu lassen zu geruhen die Gnade gehabt hatten, prüften die Kurial-Stilkünstler der Redaktion sorgfältigst die textliche Fassung solches Ereignisses, ehe sie ihr Imprimatur gaben. Der Wiener, der das „Fremden-Blatt" las, übte hiebei gewissermaßen seine Lieblingsbeschäftigung: er stand Spalier. Er sah, genauer als in irgendwelchem anderen Blatte der Residenz, die Auffahrten allerhöchster und höchster Herrschaften, der sichtlich elastische Schritt des Monarchen erklang ihm in bezwingendem Rhythmus, ausgebreitet lagen die duftigen Trousseaux der Erzherzogin, und die volle Gefühlsintensität der Küsse, die auf dem Penzinger Bahnhof zwischen gekrönten Kollegen zum Empfang oder Abschied getauscht wurden, schien in Lettern festgebannt. Dem Interesse und dem Glanz des Hofes mit ganzer Seele attachiert, diente das „Fremden-Blatt" mit besonderem Eifer den drei Passionen, denen seit altersher die traditionelle Gunst Gekrönter lächelte: dem Militärwesen, dem Vollblut und der Kunst; in der Glanzzeit des nun hingeschiedenen Journals führte Ludwig Speidel das Musik-, Ludwig Hevesi das Kunstreferat des „Fremden-Blatt", und das Feuilleton, unter Ferdinand Groß' behutsamer, vornehmer Leitung, vereinigte die besten Namen zeitgenössischen deutschen Schrifttumes auf seiner Mitarbeiterliste. Die Hofluft, die in den Spalten des „Fremden-Blatt" — als es noch das große kleine „Fremden-Blatt" war — wehte, hatte auch sonst ihr Gutes. Es gedieh da ein Journalismus, dessen Glätte und Höflichkeit, Vorsicht und gute Manieren, dessen halblautes Sprechen und die Ellbogen-bei-sich-Halten immerhin wie Kultur aussah, wenn es auch nur Bescheidenheit war. Als Zeitung, in der niemals ein heftiger Ton oder eine unbotmäßige Meinung laut wurden, als Zeitung, die sich eines spanischen Zeremoniells der Berichterstattung befleißigte, Alles, was obenauf war, nur respektvollst von unten besah, die zu Allem, was regierte, „ja" sagte, weil es regierte, als Zeitung, deren glatte, ergebene Physiognomie sich niemals zu einer verdächtigen oder unzufriedenen Miene faltete, sondern stets die vollkommenste Neutralität und Loyalität ausdrückte — als solche Zeitung wurde das „Fremden-Blatt" naturgemäß zum Leibblatt aller ruheschätzenden Geister. Es wurde das Blatt der Hofräte und Pensionisten, der alten Herren. Als es späterhin Versuche machte, sich zu erneuern, das Tempo der Zeit zu übernehmen, auch zu den Lebendigen und nicht nur zu den gestorbenen Lebenden zu sprechen, ging wohl durch die Reihen seiner Stammleser ein erstes Ahnen, daß das österreichische Weltende heraufdämmere — da selbst das „Fremden-Blatt" schon außer Rand und Band, außer den Rand seines gemütlichen kleinen Formats und außer das Band, das es mit dem Ballplatz verknüpfte, geriet.

Dieses Ende ist auch in der Tat hereingebrochen. Wien ist die Hauptstadt einer Republik, schwarz-gelb die Kennfarbe eines vertauschten blutigen Schnasfestes, unter den dauernd Abwesenden bemerkt man die illustresten Namen, und kein liebes, altes, kleines „Fremden-Blatt" ist mehr da, das sie nach Rang und Würden registrierte. O tempora!

Sozialisierung des „Abend".

Die Teilnehmer der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die seinerzeit den „Abend" begründeten, haben unter vollkommenem Verzicht auf jede Beteiligung oder sonst einen Vorteil materieller Art beschlossen, den „Abend" in die Hände der Arbeitsgemeinschaft sämtlicher Mitarbeiter, Angestellten und Bediensteten zu legen. Diesen Beschluß brachten die Gesellschafter als letzte Folgerung aus den Grundsätzen, mit denen sie seinerzeit den „Abend" ins Leben gerufen haben. Das Blatt sollte eine soziale Waffe im Kampfe gegen alle volksfeindlichen Mächte und Einrichtungen sein, immer für die Schwachen und Entrechteten hilfsbereit, unabhängig in jeder Hinsicht, ein kräftiges Gegengewicht nicht nur gegen Willkür und Übergriffe, sondern auch gegen das verantwortungslose Wirken einer durch den Kapitalismus verderbten Presse. In Anerkennung des Erreichten und der gesteigerten Wichtigkeit der gesetzten Ziele, hielten die Gesellschafter jetzt den Augenblick für gekommen, den letzten Schritt zu tun und die sozialen Forderungen, die durch den „Abend" unermüdlich vertreten wurden, in dem Unternehmen selbst beispielgebend zur Tat werden zu lassen.

Der „Abend" wird also vom 1. April an freies Eigentum der Arbeitsgemeinschaft des bisherigen Herausgebers, der sämtlichen Schriftleiter und Angestellten mit uneingeschränkten gleichen sachlichen und geistigen Rechten. Die von den bisherigen Gesellschaftern aufgestellten Richtlinien für die Haltung des „Abend", die nach wie vor für Herausgeber und Schriftleitung maßgebend bleiben, boten den zur Vergesellschaftung entschlossenen Gründern reiche Gewähr dafür, daß der nun ganz in die Hände des Betriebsarbeitsrates und der Vollversammlung gegebene „Abend" das scharfe und wertvolle Kampfmittel bleiben wird, das er bis zum Tage dieser bedeutungsvollen Umwandlung gewesen ist.

*

Mit der Vergesellschaftung des „Abend" hat sich eine bereits seit längerer Zeit im Schoße der Schriftleitung gehegte Absicht verwirklicht. Der Herausgeber Carl Colbert hat sich sofort beim Auftauchen des Gedankens bereit erklärt, auf alle ihm vertragsmäßig zustehenden Vorrechte zu verzichten; als Herausgeber des sozialisierten Unternehmens beansprucht er nur, wie jedes Mitglied der Arbeitsgemeinschaft, den Anteil am Reingewinn, der auf seine in der bisherigen Höhe verbleibenden Bezüge entfallen wird. Dem Beispiel folgten mit völligem Verzichte die Gesellschafter des „Abend". Dies ist um so anerkennenswerter, als es ohne jedes Zögern freiwillig und in dem Augenblicke geschah, wo die bisherigen Gesellschafter das Emporblühen des Unternehmens endlich für ihre Förderung der Zeitung und den Herausgeber für seine jahrelange Arbeit eine Entschädigung erwarten ließ.

So gebührt ihnen das große Verdienst, die im „Abend" unermüdlich verfochtenen Grundsätze vorbildlich verwirklicht zu haben.

Die Übergabe des Blattes in die Hände seiner Arbeiter reicht aber über die Grenzen bloßer wirtschaftlicher Sicherstellung und geistiger Unabhängigkeit der Angestellten hinaus: nach dem Willen der zurücktretenden Gesellschafter wird ein Teil des Reingewinnes Kulturzwecken zufließen. Die jeweilige Bestimmung der Zwecke wurde dem Verein für soziale Arbeit und zur Verbreitung sozialer Kenntnisse „Die Bereitschaft" überantwortet, dessen Mitglieder die meisten scheidenden Gesellschafter sind.

Die den „Abend" als Arbeitsgemeinschaft übernehmenden Schriftleiter, Verwaltungsbeamte und Hilfskräfte, Männer und Frauen, sind sich der Tragweite der Umwandlung voll bewußt. Der „Abend" darf sich rühmen, das erste sozialisierte Unternehmen Deutschösterreichs zu sein und vielleicht überhaupt das erste durch freien Entschluß aller Beteiligten zustandegekommene. Die Arbeitsgemeinschaft gibt sich selbst die Gesetze. Ein bereits gewählter Betriebsarbeiterrat, in dem Schriftleitung und Verwaltung unter dem Vorsitze des Herausgebers gleichmäßig vertreten sind, hat von nun an über die Führung des Blattes und den geschäftlichen Betrieb, über Anstellungen, Bezahlungen und Entlassungen zu entscheiden. Die Versorgung der Hinterbliebenen und die Sicherstellung arbeitsunfähig gewordener Mitglieder wird unabhängig von den staatlichen und privaten Versicherungen in den Satzungen des genossenschaftlichen Betriebes festgelegt.

Wirtschaftlich und geistig unabhängig, unter der Leitung des bisherigen Herausgebers Carl Colbert und des bisherigen Hauptschriftleiters Alexander Weisz setzen die neuen Eigner des „Abend" ihre verantwortungsvolle Arbeit fort, mit der Öffentlichkeit allein als Richter; keinem wie immer gearteten Einfluß unterworfen, unerschütterlich festhaltend an den Richtlinien des „Abend", behalten sie unverrückbar das Ziel, an dem Aufbau der neuen befreiten Welt des Sozialismus werktätig mitzuarbeiten.

Für die Arbeitsgemeinschaft des „Abend":

Colbert, Weisz, Dr. Klausner, Dr. Milrath,

Helene Baumgarten, Sträußler.

Nun hat Frankreich in der Danziger Frage doch noch in letzter Stunde nachgegeben, so wild auch der alte Tiger Clemenceau knurrte, so laut auch Marschall Foch mit dem

Der Kulturpolitiker Adam Müller-Guttenbrunn.

„Durch die Schaffung von Volksbildungsvereinen, durch Vorträge und Theatervorstellungen, Bücher, Zeitungen und Druckschriften jeder Art, namentlich durch eine gediegene Kalenderliteratur sollte dort (im Banat) eine Volksaufklärungsarbeit großen Stils eingeleitet werden. Der deutsche Bauer, der nur wirtschaftliche Ziele hat, nur Geld und Feld erraffen will, muß allmählich zur Erkenntnis seiner unwürdigen Lage gebracht werden. Er muß darüber belehrt werden, was er dem deutschen Volke schuldig ist." Dieses kulturpolitische Programm, das Adam Müller-Guttenbrunn in der Festrede auf dem zehnjährigen Stiftungsfest der Vereinigung deutscher Hochschüler aus Ungarn im Jahre 1910 in Wien entwickelt hat, kann als Leitsatz zu seinem schriftstellerischen Schaffen gelten. Seine dichterische Persönlichkeit ist tief politisch interessiert. In einem viel tieferen Sinn als es das Ideal des Parteipolitikers ist. Seine Dichterkraft wurzelt im Volke, aus dem er hervorgegangen ist. Man kann Müller-Guttenbrunn nicht einen Heimatsdichter in dem Sinne nennen, wie ihn die moderne Literaturgeschichte geprägt hat. Seine Dichternatur lebt sich nicht im Landschaftlichen aus. Dazu ist Müller-Guttenbrunn eine zu wenig lyrische Natur. Sein Sinn ist nach dem Sozialen gerichtet und sein Herz erfühlt mit liebevoller Hingabe die Nöten seiner Heimat und sein scharfer Verstand erkennt, was seiner Nation zu Nutz und Frommen ist.

Die trostlose nationale Lage im Banat hat ihn während seiner ersten Wiener Lehrjahre an der Zukunft seines Volkes zweifeln gemacht. Erst als er seine bedrohte Heimat nach Jahren wieder aufsucht, sieht er seinen Irrtum ein und findet den Glauben zu seinem Volke wieder. Seither hat er seine Kräfte ganz dem Dienste seines engeren Vaterlandes geweiht und in einer groß angelegten Romanreihe, in vielen Aufsätzen und in einem sehr klugen Kulturbild aus Ungarn („Götzendämmerung") hat er jene aufklärende Arbeit geleistet, von der die oben angeführten Sätze sprechen.

Mit heiligem Ernst hat Müller-Guttenbrunn die Lösung des schwierigen ungarischen Problems in Angriff genommen. Seine Erkenntnisse hat er in dem meisterhaften Roman „Götzendämmerung" niedergelegt, und damit die ungarische Frage vor dem europäischen Forum diskussionsreif gemacht. In diesem Kulturwerk, das die ungarischen Verhältnisse vor fast zwei Dezennien — während des Nationalitätenministeriums Fejervary (der als Baron Gömöry auftritt) — behandelt, wird schonungslose Kritik an den politischen Zuständen geübt. Es würde zu weit führen, wenn man eine ausführliche Analyse des damals schon nach Gebühr gewürdigten Werkes geben wollte. Uns kommt es nur darauf an, darzutun, wie ein politisches Talent künstlerisch zum Ausdruck gekommen ist. In dem Herentreiben der Politiker, die in Opposition zu dem Ministerium Fejervary-Gömöry stehen, sind die zukunftsfrohen Gedanken des Ministers des Innern, der hinter dem Pseudonym Dr. Deszöffy verborgen ist, der ruhende Pol. Diesen Mann läßt Müller-Guttenbrunn die weisen Worte aussprechen: „Man wird eines Tages erkennen, daß das ungarische Problem gar kein politisches, sondern ein soziales ist. Und an dem Tage beginnt die Götzendämmerung." Zu dieser Götzendämmerung ist es nicht gekommen, denn der Kossuthische Gedanke, die Saat von Czinkota, ist wie das Unkraut des Teufels aufgegangen. An dem starren Festhalten der Leute von Czinkota an dem großmadjarischen Gedanken ist das moderne Ungarn zerschellt. Der Bogen war überspannt. Der „größte Ungar", Graf Szechenyi, hat gesagt: „An seinem Hochmut wird mein Volk zugrunde gehen" und Müller-Guttenbrunn formt diesen Gedanken in einem späteren Aufsatz „Die Rettung Ungarns" so um: „Wer die Madjaren vor sich selber rettet, der rettet Ungarn für die Monarchie und für Europa". Diese seherische Erkenntnis des Dichters ist in den traurigen Tagen des Zusammenbruches der Mittelmächte Erfüllung geworden. Und uns sind diese Gedanken ein Beweis für die politische Voraussicht Müller-Guttenbrunns.

Ein Politiker, der nur verneint, nur kritisch abbaut und die einem positiven Ziel zustrebenden Kräfte eines Volkes verkennt, kann kein wahrer Führer seiner Nation sein. Und hier setzt der aufbauende Kulturpolitiker Müller-Guttenbrunn ein. Der Held seines politischen Romans, der geniale Wasserbauingenieur Georg Trauttmann, ist der Künder des großartigen sozialpolitischen Ideals, von dem der Dichter träumt. Mit faustischem Schwung tritt Trauttmann in Budapest für die Donauregulierung ein, die dem Banat, das für seinen Menschenreichtum keinen Boden mehr hat, fruchtbares Neuland erschließen soll, um auf diese Weise der Volksmenge zu einer ausreichenden Lebensexistenz in der Heimat zu verhelfen. Dieser kühne Gedanke, in die Tat umgesetzt, soll der überhandnehmenden Auswanderungssucht der Banater einen Riegel vorschieben. Hierin tritt der Grundgedanke der kulturpolitischen Tätigkeit Müller-Guttenbrunns klar zutage. Sein Ideal ist, dem Volke Arbeit zu geben, um dadurch die aufwärts strebenden Elemente an die Heimat zu bannen. Wenn dem Volk die Möglichkeit eines genügenden Erwerbes gegeben ist, so bessern sich die sozialen Mißstände von selbst. Der weitausblickende Kulturpolitiker muß nur den richtigen Punkt erspähen, wo der Hebel anzusetzen ist, um das aus den Fugen gegangene soziale Leben wieder einzurenken. Von ehrlichen Männern muß das Volk geführt werden, die den sittlichen Willen zur positiven Arbeit haben, dann wird die Macht der Parteiintriganten über die Masse von selbst zusammenbrechen wie ein Kartenhaus. Diese Erkenntnis Müller-Guttenbrunns berechtigt uns, in ihm einen Kulturpolitiker zu schätzen, dem es um die Zukunft seines Volkes Ernst ist.

Für das Verständnis der dichterischen Physiognomie Müller-Guttenbrunns ist es von größter Bedeutung, darauf hinzuweisen, daß er in seinem Roman vorwiegend solche geschichtliche Persönlichkeiten darstellt, die Vertreter dieses Kulturwillens gewesen sind. Von dieser Seite her ist seine dichterische Liebe zu Josef dem Deutschen, zum Grafen Mercy, dem genialen Besiedler des Banats, zum Prinzen Eugen, dem großen Verfechter des österreichischen Gedankens, herzuleiten. Sie alle sind Georg Trauttmanns, sie

Volksdeutsche Rundschau 16/IV. 1919 194

Arbeiterzeitung
29./IV. 1919

Die bürgerlichen Journalisten.

Die Tatsache, daß das „Neue Wiener Journal" die Antwort des Staatssekretärs auf den Brief des Redaktionsausschusses nicht veröffentlicht hat, hat noch eine Seite, die gleichfalls nicht unbeachtet bleiben darf. Sie zeigt nämlich, daß die eigentlichen Journalisten gegenüber dem Plantagenbesitzer vollständig ohnmächtig sind, schreiben müssen, was er begehrt, verschweigen müssen, was er unterdrücken will. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß jener Brief des Redaktionsausschusses, den die Herren Leopold Jakobson, Stephan Stein, Alfred Schik-Wartenau, Bruno Wolf und Marcell Zapper unterfertigt haben, über Auftrag des Herrn Lippowitz geschrieben worden ist; was sollte auch die Redakteure ein Vorwurf bekümmern, der doch nur gegen den Herrn Herausgeber zielt? In diesem Briefe haben die Herren nun den Mund sehr voll genommen. Sie „machen die Widerlegung der gegen das Blatt erhobenen Angriffe zu ihrer eigenen Sache"; sie erheben „öffentlich die Forderung, die Beschuldigung zurückzuziehen, da sie nicht gesonnen sind, sich in ihrer journalistischen Ehre treffen zu lassen". Sie erheben „mit aller Entschiedenheit die Forderung: unzweifelhafte Beweisführung oder loyalste Genugtuung". Und da ihnen nun, genau wie sie es wünschen, eine Beweisführung gegeben wird, die keinem Zweifel ausgesetzt ist, müssen sie schweigen, erreichen es gar nicht, daß ihnen der Lippowitz den Abdruck der Antwort erlaubt! Fühlen sie denn nicht, wie blamiert sie sind, wenn sie so marktschreierisch aufgetreten sind, auf Befehl; und nun sich verstecken müssen, wieder auf Befehl? Schämen sie sich nicht, derart als die Leibeigenen des Herausgebers dazustehen? Offenbar nicht; denn auch die Veröffentlichung der schlagenden Antwort hat sie nicht lebendig gemacht. Und der Biedermann der „Zeit" möchte uns noch einreden, daß es „wir bürgerliche Journalisten" sind, die jene Zeitungen schreiben. Als ob man nicht wüßte und es nicht jeden Tag neu erführe, daß es die Plantagenbesitzer sind, die ihnen diktieren, was sie zu schreiben haben!

Weil wir von diesem Biedermann sprechen, wollen wir erwähnen, daß er noch einmal versichert, indem er die Interessen der Schloßherren und Palastbewohner vertritt, die geltende Rechtsordnung zu verteidigen. Er meint, das sei ein Ruhm; da aber die geltende Ordnung ein System und Geflecht bösartigsten Unrechtes ist, so weiß man auch, was er verteidigt. Natürlich ist er von allem überzeugt, was er schreibt; das ist ja das Talent, das ihn so begehrenswert macht. Er hat „den Grafen Czernin für den befähigtesten Minister gehalten, der seit Andrassy in unserem Auswärtigen Amt gesessen"; daß er das Urteil gerade damals erlangt hat, als das Blatt von der Regierung gekauft worden ist, ist natürlich ein Zufall, wie es wieder ein regelmäßiges Eintreffen ist, daß der Biedermann sein Urteil revidiert hat, als Czernin aufhörte, der Geldgeber zu sein. Da nun die Interessenten der „geltenden Rechtsordnung" die Geldgeber sind, hat sich die dazugehörige Ueberzeugung sofort und in vollem Umfang eingestellt.

Neue Freie Presse

25./V. 1919

[Empfang der Pressevertreter beim Bürgermeister.] Heute vormittag erschienen die Kommunalberichterstatter der Wiener Tagespresse korporativ beim Bürgermeister Reumann. Der Senior Redakteur Ludwig Basch erinnerte in seiner Begrüßungsansprache, daß der Bürgermeister wie seine Stellvertreter Emmerling und Winter aus dem Journalistenstande hervorgegangen seien, in welcher Tatsache die Abordnung die Bürgschaft und die Voraussetzung des vollen Verständnisses für die Stellung und Sendung der Kommunalberichterstatter im Rathause seitens des Gemeinderatspräsidiums erblicken. Bürgermeister Reumann appellierte in seiner Antwort an die bei ihm erschienenen Berichterstatter, daß sie in dieser schweren Zeit dem Amt, das er und seine Parteifreunde angetreten haben, ihre objektive Unterstützung leihen und namentlich das Verständnis in dem Publikum dafür wecken, daß einschneidende Maßnahmen notwendig und dringlich sind. Die Erhöhung der Straßenbahntarife zum Beispiel werde Mißmut in der Bevölkerung erregen. Es sind von seiten der jetzigen Minorität Aeußerungen gefallen, die dahin gedeutet werden könnten, daß man sich vielleicht mit einer schwebenden Schuld hätte behelfen sollen, wodurch der empfindlichen Erhöhung der Tarife hätte ausgewichen werden können. Die Prüfung der Lage, in der sich die Stadt Wien befindet, habe aber ergeben, daß eine Aussicht hiefür nicht vorhanden sei. Es sei möglich, daß die Stadt Wien auch gewisse Verpflichtungen finanzieller Natur im Friedensvertrage werde übernehmen müssen, um zu ermöglichen, daß die Zuschübe an Lebensmitteln nach Wien keine Störung erleiden, und die Stadt mit herangezogen werde zu einer Bürgschaft, vielleicht in der Form eines neuen größeren Anlehens. Damit soll nicht gesagt werden, daß der Weg einer Anleihe werde beschritten werden müssen, es werde aber aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes übrigbleiben, wenn es auch solange als möglich vermieden werden soll, diesen Weg zu gehen. Ich bin, sagte der Bürgermeister, weit entfernt, irgendwelchen Einfluß auf die Presse zu nehmen. Ich betrachte die Presse als frei. Ich wünsche nicht, daß sie durch irgendwelche Fesseln beeinflußt werde, ich wünsche auch keine persönliche Beeinflussung. Wenn die Presse über die Lage der Stadt Wien irgendwelche Verlautbarungen bringt, so ist es, wie ich glaube, im Interesse von uns allen gelegen, daß die Bevölkerung die volle Wahrheit erfährt, auch um den Preis, daß diese Wahrheit einen etwas bitteren Beigeschmack hat, denn die Presse würde die Schwierigkeiten nur erhöhen, wenn der Bevölkerung nicht die volle Wahrheit mitgeteilt wird. Hierauf begrüßten die Pressevertreter den Vizebürgermeister Emmerling. Bei Vizebürgermeister Winter, der infolge einer schweren Krankheit, die er kürzlich durchgemacht hat, auf Urlaub ist, werden die Berichterstatter nach dessen Rückkehr vorsprechen.

Nachdruck verboten.

Anton Langer.

„Ah, da legst Dich nieder!“ wird der dicke Schatten Langers im Elysium rufen, wenn er hört, daß er über die Bretter des Burgtheaters geschritten ist. Und er und O. F. Berg wirkten noch dazu, wie man hört, recht frisch und gar nicht antiquiert. Vielleicht ist Langers Erscheinen an so klassischer Stätte der Anlaß zwar nicht seiner Einbürgerung am Franzensring, aber doch seiner Wiederbelebung im Spielplan unserer sozusagen Volksbühnen, die einen beruhigenden, gemütlichen Einschub zwischen nervenzerrüttenden Sensationsdramen und abgeleierten Operetten sehr gut brauchen könnten. Einen bodenständigeren Autor als Langer hat Wien niemals besessen. Und den Wienern von heute würde es nicht schaden, wenn sie erfahren, was einst ihre Großeltern und Eltern gut, heiter und echtwienerisch fanden. Wir sind ja riesig modern geworden. Aber den Zusammenhang zwischen Alt und Neu völlig zu verlieren, zeigt weder von Gemüt noch von Kultur. Vom „Grund“ aus, in lokalem Sinne, war der Mariahilfer Greislerssohn, der am 12. Jänner 1824 nahe von Raimunds Geburtshause zur Welt kam, in die Literatur hineingesprungen. Vom Grund aus, in anderem Sinne, hat er die Sprache, die Art, das Leben seiner geliebten Vaterstadt gekannt, beherrscht, gezeichnet; die guten und anderen Eigenschaften seiner Landsleute abkonterfeit, ohne Verschönerung, aber auch ohne allzu herbe Kritik. Ein Friedrich Schlögl auf anderen Gebieten, nur wohlwollender, liebenswürdiger, nachsichtiger als der etwas vergrämte Wiener Juvenal. Auch für unsere merkwürdige Zeit wäre Langer der richtige Schilderer gewesen. Einen Nationalfeiertag freilich ohne Wirtshaus, ohne Bier und Wein, ohne Würstel und ohne Backhühner, ohne harmlos-unpolitische Gaudee hätte er sich nicht träumen lassen.

Mit Unrecht hat man ihn oft ausschließlich mit seinem „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen“ identifiziert. Das Blatt, das heute noch existiert und nächst der „Wiener Zeitung“ jetzt das älteste unserer Stadt ist, wurde 1832 gegründet und von der bekannten Dirnböckschen Buchhandlung verlegt. Aber erst der junge Langer, der es 1850 übernahm, hat es in die Höhe gebracht und namentlich seit Beginn der konstitutionellen Aera innerlich und äußerlich ausgebaut. Langer hat den „Hans Jörgel“ bis an seinen Tod, also fast dreißig Jahre, redigiert, von der ersten bis zur letzten Zeile allein geschrieben. Daß er mit dieser gutgehenden Wochenschrift, mit seinen Stücken und Romanen, ohne einen anderen als litterarischen Erwerb sein vortreffliches Auskommen fand, ist eine bei österreichischen Autoren seltene Erscheinung, ein Beweis seines ans Geniale grenzenden Talents und seiner außergewöhnlichen Arbeitskraft. Wertvollste Unterstützung fand er in seinem Zeichner, dem hochbegabten Vinzenz Katzler. In frischer Farbe, in kräftigen, draftischen, aber niemals unschönen Strichen malte Katzler, was Langer schrieb: Wiener Volksfiguren und Volksleben, Wiener Sitten, Arten und Unarten, Wiener Schönheit und Wiener Gebrechen. „Hans Jörgls“ beste Zeit ist wohl die zwischen 1860 und 1875. Für diese Zeit war das „rote Büchel“ in Wahrheit ein integrierender Bestandteil Wiens. Am Kopfe also das Bild des hemdärmeligen, schreibenden Gumpoldskirchner Bauern, dann ein kurzer politischer oder allgemeiner Aufsatz, oft sehr grob, meist aber den Nagel auf den Kopf treffend. Nun die sogenannten „Hans Jörgelstückeln“, nach Stadt und Provinz gesondert: erfundene oder wirkliche Geschichteln, Krähwinkliaden aus der Residenz, Kalauer, Bonmots, Dummheiten und Späße, dazwischen manche Trivialität und hie und da ein Körnchen Gemeinheit. Alles aber übergossen mit einer pikanten Soße von Witz, Laune und Wahrheit. Vorgetragen in tadellosem Wienerisch. Zuletzt kurze Theaterberichte, die heute für die Lokalchronisten eine unerschöpfliche Fundgrube bilden. Als Beilage dann die Fortsetzung eines der ungezählten Romane, ausschließlich Langerscher Manufaktur.

Es war eine Zeit, da Wien noch eine Volksbühne und Volksstücke, Volkssänger und Volkslieder und Volksschauspieler hatte. Um beim Theater zu bleiben: O. F. Berg, Elmar, Berla, Kaiser, Flamm, Findeisen, Costa usf. Und wieder: Gallmeyer, Rott, Treumann, Grois, Knaack, Matras, Swoboda und der zu unserer Freude noch springlebende Karl Blasel. In der großen Gesellschaft von Volksdramatikern der nach-nestroyschen Periode darf Anton Langer wohl als der Begabteste betrachtet werden. An Witz übertraf ihn vielleicht noch Berg, an Originalität der Erfindung, Sicherheit im Theatereffekt, Schärfe der Charakterisierung aber keiner. Seine „Vereinsschwester“ (die jüngste Burgtheaterpremiere), seinen „Gevatter von der Straße“, seine „Verfolgte Unschuld“ und anderes wird noch heute niemand ohne Vergnügen sehen. Sein „Judas von Anno Neun“ hat Szenen von ergreifender Gewalt.

Noch weit fruchtbarer war Langer im Roman. Trotz der unglaublichen Schnelligkeit, mit der er arbeitete, merkte man kaum irgendwo Spuren von Schleuderhaftigkeit und von zeilenfüllender Inhaltslosigkeit. Einen allzu hohen künstlerischen Maßstab darf man an die Langerschen Romane (einige ausgenommen) nicht legen. Wer aber das Wien der Sechziger- und Siebzigerjahre, wie es sich aus der engen, anheimelnden, lustigen Hauptstadt in eine weite, elegant lustige Großstadt verwandelt, selber sprechen hören, sich selber schildern lassen will — der wird „Junger Herr und alte Jungfrau“ oder „Die Schwester von Neudorf“ oder „Dämon Brandwein“ oder „Moderne Gespenster“ oder „Bankier und Tänzerin“ mit Interesse und Gewinn lesen.

In der Gruppe der Volksdramatiker zwischen Nestroy und Anzengruber war Anton Langer wohl der Gebildetste. Am Schottengymnasium — das er etwa zugleich mit Bauernfeld, Halm, Johann und Josef Strauß, Hamerling, Kürnberger usw. besucht — hielten die Professoren große Stücke auf den Fragnersohn aus der Vorstadt. Vom Wege der berufsmäßigen Gelehrsamkeit ist er bald abgebogen. Aber seine Kenntnisse waren so gediegen, daß man besonders seine geschichtlichen Wiener Romane nicht zu niedrig einschätzen darf.

Langers Stücke wurden beklatscht und viel aufgeführt, seine Romane eifrig gelesen, der „Hans Jörgel“, der in keinem öffentlichen Lokale fehlen durfte, allsamstaglich verschlungen. Der „Herr von Langer“ selber war eine bekannte Wiener Gestalt. Auf dem zuletzt unförmlich dicken Körper saß ein trotz aller Verfettung feiner Kopf; hinter den Brillengläsern blitzten Humor, Geist, Schalkhaftigkeit. In seiner letzten Zeit konnte man ihn aber nur mehr in drei Situationen sehen: in Hemdärmeln aus dem Fenster seiner Wohnung blickend, oder in einen Einspänner gepreßt durch die Straßen fahren, in aller Regel dem Wirtshause zu, oder endlich im Wirtshaus selber. Wenn wo in Wien ein neues, großes Restaurant eröffnet wurde, wie etwa Likey bei der Elisabethbrücke oder Philippsky im Heinrichshof, war der „Hans Jörgel“ als Kritiker sofort am Platze. Die „drei Hackeln“ in der Josefstadt, der einst so berühmte Riedhof, Bischofs schöne Bierhalle usw. waren die Stätten seiner Erholung nach vormittägiger wirklicher Arbeit. Die feinen Weinstuben, wie Sacher, Faber, Schneider, Streitberger, spielten nicht nur in seinem Leben, sondern in seinen Schriften eine große Rolle. Und die Wirte revanchierten sich für so gute Rezension wohl gelegentlich durch appetitliche Sendungen. Ein Rüffel in dem enorm gelesenen „roten Büchel“ war nämlich gefürchtet, und Langer ließ in den letzten Jahren keinen Fremden mehr vor, weil er die Rache eines Betroffenen fürchtete.

Als Mensch wie als Schriftsteller hatte er gewiß seine Schwächen. Seine übrigens ein wenig künstlich nachgefärbte schwarz-gelbe Couleur wirkt heute nicht sympathisch. Man darf aber nicht vergessen, daß das Bürgertum wie die breiten Schichten zu jener Zeit noch wirklich dynastisch, loyal fühlten. Andererseits staunt man über das Maß von Preßfreiheit, die selbst in der Aera der Verfassungssistierung, 1865 bis 1867, herrschte, über den mannhaften Freimut, mit dem Langer die Mißgriffe der Regierung und die negative Fähigkeit der Generale besprechen durfte.

Magyaren, Tschechen, Italiener, Preußen, diese sogar bis in die Siebzigerjahre hinein, haben seinen scharfen Witz oft gespürt. Er stand eben völlig auf dem Boden des Großösterreichers und Großdeutschen, des liberalen Zentralisten und des Antiklerikalen. Gegen das Konkordat ist er ein ausdauernder und volkstümlicher Rufer im Streit gewesen. Echt und naiv war seine Vaterlandsliebe, echt seine Anhänglichkeit an Wien. Die reiche Geschichte unserer Stadt, ihre baulichen, gesellschaftlichen, landschaftlichen Vorzüge, ihre glanzvolle Entwicklung seit dem Fall der Festungswerke, die herrliche Weltausstellung, der Prater, der Kahlenberg — das alles waren ihm teure und wichtige Dinge. Die Wiener Küche und die Wiener Gourmandisen, der gute Tropfen und die schönen Frauen der Residenz allerdings auch. In Summe: Anton Langer ist ein Wiener, der es nicht verdient, vergessen zu werden.

Zu verkennen ist nicht, daß die letzten „Hans Jörgel“-Jahrgänge und die letzten Romane ein leises Nachlassen von Erfindungs- und Darstellungsgabe aufweisen. Langer, der zwischen viel Arbeit und viel Genuß ein durchaus unhygienisches Leben führte, erreichte nur ein Alter von 55 Jahren. Am 7. Dezember 1879 starb er in dem noch jetzt erhaltenen Reste des einst riesigen Dreilauferhauses in der Alserstraße, in dem auch Anzengruber geboren ist. An einem der kältesten Tage, dessen sich ältere Wiener erinnern, wurde er auf dem Zentralfriedhof bestattet. Auf der ganz einfachen, horizontalen Grabplatte steht nur: Anton Langer. „Ein Stück Wien“ könnte man hinzusetzen.

A. Neuwald.

Österr. Volkszeitung
29. IV. 1919

W. 22. 39/7

Wiener Stimmen 30/7 1919.

202

Der Leiter des Presseamtes auf dem Ballhausplatz.

Den „Wiener Stimmen" wird geschrieben: Nachdem Staatssekretär Dr. Bauer seinen Einzug in das Staatsamt für Aeußeres gehalten, brachte er auch seinen intimeren Freund von der „Arbeiter-Zeitung", Otto Pohl, einen böhmischen Juden, als Leiter des Presseamtes unter. Derselbe war in Paris Theaterreferent, Gelegenheitsdichter der „Arbeiter-Zeitung" über Vermehrung und Entlehnung, mit Lozelachs auf Water Closett und ähnliche appetitliche Dinge, außerdem aber Mitarbeiter Dr. Bauers aus der Zeit seiner Beziehungen mit den Bolschewiken in Rußland. Dafür wurde das Presseamt ihm als Pfründe überwiesen. Als solche faßte es auch Herr Pohl auf, nachdem seine Versuche, sich als informierender Presseleiter des Staatsamtes des Aeußeren zu produzieren, infolge seiner Unkenntnis und Unbeholfenheit in Rede und logischer Diktion ein vorzeitiges Ende genommen hatten. Die Preßempfänge entfielen, arische Beamte wurden aus Ersparungsrücksichten auf die Straße gesetzt, dafür in dreifacher Anzahl Judenmädels und Judenjüngels auf Kosten der Steuerzahler versorgt, die mit ihrem Gekicher und frechem Wesen den Gängen und Sälen des Staatsamtes bisweilen das Aussehen von gewissen Warteräumen auf den Polizeikommissariaten gaben. Es wäre sehr sonderbar, wenn Staatssekretär Renner den früheren Commis voyageur Dr. Bauers in Bolschewismus, Otto Pohl, trotz seiner Unfähigkeit, einzig wegen der früheren „Verdienste", im Amte belassen wollte.

Ostdeutsche Rundschau 1/1919. 223

An unsere Leser!

Der Ausgang des Krieges, der Umsturz aller politischen Verhältnisse haben Schwierigkeiten geschaffen auf wirtschaftlichem Gebiete, die den Fortbestand unserer „Ostdeutschen Rundschau“ ernstlich gefährdeten und denen wir nur dadurch aus dem Wege gehen können, daß wir unsere „Ostdeutsche Rundschau“ für einige Zeit nur einmal in der Woche erscheinen lassen. Die ungeheure Steigerung der Papierpreise, der Löhne für alle Angestellten zwingen uns, das tägliche Erscheinen des Blattes vorläufig einzustellen, um nicht völlig erdrückt zu werden. Ausdrücklich betonen wir, daß diese Maßnahme, erzwungen durch die wirtschaftliche Lage, nur eine vorübergehende sein soll. Unsere „Ostdeutsche Rundschau“ ist zuerst als Wochenblatt in den politischen Kampf getreten und hat sich im Laufe von 30 Jahren eine treue Gemeinde geschaffen, die in erfreulichstem Maße von Jahr zu Jahr gewachsen ist. Die Auflage unseres Blattes ist heute bei weitem höher als vor dem Kriege, ein Beweis dafür, wie in deutschnationalen Kreisen die politische Wirksamkeit der „Ostdeutschen Rundschau“ eingeschätzt wird. Aber was bedeutet die Zunahme von einigen Tausend neuer Abnehmer gegen die ungeheure Mehrlast der täglich wachsenden Kosten! Unser Blatt hat keine anderen Einnahmsquellen als den Bezugspreis. Denn die Anzeigen sind während des Krieges so spärlich eingelaufen, daß mit ihnen auch heute noch kaum gerechnet werden kann. So erfreulich sich die Einnahmen aus den Bezugsgebühren unserer Leser verdoppelten, um so drückender wuchs täglich die Last der Ausgaben. Um unseren Leserkreis nun zusammenzuhalten und der deutschvölkischen Sache unbeirrt in zäher Werbearbeit weiter dienen zu können, geben wir unsere „Ostdeutsche Rundschau“ so lange als Wochenblatt heraus, bis wieder eine feste wirtschaftliche Grundlage geschaffen ist, die das Erscheinen eines täglichen Blattes gestattet, und an der Schaffung dieser Grundlage wird mit aller Emsigkeit und Ausdauer und unter Mitwirkung aller deutschnationalen Organisationen gearbeitet werden, so daß die begründete Hoffnung besteht, daß die Unterbrechung des täglichen Erscheinens der „Ostdeutschen Rundschau“ nur von kurzer Dauer sein wird. An jedem Donnerstag wird nunmehr unsere „Ostdeutsche Rundschau“ durch die Post in die Hände unserer Wiener und auswärtigen Leser gelangen.

Alle unsere treuen Abnehmer wissen, wie notwendig eine deutschvölkische Zeitung gerade jetzt für Volk und Vaterland ist. Unsere Rundschaugemeinde hat uns die vielen Jahre hindurch so wacker und treu zur Seite gestanden, uns durch Zustimmungen erfreut, uns durch Werbung neuer Freunde ermuntert, daß wir mit Bestimmtheit annehmen, sie werde uns auch jetzt, in des Kampfes höchster Not, nicht im Stiche lassen. Das Wochenblatt der „Ostdeutschen Rundschau“ soll so lange die Fühlung mit allen Deutschnationalen aufrecht erhalten, bis wir wieder in ungeschwächter Kampfesfreude auf fester wirtschaftlicher Grundlage täglich zu unseren Lesern sprechen können, dann wird auch unser Blatt zur Befriedigung aller an uns gerichteten Wünsche entsprechend vergrößert und ausgestaltet sein.

Ohne Klagen und Zagen gehen wir der Zukunft entgegen — unser Volk hat das Allerschwerste in den letzten fünf Jahren erdulden müssen, unser Blatt hat allen Kummer mitgemacht, mitgelitten und mitgestritten in Sturm und Not. Wenn uns auch augenblicklich die wirtschaftlichen Kräfte so stark geschwächt wurden, daß wir die ungeheuren Lasten der täglichen Ausgabe nicht weiter zu tragen vermögen, so fehlt uns doch keinen Augenblick die Kampfesfreudigkeit, für unseres deutschen Volkes Rechte einzutreten in nimmermüder Werbearbeit. Die Stunde rinnt auch durch den trübsten Tag, wenn dann wieder die frohe Zeit erscheint, in der wir täglich zu unseren Lesern sprechen können, dann werden wir für alle bewiesene Treue von ganzem Herzen ehrlich dankbar sein.

Heute heißt die Losung: Vorwärts und durch!

Schriftleitung und Verwaltung der „Ostdeutschen Rundschau.“

Reichspost
11./VIII. 1919.

Terror gegen die Preßfreiheit in Wien.

Ein Kommunistenbesuch bei der „Reichspost".

Am gestrigen Sonntag fand vormittags, 11 Uhr, vor dem Wiener Rathause eine Kommunistenversammlung statt, in der Frau Friedländer, Tomann und Maschl sprachen. Die Versammlung war trotz der vorausgegangenen heftigen Werbetätigkeit schlecht besucht. Kaum anderthalbtausend Personen waren erschienen. Schon vor der Versammlung verlautete: „heute müsse etwas geschehen" ... man werde zur Redaktion der „Reichspost" ziehen. In der Versammlung suchte der Redner Maschl für dies Unternehmen die nötige Stimmung zu machen, daß er behauptete, in der Druckerei der „Reichspost" würden monarchistische Flugschriften zur Aufreizung der Bauernbevölkerung gegen die Republik und zur Vorbereitung eines Umsturzes in Deutschösterreich hergestellt. Es ist kaum nötig zu sagen, daß die Behauptung aus der Luft gegriffen ist; man braucht sie aber, um die Menge aufzupeitschen. Um ½12 Uhr formierte sich ein Zug von 300 bis 400 Leuten, die alsbald durch die Josefstädterstraße vor das Gebäude der „Reichspost"-Druckerei marschierten. Vor diesem hatten einige Polizeileute Posten bezogen, die mit stürmischen Pfuirufen begrüßt wurden. Vor dem Gebäude hielt der Zug und begehrte Einlaß für die Menge. Als dies ein Organ der Sicherheitswache als unmöglich abwies, ergriff der Führer des Zuges, nach seiner Aussprache ein Reichsdeutscher, das Wort zu einer Anrede an die Menge, in der er erklärte, die Redaktion der „Reichspost" müsse zur Verantwortung gezogen werden dafür, daß sie für den Umsturz in Ungarn gearbeitet habe und jetzt die Auslieferung Bela Kuns verlange. Er erkläre hier im Namen der Freunde Bela Kuns, wenn die Ziele der „Reichspost" erreicht werden sollen, auch niemand die Redakteure der „Reichspost" vor den Laternenpfählen retten könne.

Nachdem noch ein Redner gesprochen hatte, verlangten die Demonstranten den Einlaß einer Abordnung in das Haus, da man der Redaktion die „letzte Warnung" übermitteln müsse.

Es wurden nun acht Mann ins Haus gelassen, die in Begleitung eines Wachinspektors sich in die Redaktion begaben. Dort war nur der Chefredakteur Dr. Funder anwesend, der den Kommunisten, die sich sehr aufgeregt gebärdeten, entgegentrat. Ihr Sprecher, der reichsdeutsche Spartakist, erklärte in schreiender Rede, es sei die letzte Androhung, die man der Redaktion zukommen lasse. Man sei entschlossen, diese Drohung wahrzumachen. Dr. Funder werde den nächsten Tag nicht überleben, wenn Bela Kun etwas geschehe. Dann werde aber auch die „Reichspost" „vernichtet werden". Ebenso wie in Deutschland die kommunistischen Genossen gezwungen würden vor den weißen Garden Abbitte zu leisten, ebenso verlange die Revolution, in deren Namen er spreche, von dem Chefredakteur der „Reichspost" Abbitte und Widerruf, und zwar müsse er sich jetzt auf die Straße unter die Versammelten begeben. Die Leute Szamuelys stünden vor dem Tore. Wenn Dr. Funder sich weigere, könne ihm das Schicksal des sächsischen Kriegsministers Neuring blühen (der bekanntlich ermordet wurde). Die Minderheit der Abordnung erklärte, es genüge ihr, wenn Dr. Funder vom Fenster aus spreche. Die Mehrheit war damit nicht einverstanden und bestand darauf, daß Dr. Funder auf der Straße Abbitte leiste.

Der Chefredakteur erwiderte, er fürchte sich nicht, zu den Versammelten zu sprechen, aber die verlangte Erklärung könne und werde er nicht geben.

Unter dem Rufe: „Da werden wir Sie zwingen", versuchten nun zwei der erschienenen Kommunisten an Dr. Funder Hand anzulegen und ihn gewaltsam auf die Straße zu führen. Es gelang Dr. Funder, sich freizumachen und den Redaktionsgang zu gewinnen. Das Dazwischentreten mehrerer Wachorgane setzte der Verfolgung ein Ende.

Auf der Straße wurden von den Führern der Demonstranten noch einige Reden gehalten, in denen die Drohungen gegen die Redaktion der „Reichspost" wiederholt wurden. Nach einigen stürmischen Szenen zog dann die Menge ab.

Da es sich im äußeren Anlaß zunächst um unsere eigene Sache handelt, enthalten wir uns eines weiteren Kommentars. Wir begehren nicht mehr Schutz und Recht für uns, als die öffentlichen Interessen verdienen, die mit der Wahrung der Preßfreiheit nnd der allgemeinen politischen Freiheit zusammenhängen. Die Haltung der „Reichspost" in der Angelegenheit Bela Kun und der Asylgewährung an die Mitglieder der abgesetzten Budapester Diktatoren stimmt völlig mit der Haltung der christlichsozialen Partei überein, deren parlamentarische Vertretung und Wiener Parteileitung sich energisch gegen die Asylgewährung für die Mitglieder der Budapester Terroristenregierung ausgesprochen haben. — Die Kundgebung des Klubs erklärte, daß sich „das allgemeine Volksempfinden Deutschösterreichs gegen den Mißbrauch des Asylrechtes durch seine Ausdehnung auf gemeine Verbrecher mit aller Schärfe aufbäume" und verlangte von der Regierung Aufklärung und Rechenschaft. Der Terror, der sich gegen die „Reichspost" richtet, trifft also die politische Haltung und Freiheit der christlichsozialen Partei.

Wir werden abwarten, was die zuständigen Faktoren zum Schutze der primitiven staatlichen Grundrechte zu tun gedenken.

Reichspost

23./VIII. 1919. 205

Der Plan eines funkentelegraphischen Pressezentrums in Wien.

Interessante Projekte einer deutschen Gesellschaft. — Die Station in der Hofburg.

Die Deutsche Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie m. b. H. hat im Mai über Auftrag des deutschösterreichischen Telegraphenkorrespondenzbureaus im Gebäude der Hofburg eine hochmoderne Anlage für den gleichzeitigen Zimmerempfang der Pressefunksprüche von Europa und Amerika in Betrieb gesetzt. Von dieser Anlage rühren nahezu alle Nachrichten her, die in den Ausgaben des deutschösterreichischen „Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus" als Funksprüche bezeichnet sind. Da die Gesellschaft im Begriffe steht, nächstens auch im Auslande eigene Sendstationen für Pressezwecke aufzustellen und damit die vorläufig nur für örtliche Interessen tätige Empfangsstation auf dem Gebiete eines internationalen Funkendienstes für Pressezwecke arbeiten zu lassen, hat sie es für angezeigt gehalten, den Vertretern der Wiener Presse unter gleichzeitiger Vorführung der Empfangseinrichtung die verkehrspolitischen und verkehrstechnischen Pläne der Gesellschaft auf dem Gebiete der funkentelegraphischen Beförderung der Pressenachrichten zu entwickeln.

Vor der Besichtigung der Empfangsräume hielt der Leiter der Station einen äußerst interessanten Vortrag, in dem er einleitend auf die Bedeutung der Funkentelegraphie vor dem Kriege hinwies und dann fortfuhr: „Aber erst im Kriege haben wir den Funkenempfang so recht schätzen gelernt. Eingekreist, abgesperrt von aller Welt, fanden wir keinen Draht mehr zu den andern, noch neutralen Ländern. Da begriffen wir den hohen Wert der einen Eigenschaft der drahtlosen Telegraphie, feindliche Länder einfach zu überspringen. Aber auch die zweite Eigenschaft, das gleichzeitige Befördern einer Nachricht an verschiedene Punkte, erwies sich als unschätzbar, zunächst allerdings nur für den Feind, hauptsächlich für England. Schon im Frieden gaben die englischen Stationen die Tagesereignisse an die Schiffe auf hoher See ab, so daß die Reisenden über alles unterrichtet waren, was in der Welt vorging. Diesen Dienst haben die Engländer schon im August 1914 sofort für ihre Propaganda ausgenützt und sich in den Poldhuberichten an Verhetzung und Verdrehung Maßloses geleistet. Die Berichte über die Anfangssiege der Deutschen in Belgien und Frankreich wurden einfach totgeschwiegen oder in gegenteilige Meldungen umgewandelt.

Im Laufe des Krieges hat dann auch Deutschland den funkentelegraphischen Dienst ausgebaut. Oesterreich besaß allerdings keine Mittel dazu und die einzige Station, die wir hatten, befand sich auf dem Kriegsministerium. Erst im Jahre 1915 wurde eine provisorische in Altenburg eingerichtet und 1916 dem Betrieb übergeben. Der Krieg also ist auf dem Sondergebiet der Funkentelegraphie erst schaffend aufgetreten. Eines seiner Ergebnisse ist der Rahmenempfänger, der die Antenne überflüssig macht und nur etlicher Drahtwindungen verschieden großer Weite bedarf. Der Rahmen kann selbst für die Aufnahme der Zeichen sehr weit entfernter Funkenstationen klein genug sein, um in einem Zimmer aufgestellt zu werden, und findet neben jedem Schreibtisch, ja allenfalls auf ihm Platz. Aber das Wesentliche dabei ist nicht allein der Rahmen, sondern auch der Hochfrequenzverstärker, in dem die vom Rahmen aufgefangenen Zeichen für den telephonischen Empfang überhaupt erst tauglich gemacht und zugleich mehrfach verstärkt werden.

Die Gesellschaft plant nun nach den weiteren Ausführungen des Leiters, die Funkentelegraphie hauptsächlich in den Dienst der Presse zu stellen. (Für die Sonderberichterstattung verliert die Funkentelegraphie allerdings ihren Wert, weil drahtlose Berichte immer abgefangen werden können. Für solche Fälle ist wohl der Draht vorzuziehen.) Ihr Programm ist, eine Organisation zu schaffen, die sich über ganz Europa erstreckt; denn Europa ist heute ein Tummelplatz vieler Kleinstaaten, und je mehr solcher Kleinstaaten ein Telegramm zu durchlaufen hat, desto teurer wird es, desto länger braucht es. Die Funkentelegraphie würde hier bedeutend besser und billiger arbeiten. Darum möchten wir, fuhr der Vortragende fort, eine Zentralstelle in Wien errichten. Alle teilnehmenden Länder senden dann ihr Nachrichtenmaterial in die Wiener zentrale Monsterempfangsstation hinein. Hier wird es auf eine allseits vereinbarte Sprache gebracht und von einer einzigen Zentralsendestation in das ganze Gebiet der Pressegemeinschaft hinausgesendet. Es braucht dann jedes Land nur eine Sendestation mit der Reichweite bis Wien und eine einzige Empfangsstation für die gesamte Netzpresse. Selbstverständlich empfängt dann z. B. Wien die Presse von Berlin, Prag die von Belgrad, Bukarest die von Kiew, Rom die von Moskau über diese Zentralstation.

„Das also," schloß der Vortragende, „ein gemeinsames funkentelegraphisches Pressezentrum samt Korrespondenzorganisation hier zu schaffen, ist unsere Absicht. Natürlich müßte es eine Privatunternehmung sein, weil einer staatlichen deutschösterreichischen Unternehmung der tschecho-slowakische Staat, Serbien usw. ihre Nachrichten kaum anvertrauen würden, schon aus politischen Gründen.

Nachdem der Vortragende seine Ausführungen beendete hatte, wurde ein Rundgang durch die Zimmer der Station angetreten, die sich im letzten Stockwerke des Amalientraktes der Hofburg befinden. Da sitzen die Beamten, die Hörmuscheln aufgebunden, und horchen die Morsezeichen ab. Uberall stehen rechteckig oder quadratisch geformte Rahmen, in denen die Drähte laufen. Lämpchen leuchten auf den Schreibtischen, geheimnisvolle Drähte laufen da und dorthin, und Hans Sachs würde, wenn er durch diese Räume ginge, vermeinen, einem Zauberer in die Hände gefallen zu sein. Jedenfalls war es eine ganz interessante Vorführung, für die den Veranstaltern alles Lob gebührt.

Die mundartliche Prosadichtung in Niederösterreich.

Von Leopold Buchsbrucker.

Eduard Ignaz Freunthaler[1]) liefert, hauptsächlich dem „Heimgarten“, [2]) um die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, kleine mundartliche Erzählungen, welche, wie „Sunntag is a Rosttog“, Legende im niederösterreichischen Gebirgsdialekt [3]), über den sehr mäßigen Durchschnitt durch ihre kindlich heitere Lustigkeit hinausragen. Für dumpses a schreibt Freunthaler o Der Hang zum Didaktischen verrät den Lehrer.

Johann Jantsch, ein durch einen Sturz erwerbsunfähig gewordener Halterbub, gab ein heftweise erscheinendes Sammelwerkchen und ein Bücherl „Bitt schön a Sträußerl!“[4]) mit kleinen, ländlichen Erzählungen aus den Bergen heraus, deren eingestreute Gespräche gute Kenntnis der Mundart verraten. Er sagt zwar selber, die Mundart umfasse ganz Niederösterreich, aber es handelt sich tatsächlich nur um Proben aus der Mundart an der steirischen Grenze, weshalb sie hier erwähnt werden.

In der Art Frimbergers, aber weit hinter ihm zurückstehend, sind die Geschichten Gustav Youngs, meist unländliches Milieu mit wienerischem Einschlag und guter Komik zum Thema habend.[5])

In ähnlicher ua-Mundart sind fünf kleine Erzählungen Franz Scherers in der Sammlung „Dorfschwalben“[6]), deren Herausgeber er ist.

„Wia da Gruaba Sepp zu sein Wei kemma is“ schildert ein „schlagfertiges“ Dirndel, dem seine Spröde dann selbst leid tut, und das schließlich zutraulich wird, und ist recht frisch und lebhaft von der Leber weg erzählt.

„Da Mausrodlwirt“, eine Fischdiebsgeschichte, deren Titelheld einen Fischdieb verfolgt, dem es aber infolge eines Bauchwehanfalles des Wirtes möglich ist zu entkommen und so noch dem Wirt zum Schaden auch den Spott des Vaters des Diebes einträgt, ist stellenweise (was ja im Thema liegt) wohl etwas derb, aber doch recht fließend und den Bauern des Schwechater Flachlandes gut in den Mund gelegt. (So der lange umständliche Satz im ersten Absatz.) „Wem Gott ein Amt verleiht“ . . stellt uns recht gut den mit Uhren und allen möglichen Dingen täuschelnden Bauern vor. „Zwoa Schlankln“ a Steuakapitel, die Sucht des Bauern, Steuern zu verheimlichen, dürfte das beste sein. Alle vier sind heiter und tendenzlos, wie ja überhaupt Scherer das Heitere mehr liegt. Hiefür gibt „Da junge Herr“ das matteste, der fünf Geschichteln, den besten Beweis. Es ist eine ganz gezwungene Art, in der Scherer dem Bauernstand lobsingen will. Zum Idyllensänger eignet er sich nicht. Immerhin sind seine Prosastücke unbeengt von Reim und Vers in ihrer Mundart, reiner als seine Gedichte. Trotzdem sagt er auch hier noch „gwest“ statt „gwen“ und die Inkonsequenz der Schreibung beweist seine Unsicherheit. So schreibt er „trag'n“, aber „hot's“, „was“, „woar“, einmal „Orbeit“, „wos“, „wor“. Ganz unmöglich ist „gloi“ für gleich und „Roathköpfle“ für „Rothköpfchen“. Einmal ist die Ueberschrift im Dialekt, einmal Hochdeutsch. Es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, alle Dialektproben, die in schriftdeutsche Dichtungen eingelegt sind, zu erwähnen, um so mehr, als es sich in den meisten dieser Fälle bloß um Erkennungszeichen, um Charaktermerkmale handelt und die dabei verwendete Mundart meist gar keine ist, sondern ein durch Anwendung von ui, oa und Apostrophen verdorbenes Hochdeutsch von Autoren, die nie in der Mundart sprachen oder schrieben, sondern bloß zum Teil dadurch die feinere Charakterisierung durchführen und anschaulicher, realistischer wirken, zum großen Teil aber bloß den Mangel an künstlerischem Können ersetzen wollen. Ich erwähne nur solche mundartliche Einlagen, die wirkliche Mundart sind oder zumindest von solchen Dichtern herrühren, die sich mundartliche Dichter nennen. Fürs erste kommt hier der ui-Oesterreicher Joh. Georg Frimberger in Betracht. In einer Anzahl von Büchern („Landsleut“, „Von Dahoam“, „Pfeffert und gsalz'n“, „Weinlandler“, „Dorfgeschichten“ [7]) bringt Frimberger gegen 35 kleine Erzählungen mit mehr oder weniger eingestreuter niederösterreichischer Mundart. In diesen Aufsätzen ist oft die melancholische, rührselige Seite herausgekehrt, die dem Flachlandbauern in Niederösterreich zusagt. „Die gute Seel“, „Alte Kameradinnen“, „Ein bitteres Brot“, „Armselig gelebt — gottselig gestorben“ usw., oder „Der Weg in die Ewigkeit“, aber sie sind doch in einer ländlichen Stimmung, traulich und warm zwischen den vier Wänden des Bauernhofes.

„Pfeffert und gsalzn“, Heitere Vortragsstücke. Wien, 1892, Max Merlin. Das Buch macht einen Verlegenheitseindruck.

„Weinlandler“, Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich. Oesterr. Verlagsanstalt, o. J.

„Dorfgeschichten“, 1881.

Wo es sich um heitere Themen handelt, — „Die teuern Frankfurter“, die Bauernburschenlogik beleuchten, „Fuxteufelswild“, das die oft in Lustspielen verwendete Situation zweier sich streitender Eheleute, die sich immer mehr und mehr in die Hitze hineinreden, bis sie sich tatsächlich raufen, beschreibt, und mit einem ganz originellen Ausgang („Und jatzt geh ih auf Bethlehem .. recht a ruahsame Nocht!“) ist, „Wia da Teufl oamal Floign hot gfressa“, oder „D'Ongschmierten“, wo ein altes Thema ganz besonders lustig, heiter und schelmisch erzählt, — versteht Frimberger fließend und spannend zu sein, die einfachsten Geschichten mit herrlicher Steigerung zu bringen, in einer natürlichen, ungezwungenen Komik und durchaus bodenständig zu bleiben. Man sieht ordentlich die prägnant geschilderten Personen in Stillfried, Ingersdorf oder Kirchberg herumgehen. Wenn es ihm in „Wos d' Hauser-Urschl oamal für a Kreuz hot ghobt“ gelingt, der alltäglichen Geschichte eine ungeheuer originelle und tiefsinnige Einkleidung (der Schnürriemen spießt sich, warum wird er nicht „og'schnitt'n“) zu geben, ist es ihm manchmal nicht möglich, das Bedeutungslose, Anspruchslose, Spießbürgerliche zu verstecken. („Wie der Lerl-Domini sich das Heiraten abgewöhnt hat“ oder „Segenkaspar“:)

Die Erzählungen halten sich im Hochdeutsch und die Mundart ist meist nur den Personen in den Mund gelegt, oder zwischen Anführungszeichen eingestreut und echt, so daß die Stücke, besonders was technische Fachausdrücke des Weinlandes anbelangt, gern als mundartliche Vokabelhefte und für das spielende Erlernen des Dialektes und das schulmäßige Einführen in denselben als Musterbeispiele gelten können.

„Von dahoam“, Geschicht'n und Gedicht'ln in niederösterreichischer Mundart. Wr.-Neustadt, 1888.

---

[1]) Siehe „Reichspost“ Nr. 322 vom 29. August.

[2]) „Heimgarten“, I. Jahrg. 1886, Seite 372.

[3]) Oder „Die zwoa Ganserln oder blunzendumm“, eine Parabel im niederösterreichischen Gebirgsdialekt, „Heimgarten“, I. Jahrg. 1886, Seite 634.

[4]) „Bitt schön a Sträußerl!“ Lustige Dorfgeschichten für'n Abend; Selbstverlag.

[5]) „Zum Lachen“, 1898, S. 77—177.

[6]) „Dorfschwalben“, deutsche Dialektdichtungen aus Oesterreich-Ungarn in Poesie und Prosa für Geselligkeit und Unterhaltung, 1900, ist eine Sammlung, die auch unter Beiträgen aller möglichen deutschen Mundarten 39 in niederösterreichischer Mundart bringt.

[7]) „Landsleut'“, Geschichten, Gestalten und Bilder aus dem niederösterreichischen Weinland, Verlagsanstalt, Wien. o. J.

Reichspost 2. IX. 1919 206

Jüdische Zeitung

4./VII. 1917

Mittwoch, 4. Juli 1917

Zeitung

1764

ıd gelehrten Sachen

tl. M. 2.70 bei tägl. zweimal. Zustellung. Durch die Post monatl. M. 2.50 od.
ühr. Anzeigen: 80 Pf. die Zeile, Stellengesuche 50 Pf. Stellenangebote auch
zuschlag 20 %. Keine Verbindlichkeit für Aufnahme in eine bestimmte
haus, Berlin SW 68, Kochstr. 22-26, u. in allen Geschäftsstellen des Verlages.

26 Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co. Moritzplatz 11 800, 11 801 bis 11 850, 15 280, 15 281 bis 15 291. Zentrum 8690

n Galizien.

Die Papier-Gefahr.

Von

Georg Bernhard.

Die Papiernot der großen Zeitungen wird, wie wir gestern schon mitteilten, auch den Reichstag beschäftigen. Heute bereits dürfte in den Verhandlungen des Hauptausschusses eine entsprechende Anfrage an die Regierung gerichtet werden. Diese Aufnahme der Angelegenheit durch den Reichstag ist um so erfreulicher, als bei einer früheren Gelegenheit, wo die Berliner Zeitungen, um die Oeffentlichkeit auf die drohende Not aufmerksam zu machen, kurz entschlossen zur Selbsthilfe griffen, die Abgeordneten durchaus nicht ohne weiteres geneigt waren, dem Ernst dieser Angelegenheit Rechnung zu tragen. Nun sind allerdings in der Zwischenzeit die damals schon recht bedrohlichen Verhältnisse im Zeitungsgewerbe unerträglich geworden. Nicht nur, daß die großen Blätter ihren redaktionellen Umfang auf ein Mindestmaß einschränken müssen, nicht nur, daß sie gezwungen sind, die Aufnahme wichtiger Anzeigen in größtem Umfange abzulehnen, viel schlimmer noch war in den letzten Wochen die Unregelmäßigkeit der Zufuhr. Auch wir wußten — ebenso wie andere Zeitungen — sehr oft am Morgen noch nicht, ob und in welchem Umfang wir unsere ohnehin schon recht zusammengeschrumpfte Abendausgabe herausbringen konnten. Und es war in alle geschäftlichen Betriebe eine Unsicherheit hineingetragen, die das Arbeiten für die Schriftleitungen, die Geschäftsleitungen und die technischen Angestellten geradezu qualvoll gestalteten.

Wenn es sich dabei nur um ein paar persönliche Widerwärtigkeiten handelte oder selbst nur um Einbußen an Gewinn, so würden wir davon wahrhaftig kein Aufhebens machen. Aber darum handelt es sich durchaus nicht. Es ist sogar nicht einmal ausgeschlossen, daß die Jahresrechnungen der großen Zeitungen angesichts der sehr hohen Papierpreise durch die Ersparnis an Papier einen Nutzen aufweisen werden. Die Frage ist eben, wie bereits angedeutet, überhaupt nicht materieller Natur. Es dreht sich hier überhaupt um gar keine bloße Angelegenheit der Verleger und der Zeitungen, sondern die Papiernot bedroht eine wichtige Stelle der deutschen Kriegführung. Daß ein Krieg nicht nur mit den Waffen geführt werden kann, sondern daß das Stimmungsmäßige dabei eine große Rolle spielt, haben unsere Feinde nicht erst im Kriege erkannt. Wenn wir heute auf die jahrelangen Preßerörterungen zurückblicken, die diesem Kriege vorangingen, so erkennen wir mit voller Klarheit, wie zielbewußt unsere Feinde diesen Krieg durch das Druckpapier vorbereitet haben. Wir sehen jetzt, wie planmäßig die Lügennachrichten des Reuterbüros und der Agence Havas, die hetzerischen Artikel der „Times", der „Daily Mail", des „New York Herald", des „Matin", des „Corriere della Sera", des „Secolo" und der „Nowoje Wremja" schon jahrelang die Stimmung gegen Deutschland im jetzt feindlichen und im noch neutralen Ausland vergifteten. Wir haben in Deutschland dem gegenüber alles verabsäumt. Unserer Beamtenschaft war die Presse ein Buch mit sieben Siegeln, die Zeitungsleute waren ihnen höchstens lästige Mahner und Kritiker. Wie wenig man bei uns die Bedeutung der Zeitungen noch bei Ausbruch des Krieges zu schätzen wußte, ging mit besonderer Deutlichkeit daraus hervor, daß von der Kriegserklärung ab gerechnet, mehrere Wochen die Ausfuhr deutscher Zeitungen ins Ausland verboten war. Während dieser Wochen, die unserer Aufklärungsarbeit auf solche Weise verloren gingen, meldeten die fremden Zeitungen deutsche Niederlagen und glorreiche Siege der Entente, sprachen von Revolutionen in Berlin und München und ließen unsere Freunde und Landsleute in der Ferne in banger Sorge um das Schicksal des Deutschen Reiches schweben.

Allmählich im Laufe des Krieges hat man dann langsam eingesehen, welche Bedeutung die Presse für die Bearbeitung der öffentlichen Meinung hat. Aber auch da zeigte sich zunächst ein vollkommenes Verkennen der Bedeutung der eigenen Presse. Durch unzählige Aufklärungsbroschüren, durch oft recht übereilte Telegramme an ausländische Gewährsmänner, durch eine wahllose Fütterung der fremdländischen Berichterstatter mit Nachrichten und aufklärenden Artikeln versuchte man von Deutschland aus für unsere Sache zu wirken. Und währenddessen blieben die deutschen Zeitungen in ihrem Text vernachlässigt und mager. Vergebens suchten die wohlwollen-

schwierigkeiten zu erleichtern. Aber leider ist nicht an allen anderen Stellen das gleiche Interesse zu bemerken. Während die mit der Verteilung des Papiers betrauten Behörden bisher tatenlos einer maßlosen Papierverschwendung in den verschiedensten Kriegsämtern zusahen, konnten sie sich nicht entschließen, etwas Wirksames zur Steuerung der Papiernot der Zeitungen zu tun. In ganz schematischer Weise ist eine Kontingentierung des Papierverbrauchs der Zeitungen bestimmt worden, die gerade diejenigen Blätter bestraft, denen eine Vergrößerung des Absatzes im Inland und Ausland, und damit natürlich die Erzielung einer breiteren und tieferen Wirkung im Interesse der deutschen Sache gelungen ist. Der Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Herr Dr. Helfferich, der in allererster Linie die Verantwortung für diese Zustände zu tragen hat, hat es bisher an jedem Verständnis für das Wesen der Presse und ihrer Bedürfnisse fehlen lassen. Wir sind heute noch nicht einmal in der Lage, sagen zu können, ob es uns möglich sein wird, die Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstages zu veröffentlichen. Wir hoffen, daß der Reichstag nun endlich einmal ein deutliches Wort sprechen wird. Nicht für die deutschen Zeitungen, sondern für die deutsche Sache.

Neues Wiener Tagblatt 6./III. 1917

Theater, Kunst und Literatur.

Franz Molnar.

Eine Porträtskizze.

Von Ernst Goth.

Kurz vor dem Kriege bat ihn eine Zeitschrift um eine Selbstbiographie. Molnar schrieb: „Ich wurde am 12. Jänner 1878 in Budapest geboren. Hierauf folgten fünf Jahre Pause, dann besuchte ich sechzehn Jahre lang ununterbrochen verschiedene Schulen. Die meiste Zeit, acht Jahre, habe ich auf dem Budapester reformierten Gymnasium, die wenigste an der Universität zugebracht, von der ich mich Raummangels halber ins „Café Central" zurückzog. Ein Jahr verbrachte ich an der Universität Genf, wo ich mich mit Kriminalistik und Statistik befaßte. 1896 erschien ich unerwartet in der Redaktion des „Pesti Hirlap", mit dem Entschluß, Journalist zu werden. Doch der damalige Chefredakteur war eben auf der Jagd, ich wartete, bis er heimkehrte, und konnte deshalb meine Stellung erst nach vierzehn Jahren einnehmen. Ich bekleide sie noch heute. Die dazwischen liegende Zeit verbrachte ich beim „Budapesti Naplo" und beim „Pesti Naplo".

In diesen vierzehn Jahren hat Franz Molnar ein neues journalistisches Genre geschaffen und — so nebenbei — Budapest entdeckt. Er schrieb kurze Dialogskizzen, die an irgendeine Aktualität anknüpften: Stubenmädchen unterhielten sich darin über ihre Herrschaften und die Zustände des Haushaltes, Dienstmänner tauschten politische Ansichten aus, Falschspieler und Winkelagenten führten Fachgespräche, Börseaner, Kokotten, Jourjünglinge, Backfische traten auf — und alle diese Dialoge sprühten von erlauschter Echtheit und Lebendigkeit, gaben in prägnantester Form so kräftige Eindrücke vom Empfindungsleben, vom Denken, von der Vorstellungswelt dieser Menschen, deren aller Existenz von der Großstadt in ganz spezifischer Weise geformt war, daß man mit einem Male erkannte: Hier ist Budapest. Nur hier. In diesen Gestalten, in diesen Gesprächen lebt mit unerhörter, mit phonographischer Treue der Alltag dieser merkwürdigen, jugendfrischen und genußgierigen Stadt auf, die orientalisch lässige Behaglichkeit mit witzigster Agilität vereint, in deren Sprache und Bevölkerung magyarische, deutsche, slawische Elemente ganz besondere Mischungen eingehen, die lange nicht mehr zum Osten und nicht immer zum Westen gehören. Molnar hatte sie entdeckt. Er war der erste Schriftsteller, der sozusagen auf dem Budapester Asphalt großwuchs. Und er hatte nicht nur das Auge und das Ohr für das Charakteristische; er hatte auch den Sinn für das Drollige, Lustige, Verzerrte, Verballhornte in den Gesprächen all dieser Figuren. Er unterstrich es und gab seinen eigenen schlagkräftigen Gaminwitz dazu. Diese kleinen Dialogskizzen, die er mit unbegreiflicher Fruchtbarkeit produzierte — Jahre hindurch erschien täglich eine neue — wurden bald verschlungen, machten ihn rasch bekannt, berühmt, von Verlegern umworben. Und so viel Molnar seither geschrieben, sie sind vielleicht bis heute sein Eigenstes und Echtestes.

Zwischendurch merkte man gelegentlich, daß auch hinter seinem, wie hinter jedem wahren Humor Gemüt stecke. Unsentimental, ein wenig karikiert zeigte es sich in den kleinen Dialogen, in denen er Schulkinder auftreten läßt. Auch hier eine verblüffende Fähigkeit, sich in die Psyche des Budapester Pennälers einzuleben, seine Sprache zu erhaschen. Die Amüsements, die geheimen Verbindungen und Unternehmungen Zehn- und Zwölfjähriger wurden da mit vollem Verständnis ihrer Bedeutung und Wichtigkeit für die Teilnehmer behandelt. Und vom selben Standpunkt zeichnete er sehr kundig manche Regung des „Frühlingserwachens", doch ohne die anklägerische Wucht Wedekinds, mehr mit leiser, neidvoller Sehnsucht nach dem verlornen Kinderland. Witzig und belustigend blieb auch hier stets das bewußt unternommene Hinabsteigen zur Kinderprimitivität, dieses Sichzurückschrauben, bei dem der Erwachsene, Wissende mit manchem Zug die Eltern traf — die im Kaffeehaus sitzen oder ihren Mund vor den Kleinen nicht hüten.

In diesen Dialogen liegen alle seine späteren Werke beschlossen. Hier sammelte er

Vossische Zeitung
10./VII. 1917

Dienstag, 10. Juli 1917

Zeitung

1704

nd gelehrten Sachen
der Morgen-Ausgabe aufgeführt
2-26 ★ Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co. Moritzplatz 11 800, 11 801 bis 11 850, 15 280, 15 281 bis 15 291. Zentrum 8690

rise.

33 Fesselballons im Juni abgeschossen.

Der Papiermangel.

Klagen eines Auslandskorrespondenten.

Von

Paul Schlesinger.

Berichterstatter der „Vossischen Zeitung".

Nachdruck erbeten.

✻ **Bern**, im Juni 1916.

Der deutsche Auslandskorrespondent möchte manchmal zu gewissen Maßnahmen im innerpolitischen und wirtschaftlichen Leben Deutschlands auch seinerseits Stellung nehmen. Aber er bescheidet sich meist in der Erkenntnis, daß er ja von deutschen Vorgängen gewöhnlich nur die nackten Resultate zu sehen bekommt, während ihm die oft sehr tiefliegenden Gründe der Entscheidungen, ihre Voraussetzungen und Bedingungen verschlossen bleiben. Andererseits darf er doch geltend machen, daß er im Auslande besser als mancher zuhause in der Lage ist, gewisse Wirkungen zu beobachten und er fühlt die Verpflichtung, gewisse Wahrnehmungen als Material mitzuteilen und dringende, warnende Vorstellungen zu erheben.

Die Beschränkung des Papierverbrauches, die in ihrem gestaffelten Aufbau die großen Zeitungen in allererster Linie trifft, greift nun besonders schmerzlich in die Tätigkeit des Auslandskorrespondenten ein. Man wolle nicht glauben, daß dies eine persönliche Angelegenheit des Korrespondenten sei. Es sind ja eben nur die ganz großen Zeitungen, die nach den waltenden Anschauungen sich nicht nur den Luxus erlauben können, sondern eigentlich auch die Verpflichtung haben, eigene Berichterstatter im Auslande zu unterhalten, d. h. ein Material zu bieten, das über den Rahmen der von den offiziösen Korrespondenzbüros gesammelten Nachrichtenmenge weit hinausgeht. Die Bedürfnisfrage wird schon durch die Tatsache bejaht, daß ja nicht nur die großen Zeitungen selbst ihren Vorteil aus unserer Tätigkeit ziehen — in Wirklichkeit macht sich die gesamte deutsche Presse unsere Tätigkeit zunutze. Offizielle und private Büros leiten von Berlin und anderen Zentren aus das wesentliche Material an die kleinen Zeitungen weiter. Und nicht nur das Inland, auch das neutrale, ja feindliche Ausland nimmt an diesem Nachrichtenverkehr teil. Erst in der Weitergabe und allgemeinen Verbreitung unserer Meldungen sehen wir die Bestätigung dafür, daß wir nicht nur daseinsberechtigt sind, — daß wir vielmehr unter Umständen zu einer ganz bestimmten nützlichen, ja notwendigen politischen Mitarbeit berufen erscheinen.

Es ist ja nun kein Geheimnis, daß allerhand geschäftliche Rücksichten der Tätigkeit des Auslandskorrespondenten auch im Frieden schon eine bestimmte Grenze setzen; gegenüber der Fülle dessen, was berichtenswert ist, erscheint der zur Verfügung stehende Platz immer gering, und die Privatkorrespondenz des Berichterstatters mit seiner Redaktion ist gewöhnlich erfüllt von gegenseitigen Klagen. Der gewohnte Raummangel verschlimmert sich aber durch die Fülle des amtlichen Stoffes, der den Zeitungen in diesen Kriegszeiten geliefert wird. Militärische Berichte, Verlautbarungen und Anforderungen auf allen Gebieten der inneren und äußeren Politik, vor allem aber des Wirtschaftslebens, nehmen heute einen Raum ein, der vollkommen genügen würde, ein Blatt mittleren Umfanges zu füllen. Hierdurch wird der für die eigene Arbeit der Redaktion und ihrer auswärtigen Vertreter verfügbare Platz schon auf das äußerste beengt. Wird nun der Papierverbrauch abermals weiter eingeschränkt, so leidet darunter wieder in erster Linie die eigene Arbeit des Blattes, da ja das amtliche Material in seinem vollem Umfange bestehen bleibt, vielleicht sogar noch wächst, weil ja die Einschränkung die Zeitungen stoffbedürftig erscheinen läßt. Die Eigenleistung des Blattes fällt zum Opfer und damit alles Besondere und Kennzeichnende; Leitartikel, Privattelegramme und Unterhaltungsstoff schwinden dahin. Es schmilzt das längst nicht mehr allzufeste Fleisch, und was übrig bleibt, ist das Gerippe des amtlichen Materials, das bei allen Zeitungen gleich aussehen muß und so eine trostlose Uniformierung der deutschen Presse bewirkt. Geht das so weiter, so wird man bald liberale Zeitungen von konservativen, Zentrumsorgane von denen der Sozialdemokratie nur noch durch Druck und Titelkopf unterscheiden können, und nur die kleineren Blätter, deren Papierverbrauch ja weniger eingeschränkt ist, würden in der Lage sein, durch eigene, oder oft aus gemeinsamer Quelle gespeiste Leitartikel die öffentliche Meinung Deutschlands darzustellen.

respondent folgende Information: Personen,

Die Fortsetzung des Romans „Der junge Dichter" von Rudolf Hans Bartsch befindet sich auf Seite 16 vom 18. Juli

Feuilleton.

Kriegsstammbuch der Stadt Wien.

Die Gemeinde Wien hat soeben im Buch- und Kunstverlag Gerlach u. Wiedling ihr prächtiges Kriegsstammbuch erscheinen lassen, das in Zukunft eine wertvolle und inhaltsreiche Erinnerungsgabe an den Weltkrieg darstellen wird. Nicht nur die zahlreichen Bildnisse führender Männer der vier verbündeten Staaten, die an leitender Stelle am Kampf gegen eine Welt von Feinden teilnahmen, sondern auch die reiche Fülle von schönen, künstlerischen Umrahmungen und Kleinbildern machen dieses Buch zu einem Denkmal der Tage, die wir alle miterlebten und deren Ende noch keiner voraussbestimmen kann. Die Zeichnungen von Brosch, Gareis, Heusser, Kaiser, Ofner, Roth, Staeger, Steidler und Strasser weisen eine große Zahl feiner und kraftvoller Ideen auf und bilden eine sinnvolle Beigabe zu den Wahlsprüchen und Denkworten der Herrscher, Feldherren und Staatsmänner, die in deutscher, bulgarischer und türkischer Schrift als Gaben für dieses Stammbuch gedacht sind.

„Die eigenhändig geschriebenen Stammbuchblätter," schreibt der Bürgermeister Dr. Richard Weiskirchner in seiner schlichten und kraftvollen Vorrede, „wurden als ein seltenes, hohes Gut der wertvollen Handschriftensammlung der Stadt Wien eingereiht." Die genaue Wiedergabe der persönlichen Schriftzüge im vorliegenden Druckwerk stellt eine Auslese aus diesem Gesamtbesitz der Stadt Wien dar und ist allen gewidmet, die den Krieg als Kämpfer an der Front oder als Helfer im Hinterland miterlebt haben. Der Erlös, den man im vorhinein als sehr beträchtlich voraussagen darf, fließt der städtischen Kriegsfürsorge, also Tausenden von Armen und durch die schwere Zeit Bedrückten, zu, gewiß die beste Verwendung der auf solche Art eingehenden Summen, die das Oberhaupt der Reichshaupt- und Residenzstadt ins Auge fassen konnte.

„Ich vertraue auf meine Völker und bitte den Allmächtigen, daß Er unsre gerechte Sache in Seine gnädige Obhut nehme." 1915 in Schönbrunn geschrieben, stehen die Zeilen unter dem Bildnis weiland Kaiser Franz Josefs. „Wer Treue hält, dem wird der Segen Gottes nicht fehlen." Diese einfachen und schönen Worte schrieb Kaiser Karl der Stadt Wien ins Kriegsbuch. „Dennoch!" lautet der tapfere Spruch Kaiser Wilhelms. Mehmed Rechad, des Kaisers der Ottomanen Bildnis, trägt in arabischen Buchstaben die Unterschrift: „Mit Hilfe des Allmächtigen sind die Siege unsrer verbündeten Heere auch für die Zukunft sicher hoffnungsvoll. Ich flehe Gott an, daß diese Erfolge zu einem glänzenden Frieden führen." Aus der Heiligen Schrift stammt das Wort des bulgarischen Zaren Ferdinand:

schaftspolitik nach dem Kriege.

„Qui non est mecum contra me est." (Wer nicht mit mir ist, ist wider mich.) Kronprinz Wilhelm sagt: „Der Hieb ist die beste Parade." Ludwig der Dritte, König von Bayern: „Die Gewähr für die Dauer eines Bündnisses liegt darin, daß es nicht nur treu gehalten wird, sondern auch allen Teilnehmern bleibenden Nutzen bringt." Friedrich August III., König von Sachsen: „Gott, der allmächtige Lenker aller irdischen Dinge, hat uns bis jetzt geholfen, er wird uns auch weiterhelfen." Wilhelm II., König von Württemberg: „In diesem großen Kriege lernen wir, gottesfürchtig sein. Ueber allem Jammer des Einzelnen, der sein Opfer dem Vaterland dargebracht, leuchtet das Vertrauen, daß keiner umsonst gestorben und daß uns Gott in unsrer gerechten Sache nicht verläßt." Alle deutschen Bundesfürsten und die Bürgermeister der freien und Hansestädte haben sich mit kraftvollen Worten in dem Buche verewigt, ebenso alle Mitglieder unsres Kaiserhauses. „Vorwärts!" klingt Hindenburgs Manneswort. „Gott vertrauen und der eigenen Kraft!" der Wahlspruch Mackensens. Enver-Pascha hat in festen Zügen das deutsche Wort „Felsenfest!" unter sein Bild geschrieben. Schön und schlicht ist des Generalobersten v. Kluck Ausspruch: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm!" Vornehm gedacht sind General der Infanterie Boroevic' Verse:

„Als dein erbitterter Feind in Polen, Galizien und den Karpathen
Dank ich dir, tapferer Reuße, von ferner südlicher Front,
Denn am Sieg über deine Millionen, an deinen Fersen, da lernt' ich!

erem Lasten, die auf jedem ein-
vielleicht hindern, dieses schöne
r Bedeutung für die Zukunft
digen. Man bedenkt in der
cht immer den Wert, den eine
kommenden Zeiten haben wird.
ht zweifelhaft, daß das Kriegs-
Stadt Wien in späteren
zu einem der gesuchtesten und
Prachtwerke gehören wird,
ervorgebracht hat. Denn es ist
liches an die Seite zu stellen,
n in bezug auf die Vollständig-
ichkeiten nicht, die im Weltkrieg
traten. Der Bürgermeister der
t sich durch die Einleitung und
der mühseligen Sammelarbeit,
gebige Ausstattung und durch
ahl der Künstler und des Ver-
es Verdienst für unsre Kinder
er erworben, für die das Buch
atz aus den schweren, aber
gen sein wird, in denen ihre
Heimaterden gegen den An-
r Myriaden verteidigten und
hten, die wir selbst erst in
Entfernung werden würdigen
er heller werden sie strahlen,
n, und um so manchen der
ie wir als Zeitgenossen im
unsrer Vaterstadt vielleicht
achten, wird später einmal die
unten, wunderbaren Ranken
ge und das Heldenlied.

P. B.

18.VIII.1917

Frankfurter Zeitung

27./VII. 1917

Angst, ihre eigenen Truppen könnten durch das vorgebliche russische Beispiel angesteckt werden?

Schwer und ernst wird unsere Arbeit sein, und ich bedarf zu ihrer Durchführung Ihrer vollen persönlichen Hingabe und des entschlossenen Willens aller Mitglieder, auch einmal persönliche Wünsche gegenüber der großen allgemeinen Aufgabe zurückzustellen. Die neue Ordnung und die neuen Ziele, denen die städtischen Bühnen zugeführt werden sollen, stützen sich in ideeller Hinsicht auf den Willen, der in den fortgeschrittenen Schichten der Frankfurter städtischen Bevölkerung in Bezug auf das Theater unverkennbar herrscht und auf die hier schon in glücklicher Weise seit Jahren in Angriff genommene soziale Theaterpolitik. Den Volksvorstellungen — die Vorstellungen für die ärmeren Klassen der Bevölkerung — die in der neuen Spielzeit sich einschließlich der Aufführungen für die kriegsbeschäftigten Arbeiter auf 44 erhöhen werden, wird unsere besondere Aufmerksamkeit und Liebe zu gelten haben.

Lassen Sie mich mit dem Wunsche schließen, daß es unserer gemeinsamen Arbeit gelingen möge, die Frankfurter städtischen Bühnen über die Zeiten des Krieges hinweg in eine glücklichere Periode friedlicher, geistiger und künstlerischer Arbeit hinüberzuleiten und sie nach mannigfacher Beunruhigung auf eine Stufe zu bringen, die der Bedeutung der Stadt Frankfurt als einer der allerersten städtischen Gemeinbürgerschaften im Reiche entspricht.

Die Feldbuchhandlungen.

Aus Anlaß der Sammlungen zur Feldbücherspende ist an dieser Stelle auch wiederholt von den Feldbuchhandlungen die Rede gewesen, zuletzt im 1. Morgenblatt vom 11. ds. Hans v. Weber in München, der sich seit anderthalb Jahren sehr eingehend mit der Frage der Feldbuchhandlungen befaßt hat, wandte sich in der erwähnten Nummer von allem gegen die Feldbuchhandels-Monopolisten. Inzwischen sind uns noch zahlreiche Mitteilungen Feldgrauer zur Feldbuchhandelsfrage zugegangen, die zum Teil die vorgebrachten Klagen bestätigten und erweiterten, zum Teil aber auch Erfreuliches über die Bestände einzelner Buchhandlungen zu berichten wußten. Nun von dem einen Interesse gelenkt, unsere Truppen mit den besten Büchern versorgt zu sehen und dies auf möglichst bequeme Art und unter Ausschaltung unberechtigter Kriegsgewinne für die Unternehmer, geben wir heute einem Verteidiger und einem Gegner der bestehenden Einrichtungen das Wort. Herr Geh. Hofrat Kommerzienrat K. Siegismund in Berlin, 2. Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, läßt uns einen großen Aufsatz zugehen, den wir nur auszugsweise wiedergeben können. Er berichtet darin, daß er im Juni mit Vertretern des Kriegsministeriums und des Generalquartiermeisters eine Besichtigungsreise unternahm, die sich über das Gebiet von vier Oberkommandos erstreckte:

„Im Anschluß an Besprechungen mit Vertretern buchhändlerischer Körperschaften hatte der Generalquartiermeister im Januar 1916 Leitsätze für die Einrichtungen von Buchhandlungen auf den Kriegsschauplätzen zur Versorgung der Truppen mit Lesestoff und Schreibmaterialien herausgegeben, nach denen eine einheitliche Regelung innerhalb eines größeren Gebietes, im allgemeinen innerhalb eines Armeegebietes, durch Verpachtung an einen deutschen Buchhändler oder, wo das aus militärischen Gründen nicht angängig war, durch Einrichtung eines reinen Militärbetriebes vorgesehen war. Es wurde eine Neuorganisation des Lesestoff-Verkaufes in allen Armeen auf Grund von Pachtverträgen mit Unternehmern geschaffen; nur in einer Armeeabteilung, wo aus militärischen Gründen der Betrieb von Feldbuchhandlungen durch Privatunternehmer nicht angängig erschien, wurde ein reiner Militärbetrieb eingerichtet. Während über diesen, trotzdem er ohne buchhändlerische fachmännische Kenntnisse aufgebaut werden mußte, keinerlei Klagen laut wurden, verstummten solche über die von den Unternehmern betriebenen Feldbuchhandlungen nicht. In den Feldbuchhandlungen sollte Schundliteratur verkauft werden, die gebotene Auswahl zu gering, die Versorgung ungenügend sein, die Monopolstellung einzelner Unternehmer zu Ungunsten der Truppen und der heimischen Verlags- und Sortimentsbuchhändler ausgenutzt werden.

Zur mündlichen Erörterung entsandte der Kriegsminister zwei Herren seines Ministeriums sowie den Berichterstatter in das Hauptquartier. In der Besprechung wurden zunächst die Klagen gegen die Monopolstellung der Firma Stilke und das Ergebnis der Reise zweier Sachverständiger des Börsenvereins nach dem Gebiet Ober-Ost erörtert. Der Bericht zeigte, daß die Versorgung der Ostfront mit Lesestoff durch die Firma Stilke im großen und ganzen einwandfrei ist und daß von der Uebernahme zweier Armeegebiete durch eine vom Börsenverein zu gründende Gesellschaft dringend abzuraten sei, weil ein Wechsel des auf dreijährigen Erfahrungen beruhenden Betriebes möglicherweise zum Schaden der Truppen ausschlagen würde.

Ueber die Feldbuchhandlungen der Armeen des Westens lagen bei dem Generalquartiermeister Berichte vor, nach denen die genannten Klagen im allgemeinen als gegenstandslos zu bezeichnen waren, es wurde aber angeregt, den Offizieren, denen bei den Armee-Oberkommandos die Beaufsichtigung der Feldbuchhandlungen obliegt, buchhändlerische fachmännische Berater zuzuteilen. Des ferneren wurde von den Vertretern des Kriegsministeriums angeregt, zur Versorgung der Mannschaften in vorderster Stellung den Lesestoffverkauf an der Front auf eine breitere Grundlage zu stellen, indem die Marketendereien dazu mit herangezogen würden. Die Versorgung solcher Verkaufsstellen könnte durch die Feldbuchhandlungen selbst oder durch eine vom Börsenverein zu gründende Gesellschaft geschehen und der Nachschub auf dem für die Marketendereien vorgeschriebenen Wege erfolgen. Diese Fragen sollten durch praktische Prüfung in einzelnen Armeegebieten, welche der Generalquartiermeister bestimmte, geklärt werden.

Die Besichtigungsreise ging zunächst in das Gebiet der Armeeabteilung, die den reinen Militärbetrieb hat. Die Leitung liegt in der Hand eines Majors der Etappen-Inspektion. Die getroffenen Einrichtungen, die ohne fachmännische Beratung geschaffen waren, mußten als den Anforderungen entsprechend bezeichnet werden. Aus dem sorgfältig zusammengestellten reichhaltigen Hauptlager werden die 34 im Gebiete vorhandenen Verkaufsstellen versorgt. Der Verkehr mit den einzelnen Verlegern, die den üblichen Buchhändlerrabatt gewähren, spielt sich ohne Schwierigkeiten ab. Mit 7 Mann in der Zentrale und 36 Mann in den Verkaufsstellen wird der

militärischen Verrat ist. Eine ganze Division der 11. Armee an der galizischen Front wurde deshalb von

von Baranowitschi setzte eines unserer Flugzeuge ein feindliches in Brand.

und Besitzverhältnissen lassen sich weitgehende Unterschiede aufzählen. Der Bauer in der Rheinebene oder in direkter Um-

bildungsschulen können sie nicht konkurrieren. Das hängt aber mit den fehlerhaften Grundlagen zusammen, auf denen man

Bücher.

Von Kasimir Edschmid.

Sehr geehrter Herr Redakteur.

Ihr Brief, der mich bittet, Ihnen eine Liste von Büchern zu schreiben, geeignet als Spende für die Menschen, die der Wahnsinn dieses Krieges zwingt, entfernt ihrer menschlichen Bestimmung draußen zu stehen, zu kämpfen und zu warten, Ihr Brief deckt sich mit vielen, die mir von dieser Seite selbst zugegangen sind. Diese suchten, gewöhnlich in neueren Dingen, voll Drang, aber ohne Erfahrung, Wege und Hinweis. Sie aber übermitteln mir Vorschläge. Sie möchten, wie Sie schreiben, eine graduelle Teilung des Planes. Ihnen erscheint es gut, einen gesunden Stamm von Büchern für das, was Sie wohl den „unbefangenen Leser" nennen würden, aufzustellen und dann etwa unter Bedenken der steigenden Kulturmöglichkeiten die Vorschläge sich zu einer Pyramide zusammenziehen zu lassen, deren köstliche Spitze etwa Intellektuellen zukäme. Gestatten Sie mir Ihnen zu sagen, daß hier die Möglichkeiten unseres Verständnisses zur gemeinsamen Arbeit enden. Ich finde Ihren Vorschlag klug, aber ich möchte anders vorgehen, sagen wir: demokratischer.

Ich mache bei den Büchern nur den Unterschied des Wertes und der Bedeutung, vielleicht den der Gesinnung. Ich werde nicht, um auch nach dieser Seite hin Bedürfnissen entgegenzukommen, Otto Ernst und Rudolf Herzog, auch nicht Zobeltitz empfehlen. Aber ich glaube, meine Liste, die nach der Qualität geht, wird noch weitherziger sein. Denn ich mache auch bei den Lesern keinen Unterschied. Mir scheint jeder unbefangen. Ich erkenne die Möglichkeit von Schwierigkeiten nur an, wo es sich um Bücher zeitgenössischer Problematik handelt, Schwierigkeiten im ersten Aufnehmen der Gefühle und des verstärkten Stils. Aber gerade diese einzige Schwierigkeit scheint mir wichtiger als alles andere

Denn nichts möchte ich mehr widersprechen als jener Ansicht, daß gerade unsere junge Kunst etwas sei für Literaten, für „Fortgeschrittene", für jene unerträgliche Gattung der „Connaisseure". Ich möchte im Gegenteil Ihren Lesern sagen, daß sie vor allem junge Dichter hinaussenden! Man soll sich mit ihnen herumschlagen. Mir schrieb ein Mann aus dem Felde einen gereizten Brief. Er schrieb: „Ihre Bücher finde ich abscheulich. Aber ich kann mir nicht helfen, sie beschäftigen mich ohne Pause. Ich weiß nicht, woran es liegt, ich greife wieder danach, obwohl ich sie hasse. Ich habe meinen Hund im Zorn nach Ihrem Vornamen getauft."

Glauben Sie mir, sehr geehrter Herr, daß dieser Brief mich mehr bewegt hat mit Genugtuung als andere, die eine Anerkennung mir mitzuteilen die Notwendigkeit fühlten. Denn sehen Sie, es kommt keineswegs, hier wie bei allen Dingen darauf an, daß eine Sache gefällt schlechthin Das wäre zu einfach. Vielmehr ist wichtiger, daß sie zur Diskussion gestellt wird. Daß die Diskussion mit neueren Dingen schwerer ist als mit anerkannten, ist ein Grund mehr, sie zu bevorzugen.

Indem ich bei den Menschen nichts voraussetze als die Lust am Lesen allein, bei den Büchern nichts als ihren Wert, kann es nicht fehlen, daß bei dem Aneinanderstoßen so großer Einfachheit und so großer Strenge ein möglichst ideales Resultat zu erzielen ist. Dies ist die einzige Basis, die elementar und voll höchster Forderung ist. Sicherlich gibt es kein sogenanntes „Emporlesen", durch das in vergangener Zeit strebsame Liebhaber des Volkes Köchinnen zu Literaturhyänen befördern wollten. Dies wäre eine erschreckende Perspektive. Aber es besteht kein Grund, daran zu zweifeln, daß jemand Gerstäcker und Schickele, Keller und Kafka liebt oder zum wenigsten, den einen als ein Erbteil ruhig genießend, mit dem anderen auf seine Weise sich auseinandersetzen kann. (Gewiß ist das richtig. Aber für Leute, die noch nicht viel gelesen haben, jetzt erst dazu kommen, kann auch ein anderes richtig sein. Eines schickt sich nicht für alle. Der Redakteur hat z. B. einem Feldgrauen zunächst Kellers „Gerechte Kammacher" geschickt, hat ihn dann Spielhagen, Fontane, Storm, C. F. Meyer, Thomas Mann lesen lassen, dann sandte er ihm Edschmid, Sternheim, Essig, Meyrink, Kafka und Brod. Natürlich sollte das keine Treppe sein. Der Feldgraue sollte zunächst einmal für das Buch überhaupt, für eine ihm plausible Erzählung, jedoch von höchstem Rang gewonnen werden. Hätte der Redakteur etwa mit dem „Golem" Meyrinks beginnen sollen? D. Red.) Dies also ist, sehr geehrter Herr, der Boden, von dem aus ich zu Ihnen reden kann. Da ich nichts annehme als den Begriff Leser, ohne jede psychologische Verzerrung, nichts als das menschliche Geschöpf mit Sehnsucht nach Gedrucktem, wird meine Auswahl, die ich ohne zu suchen und lediglich aus meinem raschen Denken heraus Ihnen schreibe, ebenso urban wie voraussetzungslos, so absolut wie geprüft, so weitherzig wie persönlich sein.

Vergessen Sie vor allem den Stoff nicht! Er ist nicht die Hauptsache, vielmehr seine Gestaltung allein. Aber unterschätzen Sie nicht die Macht der Vorwürfe der Prosa. Verlangen Sie: nichts vom Krieg, es sei denn künstlerisch. Doch die Frage ist hinfällig. Noch gibt es nichts, Empfehlen Sie Dinge, die andere Welten schildern, anderen Geruch an sich haben. Lassen Sie Welt aufleben, dort, wo die Bücher hinwandern. Lassen Sie die stille, unbedingte Wucht des Ethos walten. Geben Sie Bücher ganz seinen Gehalts, ohne Handlung. Lassen Sie das Blut sich freuen, scheuen Sie keinen Gedanken, der dies verkennt. Tun Sie das Exotische hervor. Tun Sie es ebenso mit dem Schlichten. Dies alles, sehen Sie, was sich realisiert in dem Worte „Lektüre", dies alles ist der Leser, der Sie ansieht. Die Möglichkeitenmenge strömt zurück auf ihn. Er wird dies alles nehmen. Aber eine Forderung halten Sie streng darüber: es muß gut sein! Und noch eins: Nehmen Sie nicht nur Deutsche. Seien Sie weltmännischer in Ihrer Absicht. Wo es auf den Wert ankommt, ist ein guter Ausländer immer besser als ein schlechter Autochthone. Seien Sie nicht ängstlich und bleiben Sie nicht im Kleinen eines großen Planes stecken.

Da sind einfache stille Bücher: Hermann Hesse: „Knulp". Wilhelm Schmidtbonn: „Legenden". Wilhelm Schäfer: „Lebenstag". Dies sind drei Rheinländer Nehmen Sie dazu den Flamen De Coster: „Die Hochzeitsreise". Den Schlesier Hermann Stehr: „Das Abendrot". Carl Hauptmann, diesen liebenswerten und selten ganz vollendeten: „Einhart der Lächler". Francis Jammes, den Franzosen: „Der Hasenroman".

Die großäugigen Tiergeschichten des Dänen Svend Fleuron: „Winter im Jägerhause". Da sind nur Rehe, Falken, Hirsche, Eulen, Wald und Himmel ... viel schöner und anständiger diese Tiere als die Menschen. Das Buch des Dichters Rilke über Rodin, ein Hymnus auf die Kraft und Schönheit. Des Flamen Bergmann Buch: „Advokat Ernst Staas" Der Dichterin Annette Kolb schönen Roman: „Das Exemplar." Ricarda Huchs: „Vita somnium breve". Gerhard Oukama Knoops: „Das A und das O".

Vergessen Sie die Droste nicht. Nicht Isolde Kurz in ihrer klassischen Vornehmheit: „Florentinische Erinnerungen". Eichendorff: „Leben eines Taugenichts." Des Magyaren Ernö Szép leichte und edle: „Ungarische Skizzen". Die Novellen Storms. (Die Bücher Fontanes! D. Red.) Des zärtlichen Robert Walser in Deutschland noch nie erreichte jünglingshafte Grazie, zu Idyllen klassisch geformte moderne ganz kleine Prosa: „Aufsätze". (Wilhelm Schäfers „Anekdoten". D. Red.)

Die von Martin Buber übertragenen Geschichten des großen Juden des Baalschem. Die flötenhaft reichen auf Seide gemalten gar nicht mehr irdischen Märchen der Chinesen. Prosa von Hebbel. Von A. Stifter: „Studien" Von Chamisso: „Peter Schlemihl". Jens Peter Jacobsen, den zarten Dänen: Novellen. Des edlen Romain Rolland: „Jean Christophe". Und dann Tolstoi, viel Tolstoi. Mörike: „Maler Nolten".

Nehmen Sie Dinge wilderen Atems: alles von Georg Büchner: „Wozzek", „Dantons Tod", „Leonce und Lena", „Lenz", Briefe. Nehmen Sie die wilde Ungeheuerlichkeit Dostojewskis. Des Deutschen Heinse hundertdreißig Jahre altes fabelhaftes Buch: „Ardhingello".

Dann Nordländer. Den wilden zubeißenden Jensen: „Das Schiff". Den Norweger Knut Hamsun: „Viktoria" und: „Hunger". Dies ist einer der größten und eigenartigsten lebenden Dichter, noch wilder im Herzen als Jensen. Den marmornen Franzosen Flaubert: „Salambo" und: „November" und: „Madame Bovary". Viel Balzac. Dann Strindberg: hassend in „Schwarze Fahnen", aber auch verzerrt vor Demut im „Buch der Liebe".

Eines der größten Bücher, das nur wenige noch völlig lesen: Jean Pauls Riesenwerk: „Titan". Des Flamen De Coster: „Ulenspiegel". Heinrich Mann: „Die Göttinnen" und: „Die kleine Stadt", dieses wunderbar gegliederte Loblied der Demokratie und: die Novellen. Des Schweden Aage Madelung: „Jagd auf Tiere und Menschen". Des Dänen Jürgensen: „Fieber". Hans Grimms: „Afrikanische Novellen".

Die problematischen Russen: Saltykow-Schtschedrin: „Die Herren Golowljew". Von Gogol das große Fragment: „Die toten Seelen". Wieder Dostojewski und Tolstoi. Puschkin: Novellen. Turgenjew: „Väter und Söhne" Ossip Dymows modernes, milderes Buch: „Der Knabe Wlaß".

Geben Sie Novellen von Schnitzler. Von Kellermann: „Das Meer." Von Thomas Mann: „Der Tod in Venedig." Von Wassermann: „Der goldene Spiegel." Von Gerhart Hauptmann: „Der Narr in Christo". Von Steffen: „Bestimmung der Roheit". Von Keyserling: „Prinzessinnen". Das sind gute Bücher der Generation vor uns.

Dann: Hans Sachs. Tacitus. Cervantes. Homer. „Tausend und eine Nacht". Swift. Den Robinson. Von Wieland: „Biribinker". „Der arme Mann in Toggenburg". Augustins Bekenntnisse. Benvenuto Cellinis Leben. Hölderlins „Hyperion". Conrad F. Meyers: „Jürg Jenatsch", Heines „Harzreise". Börnes „Briefe aus Paris".

Da gute kriminalistische Bücher besser sind als mittlere dichterische, ein Buch von Conan Doyle: „Der Hund von Baskerville". Etwas von Jack London. Von Wells. Viel Gerstäcker. Jules Verne. Des Polen Zulawsky Mondroman: „Auf silbernen Gefilden".

17

Türkische Gäste.

Hervorragende türkische Journalisten weilen seit gestern abend, einer Einladung der Wiener Pressevereinigungen folgend, in unsrer Stadt. Es sind die Vertreter der öffentlichen Meinung eines mit uns so fest verbündeten Staates, Männer, die mitgewirkt haben, die neue Türkei zu schaffen, und die für die fortschrittliche Entwicklung derselben mit aller Entschiedenheit tätig sind. Und es ist gewiß bezeichnend für das Wachstum und den Einfluß der türkischen Presse, wenn sie schon daran gehen konnte, sich zu organisieren und einen eigenen Verband zu schaffen. Die Konstantinopler Presse erfreut sich besonderer Wertschätzung der leitenden Kreise, und sie hat sich erfolgreich bewährt als die Vermittlerin der neuen Ideen, die siegreich in der Türkei zum Durchbruch gelangten. Für uns ist aber wertvoll, daß die gesamte türkische Presse für die Stärkung des Bundesverhältnisses eintritt und mit warmer Sympathie den Anschluß der Türkei an die Zentralmächte und ganz besonders die Pflege der freundschaftlichsten Beziehungen zu unsrer Monarchie begleitet. Die türkischen Gäste sind die Stimmführer des Bündnisgedankens, ihr Wort ist gewichtig in ihrem Vaterlande und hat sich die verdiente Achtung bei den Verbündeten erworben. Mit aller Herzlichkeit heißen wir diese Gäste, diese Freunde willkommen, und mit den Pressevereinigungen werden die staatlichen Behörden, die Stadt Wien, das Land Niederösterreich und die Handelskammer wetteifern, um ihnen Beweise der Freundschaft zu geben. An den Besuch Wiens wird sich ein Aufenthalt an der Isonzofront anschließen, wo in heldenhafter Abwehr unsre Truppen in zahllosen Stürmen standhalten gegen den gemeinsamen Feind der Türkei und Oesterreich-Ungarns, der mit seinen Raubplänen zunächst gegen türkischen Besitz sich gewendet hatte.

Nicht bei prunkvollen Festen werden unsre Gäste gefeiert werden. Die Zeiten sind zu ernst. Aber den Ersatz werden sie finden in der aufrichtigsten Herzlichkeit, in der wärmsten Zuneigung aller Kreise des Reiches für ihr Vaterland, dessen Heldensöhne auf den Kriegsschauplätzen bewiesen haben, daß der alte, unbeugsame Kriegergeist in der jungen Türkei zu neuem, machtvollem Leben erwacht ist. Aber nicht nur im Kriege zeigt sich der Aufschwung; auf allen Gebieten der Kultur und des Fortschrittes arbeitet machtvoll der türkische Staat und findet die stärkste Förderung und Unterstützung in der Presse, die auch unablässig dafür eintritt, daß der Bund, der durch gemeinsam vergossenes Blut fest geschmiedet ist, in ungeschwächter Kraft fortdauere, wenn die Segnungen des Friedens den Völkern wieder beschieden sein werden. Oesterreich-Ungarn, dem das Gedeihen der verbündeten Türkei so sehr am Herzen liegt, das in allen seinen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Kreisen einig ist in den wärmsten Gefühlen für das Ottomanische

Die türkischen Journalisten in Wien.

Den gestrigen Vormittag benützten die Vertreter der türkischen Presse zu einem zwanglosen Gang durch die Stadt, den sie zu vielfachen Einkäufen in den Geschäften benützten.

Die Begrüßung der Handels- und Gewerbekammer.

Mittags wurden sie in ihrem Absteigquartier von den Herren der Wiener Begleitung und dem Vertreter des Militärkommandos und des Kriegspressequartiers Dragoneroberleutnant Munk erwartet und ins Hotel Sacher geleitet, um an einem von der Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer gegebenen Mittagessen teilzunehmen. Dort hatten sich eingefunden: der Leiter des Handelsministeriums Dr. Viktor Mataja, Botschaftsrat Blacque-Bei von der türkischen Botschaft in Wien, erster Vizebürgermeister Hierhammer, Oberst Eisner-Bubna vom Kriegspressequartier, Hofrat Dr. Ritter v. Wiesner, Legationssekretär Baron Gautsch, Hofsekretär von Praznovszky und Gesandschaftsattaché von Velics vom Ministerium des Aeußern, Magistratsdirektor Dr. Nüchtern, Landesinspektor Heinl, die Vorstände und Leitungsmitglieder der Wiener journalistischen Vereinigungen Bernhard Münz, Dr. Friedrich Leiter, Hans Puchstein, Doktor Hermann Feigl, Leopold Mandl, Don Aniceto Sardoy Vilar, Dr. Alexander Salkind, L. H. Eisenmann und Franz Micheu und endlich von der Handels- und Gewerbekammer Vizepräsident Kitschelt, Kammerkonsulent Dr. Emil Perels und Direktionsadjunkt Julius Wolfgang Schulz.

Während des Mahles begrüßte Vizepräsident Kitschelt namens der Kammer die Herren aus der Türkei mit folgenden Worten: Die Kammer ergreift mit Freuden die Gelegenheit, hier einerseits ihrer Hochachtung vor dem hehren Berufe der Presse und ihrer Wertschätzung der von den Berufsjournalisten unter den schwierigsten Verhältnissen geleisteten hingebungsvollen Tätigkeit Ausdruck zu geben, zugleich aber auch der alten, oft bewährten Beziehungen zu gedenken, welche die Monarchie mit dem geistigen und Staatsleben des Osmanenreiches verbindet. Neben diesem kulturellen politischen Kontakt verbindet insbesondere Oesterreichs Handel und Gewerbefleiß festgeknüpfte Wechselbeziehungen wirtschaftlicher Natur mit der Türkei, welche bis weit in die ruhmreiche Vergangenheit dieses Staates zurückgreifen und welche die verschiedensten Wechselfälle in dem Geschicke beider Reiche überdauert haben. Möge die innige Bundesgenossenschaft, mit welcher die tapferen Truppen der verbündeten Reiche Schulter an Schulter gegen eine Welt von Feinden kämpfen, möglichst bald wieder von einem ebenso innigen Zusammenwirken auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete abgelöst werden, möge es Ihnen, meine sehr geehrten Herren von der Presse, möglichst bald beschieden sein, Ihre ehrenvolle und segenbringende Tätigkeit im Dienste der Verständigung der Völker auf fruchtbarem Boden zu entfalten. Mit diesem Wunsche sei mir gestattet, Sie, meine sehr verehrten Herren aus dem türkischen Reiche, und die verehrten Gäste, welche sich Ihnen zu Ehren hier versammelt haben, nochmals auf das herzlichste zu begrüßen und Sie einzuladen, mit mir das Glas zu erheben auf das Wohl der Vertreter des Vereines der osmanischen Presse.

Der Schatzmeister des Vereines der osmanischen Presse Mehmed Muhieddin-Bei dankte namens der Gäste aus dem osmanischen Reiche für den so überaus herzlichen Empfang in Wien, speziell der Handels- und Gewerbekammer, in warmen Worten und trank auf ein ferneres freundschaftliches Zusammenwirken.

Das Vorstandsmitglied der „Concordia", Redakteur Dr. Leiter, begrüßte die Kollegen aus der Türkei namens der Wiener Pressevereinigungen und fuhr dann fort:

Ich bin der sicheren Ueberzeugung, daß, ungeachtet der Verschiedenheit der Sprache, wir uns leicht verstehen und verständigen werden. Gerade die Worte meines Vorredners bestärken mich darin. Denn uns vereinigt der gleiche Beruf und die gleiche bedeutsame Mission, die uns dieser Beruf auferlegt. Uns obliegt es ganz besonders, um ohne jede Einschränkung dem Staate zu dienen, dem wir angehören, und die Interessen der Bevölkerung, in deren Mitte wir existieren, in jedem Betracht zu pflegen und zu wahren, in Gegenwart und, soweit ein Vorausblick möglich erscheint, in alle Zukunft. Und je öfter es uns gegönnt ist, in unmittelbarem Verkehr mit Vertretern Ihres Volkes, Mann zu Mann, uns auseinanderzusetzen, um so gewisser werden wir einander näherkommen zu innigem Bunde und aufrichtiger Freundschaft. Der Krieg führt uns, wie gerade die jüngsten Ereignisse dartun, zu gemeinsamen Siegen über den gemeinsamen Feind. Dieses durch unermeßliche Ströme von Blut gekittete Bündnis auch für die Zeit nach dem Kriege für die unendlich mannigfache Friedensarbeit, die wir alle baldigst herbeiwünschen, zu festigen, erscheint als eine selbstverständliche Notwendigkeit, und da ist vor allem die Mitarbeit der Publizistik von geradezu entscheidender Wichtigkeit.

Ich möchte eine gute Vorbedeutung in dem Umstande erblicken, daß es die Wiener Handels- und Gewerbekammer ist, welche uns zu allererst zu geselligem Mahle mit Ihnen hier vereinigt. Die Wiener Handels- und Gewerbekammer ist wohl unbestritten die angesehenste und autoritativste wirtschaftliche Korporation in Oesterreich. Sie ist unermüdlich darauf bedacht, die ökonomischen Interessen nicht bloß in dem engen Sprengel ihrer nächsten Kompetenz zu pflegen, sondern vom gesamtstaatlichen Gesichtspunkte zu operieren, und so ergab es sich von selbst, daß sie ihre Aufmerksamkeit in intensivem Maße lange schon vor dem Kriege sowie während der Kriegsjahre dem Orient zugewendet hat. Und zwar nicht etwa bloß in Anträgen, Referaten und Resolutionen, sondern in wohldurchdachten Aktionen von großer Tragweite, deren faktische Gestaltung zum Teil wohl erst in der Folge in die Erscheinung treten wird. Soviel aber darf wohl von diesen Aktionen, an deren Verwirklichung noch eine Reihe andrer maßgebender öffentlicher Faktoren mittätig sind, im allgemeinen gesagt werden, daß es ihr Ziel ist, die kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen, die ja die moderne Türkei in so reichem Maße auszeichnen, kräftigst zu fördern. Oesterreich erfüllt damit eigentlich nur eine Aufgabe, für welche dieser Staat gewissermaßen von der Natur prädestiniert ist und die er auch nie außer acht gelassen hat. Beweis hiefür die Tatsache, daß seit vielen Jahrzehnten, man darf wohl sagen Jahrhunderten, türkische Staatsangehörige in Oesterreich, namentlich in Wien, sich ansiedelten, hier eine zweite Heimat fanden und daß die zahlreiche türkische Kolonie bei uns zu Wohlstand und Ansehen gelangte. Diese Entwicklung möge Ihnen zugleich zur Bekräftigung dienen, daß, wenn in Oesterreich Wert darauf gelegt wird, die wirtschaftlichen Beziehungen der Türkei — und diese vor allem beschäftigen mich hier — auszugestalten und zu vervielfältigen, nicht Exploitierungsabsichten vorwalten, sondern daß die Auffassung richtunggebend bleibt, auf der Grundlage der Interessensolidarität und Interessenharmonie sich gegenseitig zu nützen.

Dem Oesterreicher wird von niemand nachgesagt, daß er aggressiv ist, er wird es sicherlich auch vermeiden, etwa wirtschaftlich usurpierend zu Ihnen zu kommen. Wohl aber wird er stets bereit sein, mit seinen Mitteln, seinen Hilfsquellen, seinen Institutionen und Erfahrungen sich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Fern von krasser Selbstsucht, aber in dem ehrlichen Bestreben, jene Berührungspunkte zu finden, deren Entfaltung beiden Staaten dauernde Vorteile verheißen; um es kurz zu sagen: eine Handelsschaft, gegründet auf ethischer Freundschaft. In diesem Sinne wollen wir wirken und in diesem Sinne bitte ich meine sehr verehrten Kollegen, das Bündnis, speziell auf ökonomischem Gebiet, das uns vorschwebt und für beide Teile gedeihlich erscheint, aufzufassen und zu vertreten. Es werden dann sicherlich Disharmonien vermieden und eine dauernde Zusammengehörigkeit begründet werden. Ich erhebe mein Glas auf das Wohl der sehr verehrten Kollegen aus Konstantinopel, die zu uns als Freunde gekommen sind und gewiß auch in der Zukunft stets bereit sein werden, die Freundschaft zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei im Interesse der Völker zu vertiefen und unerschütterlich zu gestalten. Unsre Gäste aus der Türkei, sie leben hoch!"

Reichspost

15./VIII. 1917

28

Die Publizität in der staatlichen Kriegswirtschaft.

Vor einigen Tagen ist in der „Reichspost" die aus dem Bedürfnisse der Zeit geschöpfte Anregung erschienen, die Personaldaten des Amtsschematismus im Niederösterreichischen Amtskalender auf die staatlichen Kriegszentralen und deren Funktionäre auszudehnen. Bisher spielte die Organisation der staatlichen Kriegswirtschaft, eine so überragende Stellung diese derzeit in der Staatsverwaltung auch einnimmt, im Niederösterreichischen Amtskalender fast gar keine Rolle. (Nur sporadisch finden sich dort einzelne Daten, so in der Rubrik der Aktiengesellschaften über einzelne Kriegszentralen; im Hof- und Staatshandbuch für 1917 lediglich Daten über die Leitung des Ernährungsamtes.) Die Errichtung des Ernährungsamtes und die sodann diesem eingeräumte faktische Stellung eines Ressortministeriums datieren so spät vom Ende des Jahres 1916, daß sie bei der Redigierung des Jahrganges 1917 des Niederösterreichischen Amtskalenders nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Um so mehr darf dies für den Jahrgang 1918 erwartet werden und mit der Aufnahme des Ernährungsamtes als selbständiger Zentralstelle in den Amtsschematismus ist die Einbeziehung der diesem Amte organisch untergeordneten und mit besonderen Aufgaben und Rechten der Staatsverwaltung ausgestatteten Kriegszentralen und Verbänden, mögen sie als besondere staatliche Aemter, wie die Kriegs-Getreideverkehrsanstalt, oder in der Form von Aktiengesellschaften oder anderer wirtschaftlichen Unternehmungen bestehen, von selbst gegeben, eine notwendige Ergänzung der Darstellung der kriegswirtschaftlichen Organisation innerhalb der Staatsverwaltung. Es ist auch zu hoffen, daß weiters die im Bereiche anderer Ressorts (besonders Handels-, Ackerbau- und Arbeitsministerium) bestehenden kriegswirtschaftlichen Spezialeinrichtungen sowie die Gliederung der staatlichen Kriegswirtschaft bis zu den unteren Instanzen (für Niederösterreich im Runderlaß der niederösterreichischen Statthalterei vom 23. Mai 1917 vorgezeichnet) im nächsten Jahrgange des Amtskalenders zur Darstellung oder doch zur Uebersicht gelangen, darunter die beim Handelsministerium errichtete Kommission für Kriegs- und Uebergangswirtschaft, sowie das für dieses Gebiet errichtete Generalkommissariat, ferner auch die beim Wiener Stadtrat und beim Wiener Magistrat geschaffenen kriegswirtschaftlichen Amtsstellen, die für Wien die praktisch nächstwichtige Bedeutung haben.

Anschließend hieran möge noch eines anderen, nicht im gleichen, aber doch auch bedeutenden Maße vorhandenen Informationsbedürfnisses der Kriegszeit gedacht werden: eine die Funktionäre sowie die programmatischen Zwecke umfassende Anführung der zahlreichen Organisationen der Kriegsfürsorge, sowohl der freiwilligen als auch der amtlich errichteten, die sich an die Opferwilligkeit der Bevölkerung wenden. Alle diese Organisationen können im Sinne der seit Kriegsbeginn erlassenen Vorschriften nur mit staatsbehördlicher Zustimmung bestehen und müssen sich mindestens grundsätzlich der staatlichen Ueberwachung und Kontrolle unterwerfen (etwaige Winkelorganisationen kommen hier nicht in Betracht), haben daher öffentlich autorisierten Charakter. Ihre systematisch geordnete Zusammenstellung eignet sich gewiß zur Aufnahme in den Amtskalender, der hierüber, obwohl er sonst die privaten Vereine aller Art enthält, bisher — bis auf sporadische Angaben („Rotes Kreuz", Witwen- und Waisenhilfsfonds) — keine einigermaßen ausreichenden Mitteilungen bringt. Sich diese auf privatem Wege zu verschaffen, ist derzeit nicht immer leicht, oft sogar sehr schwierig. Gleichwohl ist das Vorhandensein einer solchen allgemein zugänglichen Zusammenstellung und die Ermöglichung, sich auf diesem Gebiete rasch zu unterrichten, im offenbaren Interesse der Kriegsfürsorgezwecke selbst gelegen, sowohl um in der ganzen Bevölkerung die Bereitwilligkeit zu persönlicher und finanzieller Mithilfe möglichst wach zu erhalten als auch um den einzelnen Personenkreisen, denen die Kriegsfürsorge zuteil werden soll, von dem Stande der betreffenden Einrichtungen Kenntnis zu geben; die leider fühlbare Unzulänglichkeit der Mittel vieler Kriegsfürsorgeeinrichtungen kann diese gewiß nicht zur Verbergung ihres Wirkens und ihrer Zwecke führen Im Anfange der Kriegszeit hat die Stadt Wien eine Zusammenstellung der Kriegsfürsorgeeinrichtungen, damals noch in geringerer Zahl, unter dem Titel „Kriegsfürsorge" herausgegeben und hiebei auch die gesetzlichen Vorsorgen zur Abhilfe gegen Kriegsnot der minderbemittelten Bevölkerung (staatlicher Unterhaltsbeitrag u. a.) einbezogen. In ähnlichem Umfange könnten die Angaben im Amtskalender, der auch sonst Notizen über einzelne aktuelle Gesetzesbestimmungen enthält, aufgenommen werden, mit Ausscheidung allerdings der in dem erwähnten Druckwerke der Stadt Wien seinerzeit einbezogenen weiteren staatlichen Maßnahmen, die seither in mehreren Denkschriften der Regierung die berufene Darstellung erfahren haben.

Von der formalen Organisation abgesehen, besteht auch hinsichtlich der äußerst zahlreichen und oft rasch wechselnden materiellen Vorschriften der staatlichen Kriegswirtschaft für die ganze Bevölkerung ein dringliches Bedürfnis nach genauer und zuverlässiger Unterrichtung, welchem durch das Reichsgesetzblatt, die Landesgesetzblätter und die Verordnungsblätter der Ministerien, auch wenn das bisher fehlende Verordnungsblatt des Ernährungsamtes hinzugekommen sein wird, kaum ausreichend entsprochen werden kann. Diese Art der Kundmachung, vermischt mit den Vorschriften auf allen anderen Gebieten der Staatsverwaltung, selbst bei fallweiser Aufnahme in den Tages- und Fachzeitungen, vermag innerhalb der verwirrenden Fülle der kriegswirtschaftlichen Verordnungen, an welchen zumeist auch einschneidende Straffolgen hängen, die keineswegs immer schon durch das allgemeine Rechtsbewußtsein erkennbar sind, dem Publikum die genügend sichere Kenntnis und Uebersicht nicht zu bieten. Hiezu kommt, daß die kriegswirtschaftlichen Vorschriften des Ernährungsamtes und der Ministerien häufig bloße Rahmenverordnungen sind, die lebendigen Inhalt und Geltung erst durch die hierauf gegründeten Anordnungen der Landesbehörden erlangen, ja oft auch — zumal von diesen manche auch im Landesgesetzblatte nicht enthalten sind — die Erlässe der Bezirksbehörden (in Wien des Magistrates) praktisch die Hauptbedeutung besitzen. Es würde daher eine dem derzeitigen Bedürfnisse dienende vervollkommtere Art der Kundmachung der Vorschriften auf dem Gebiete der staatlichen Kriegswirtschaft sich sehr empfehlen. Diese wäre, neben der bisher geübten Einschaltung in den bestehenden Gesetz- und Verordnungsblättern, wohl am zweckmäßigsten bei den politischen Landesbehörden zu organisieren, von welchen zumeist die zur unmittelbaren Verwirklichung bestimmten Anordnungen ausgehen und an welche anderseits die grundsätzlichen Vorschriften der Zentralstellen sowie etwaige lokale Durchführungsvorschriften der Bezirksbehörden bekanntgegeben werden müssen.

Bei den Landesbehörden würde sich also eine — neu einzuführende — besondere Kundmachung der grundsätzlichen und der Durchführungsvorschriften der staatlichen Kriegswirtschaft zu konzentrieren haben, wofür auch die Notwendigkeit der möglichst gleichzeitigen Kundmachung in den Landessprachen des betreffenden Kronlandes bestimmend sein dürfte. Um dem Zwecke der besseren Uebersicht und Unterrichtung zu entsprechen, sollte aber diese — die von allen berufenen Stellen ausgehenden kriegswirtschaftlichen Vorschriften, die in dem betreffenden Kronlande gelten, umfassende — Kundmachung getrennt nach Fachgebieten erfolgen, also für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse und für zutreffend (nicht allzu eng) abgegrenzte einzelne Industriegebiete oder Arten von Kriegsleistungen, daneben noch für ein allgemeines Gebiet, in welchem allgemein geltende oder in kein spezielles Gebiet gehörende Vorschriften einzureihen wären. Für jede dieser einzelnen Abteilungen (Serien) des neuen kriegswirtschaftlichen Landesverordnungsblattes wäre eine abgesonderte Herausgabe und Bezugsmöglichkeit zu schaffen. In jeder dieser Abteilungen könnte auch die Verlautbarung der Geschäftsberichte und Abschlüsse der für das betreffende Fachgebiet in Betracht kommenden kriegswirtschaftlichen Zentralen und Verbände, soweit eine amtliche Veröffentlichung ihres Inhaltes stattzufinden hat, vorgenommen werden. In privaten Sammelwerken, welchen die amtliche Gewähr und die stets fortlaufende Ergänzung auf den neuesten Stand mangelt, könnte kein Ersatz gefunden werden. Das neue besondere Amtsorgan für kriegswirtschaftliche Kundmachungen wäre eine Begleiterscheinung der außerordentlichen staatssozialen Aufgaben der Staatsverwaltung in der gegenwärtigen Zeit und geeignet, durch erleichterte Unterrichtung und Uebersicht der Bevölkerung deren Verständnis, Willenskraft und allseitige Mitwirkung bei dem wirtschaftlichen Durchhalten zu stärken.

Kölnische Zeitung
28./VIII.1917
18
32

Türken als Mitarbeiter unsrer Presse.

Von Dr. Max Ubelhör.

Alle moralische Propaganda von Staat zu Staat beruht auf dem Glauben an eine die Völker einander näherbringende Kraft des „Sich-besser-kennens". Dieser Glaube ist nur teilweise berechtigt. Mit den Völkern geht es oft, wie mit den Individuen, die um so besser miteinander auskommen, je weniger sie sich kennen. Und es ist eine Tatsache, daß sich diejenigen Völker am meisten bekämpften, die sich gegenseitig am besten kannten ... Da nun aber einmal bestimmte Völker wirtschaftlich und politisch aufeinander angewiesen sind, müssen sie sich besser kennen lernen, ob sie wollen oder nicht. Das Problem kann also nur sein: wie vermeiden wir bei der moralischen Propaganda all das, was verletzen, zu schiefen Urteilen, zu Enttäuschungen und zur Feindseligkeit führen könnte?

Da müssen wir Deutsche vor allem des Wahnes ledig werden, als ob wir uns am leichtesten in die Psyche andrer Völker versetzen könnten. Das Gegenteil ist weit eher wahr. Ein Kennzeichen des modernen Deutschen ist seine völkerpsychologische Stumpfheit, und was uns diese Eigenart schon alles gekostet hat und noch kosten wird, mag nach dem Kriege festgestellt werden. Wie kommen wir zu diesem Wahn? Dadurch, daß sich der Deutsche im Ausland rasch „anzuschmiegen" versteht, weil er immer bereit ist, deutsche zugunsten fremder Angewohnheiten aufzugeben, weil er, ungeheuer stolz auf seine sprachliche Oberkellnerweisheit, mit den fremden Brocken und Phrasen schon prunkt, bevor er sie recht aufgeschnappt hat, und weil er dabei nicht bedenkt, daß die Sprache selbst dann eine tönende Schelle bleibt, wenn sie ohne Verständnis für die Psyche des fremden Volkes meisterlich gebraucht wird. Um auf mein enger begrenztes Thema zu kommen: der Deutsche versteht deshalb den Orientalen nicht besser, weil er gleich nach seiner Ankunft im Orient an einer Wasserpfeife etwa kullert, zur großen Erheiterung der einheimischen Anwesenden, die den derart „Anpassungsfähigen" sofort mit großer Sympathie und dem absoluten Gefühl der Überlegenheit betrachten. Statt der Wasserpfeife können es anderswo auch Whisky, Absinth, Spaghetti oder sonst etwas sein.

Wir und die Türken müssen uns besser kennen lernen, und daß bei der gegenseitigen moralischen Eroberung noch fast alles zu tun ist, wird niemand guten Glaubens bestreiten. Seit drei Jahren bald sind wir mit den Türken auf Leben und Tod verbunden, seit drei Jahren haben wir die Perspektive einer langen Zukunft vor uns, die durch unsre wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit erfüllt sein wird und muß, und wir kennen uns in Wahrheit fast so wenig wie am ersten Tag. Nicht einmal das Gefühl der echtesten, Herz mit Herz verbindenden Sympathie ist vorhanden. Was uns angeht — zu den Türken will ich in einer türkischen Zeitungen reden —, so fragte man vorsichtig und klug die nach längerm Aufenthalt in der Türkei Zurückgekehrten, und man wird gewahr werden, daß sie keine Türken kennen (und daß die Türken sie nicht kennen). Und dabei die Tatsache, daß unsre Verbündeten, die Österreicher, es weit besser verstehen, mit den Türken in engere Fühlung zu kommen, und die noch weit bemerkenswertere Tatsache, daß die Cafés in Pera voll sind von Freundes- und Bekanntenkreisen, die sich aus Türken und aus Angehörigen der uns und der Türkei feindlichen Staaten zusammensetzen. Wie groß hierbei die Schuld der Türken ist, lasse ich dahingestellt sein — wie schon erwähnt, ich spreche jetzt nur von uns.

Gewiß, an Propaganda fehlt es nicht, aber man muß fast immer sagen: je weniger, um so besser. Die völkerpsychologische Stumpfheit des Deutschen, seine Trägheit, sein zähes Kleben am Vorurteil sind so groß, daß man manchmal verzweifeln und wünschen möchte, man höre mit solcher „Propaganda" lieber auf. Wie wir öfters Propaganda machen, will ich an einem leider recht typischen Beispiel illustrieren. Vor nicht allzu langer Zeit gab eine große und weit bekannte deutsche Fachzeitschrift eine türkische Propagandanummer heraus. Es war ein wahres Ungeheuer an Dicke und Umfang, es muß Zehntausende allein an Herstellung gekostet haben. Allein an Herstellung deshalb, weil diese Propagandanummer mit zahlreichen „Kunstblättern" geschmückt war, und diese alle im grausamsten Zigarrenkistchenstil. „Kümmeltürken" ließen behaglich das Leben vorbeirollen, unglaubliche Minarette stocherten im indigoblauen Himmel. Haremsmädchen in dem üblichen „türkischen" Kostüm rollten sinnlich-verheißende Glotzaugen, und Ähnliches mehr. Was war der Effekt dieser Propagandanummer? Den positiven Effekt konnte ich deshalb nicht feststellen, weil ich in der ganzen Türkei nicht ein einziges Mal auf diese Propagandanummer stieß — vermutlich war die Einfuhr von der Zensur verboten worden. Aber ich habe gehört, was gebildete Türken über dieses Armutszeugnis sagten, kann es jedoch nicht wiederholen.

Ja, der Harem! Seine Vorstellung scheint eine seltsam zwingende Macht auf uns Deutsche auszuüben, auch auf die, die schon seit Jahrzehnten in der Türkei sind und es besser wissen müßten. Hierzu auch einen Beleg, der wiederum manches beleuchtet. Ich fuhr mit einem Freunde von Pera nach Schischli hinaus, und unterwegs kamen wir ins Gespräch mit einem Herrn, der ebenfalls kurz zuvor in Syrien gewesen war. „So, bei Dschemal Pascha? Ja, ich komme von Busanti und habe ihn gesehen. Er war gerade auf der Reise nach Damaskus begriffen und hatte seinen Harem bei sich. Genau dreißig Stück." — „Aber bitte: Dschemal Pascha hat keinen Harem. Es waren dies die für die syrischen Seminare bestimmten Lehrerinnen, die er begleitete." Da lachte unser Bekannter fett und sicher: „Sie werden mich nicht etwas über die Türkei lehren wollen! Sie wissen, daß ich schon seit fünfundzwanzig Jahren in der Türkei bin, da werde ich es wohl besser wissen. Dreißig Stück sage ich Ihnen." Es war richtig, fünfundzwanzig Jahre lang war dieser sonst gebildete Herr schon in der Türkei, und er glaubte an die Haremsromantik, wie der Schulbub bei uns, wenn er sich die vollbusige „Haremsfrau" auf der Zigarettenschachtel beguckt.

Wie also können wir die Türkei besser kennenlernen? Es gibt viele Mittel, von denen ich nur eins erwähne, deshalb, weil es schon gewirkt und sehr gute Nebenwirkungen hat: wir müssen türkischen Publizisten, Schriftstellern und Künstlern die Gelegenheit geben, durch die deutsche Presse und Zeitschrift unmittelbar zu uns von ihrer Heimat zu sprechen, von ihr zu erzählen, sie uns darzustellen. Gewiß tun wir nichts Neues, wenn wir diese Gelegenheit bieten, sondern wir ahmen bloß nach — doch soll man auch den Mut zur Nachahmung haben. Wir ahmen unsre heutigen, westlichen Gegner nach, die uns hinsichtlich der Technik der Propaganda ja weit überlegen sind. Wer Leser der großen englischen und französischen Zeitungen und Zeitschriften vor dem Kriege war, dem wird es aufgefallen sein, wie oft diese Artikel aus fremder Feder brachten, und wie regelmäßig. Ich nenne etwa Guglielmo Ferrero, den italienischen Historiker und regelmäßigen Mitarbeiter des Figaro, oder Anatole France, der für die ganze lateinische Welt schrieb, Wells, den Mitarbeiter französischer Zeitungen, den universalen Remy de Gourmont, der ständiger Mitarbeiter einer großen südamerikanischen Zeitung war. Ich könnte diese Liste bedeutend verlängern, möchte sie jedoch mit dem Hinweis darauf schließen, daß die uns heute feindliche Presse auch zahlreiche Artikel aus guten türkischen Federn brachte. Das alles hatte und hat seine Wirkung, man glaube das mir. Infolge dieser feinsten und geschicktesten Propaganda durchdrangen sich — wenn vielleicht auch nur äußerlich — die einander fremdesten und gefestigtsten Kulturen, wurden Kulturen junger Staaten sicher und gar nicht so langsam in den Bann der Kulturen alter Staaten gezogen.

Über die Folgen, die die Mitarbeit türkischer Publizisten, Schriftsteller und auch Gelehrter in deutschen Zeitungen und Zeitschriften haben müßte, sprach ich lange und eingehend mit hervorragenden Vertretern der Türkei. „Ich spende," sagte und schrieb mir Talaat Pascha, „der Idee, unsern Autoren die Gelegenheit zu bieten, sich unmittelbar an das deutsche Publikum zu wenden, meinen wärmsten Beifall. Und ich bin davon überzeugt, daß Derartiges in hohem Maße zum bessern gegenseitigen Verstehen der beiden großen Völker beitragen muß." Dschawid Bei, der türkische Finanzminister, ging, seinem lebhaften Temperament entsprechend, sofort auf die verschiedenen Seiten einer solchen Propaganda ein. „Nichts scheint mir geeigneter," schrieb er mir nach einer längern Unterredung, „die Bande zwischen Deutschland und der Türkei enger zu verflechten und das gegenseitige Verständnis zu steigern, als Ihre Idee. Anstatt noch herumraten und enträtseln zu müssen, weiß man alsdann sofort, was der andre will. Und ich bin der Meinung, daß besonders auf dem finanziellen und wirtschaftlichen Gebiet die guten Folgen am schnellsten sichtbar sein werden. Diese Gebiete sind am schwersten zu behandeln. Im übrigen zweifle ich nicht daran, daß alle Türken von innerm Wert danach streben werden, ihr Vaterland in Deutschland besser bekannt zu machen."

Einer der ersten Schriftsteller der jungen Türkei, der bedeutende Politiker und Staatsmann Hüssein Dschahid Bei, jetzt Erster Vizepräsident der türkischen Kammer, erklärte sich kurzerhand dazu bereit, bei dieser Aufgabe mitzuarbeiten, während Seine Hoheit Hakki Pascha, mit dem ich ebenfalls über diese Frage sprach, der Meinung war, daß ihre Lösung nur „dazu beitragen könne, die freundschaftlichen Beziehungen beider Länder, wie sie sich in erfreulicher Weise entwickelt haben, noch enger zu gestalten". Schereff Bei, der türkische Minister des Handels und der Landwirtschaft, wies darauf hin, wie sehr ein Sich-besserkennen-lernen der wirtschaftlichen Erschließung der Türkei zugutekommen müsse. „Die Türkei ist reich an natürlichen Schätzen. Deutschland seinerseits besitzt eine Industrie und eine Organisation erster Klasse. Je mehr die beiden Völker in engere Berührung kommen, um so stärker wird ihre wirtschaftliche Solidarität werden, und um so größer ihre Stellung als Weltmächte. Hikmet Bei schließlich, der in seiner Eigenschaft als Direktor des türkischen Pressebureaus letzthin unser Gast war, fand die Idee einer Mitarbeit türkischer Autoren in der deutschen Presse und Zeitschrift vorzüglich und höchst wertvoll in wirtschaftlicher, sozialer und politischer Hinsicht.

Von den türkischen Schriftstellern, mit denen ich mich über dieses Problem unterhalten habe, nenne ich vor allem Abd ül hac Hamid, der bekanntlich auch längere Zeit türkischer Botschafter in London war, dann den noch jungen Dschelal Sahir Bei, Machmud Emin Bei, den vorzüglichen Novellisten Demer Seifeddin Bei — sie alle waren der gleichen Meinung wie die Politiker und Staatsmänner ihrer Heimat, sie alle erklärten sich gern bereit, ihren Anteil bei der Erfüllung dieser Aufgabe auf sich zu nehmen. Und das gleiche gilt von den eigentlichen Publizisten und Journalisten der Türkei, von denen ja einige anläßlich ihres Besuches bei uns Aufsätze in den ersten deutschen Zeitungen veröffentlichten. „Selbst sachlich denkende und geistig hochstehende Deutsche", schrieb mir einer dieser Herren, der Deutschland aus eigner Anschauung sehr gut kennt, „können sich nicht von den überlieferten Vorstellungen befreien, nach denen die Türkei noch tief schlummere und das türkische Volk unzugänglich für den Wandel der Zeiten sein soll. Wenn das verbündete Deutschland eine gekünstelte Vorstellung von der Türkei und den Türken hat, wie soll es dann zu einer harmonischen Zusammenarbeit beider Völker nach dem Kriege kommen?"

Nun wird man einwenden, daß bei uns schon viel von Türken über die Türkei veröffentlicht worden ist und ständig veröffentlicht wird. Das ist zum Teil durchaus richtig, und es wäre ungerecht, wollte man nicht den beiderseitigen guten Willen und das schon beiderseits Geleistete anerkennen. Aber leider haben wir in der Wahl derjenigen, die wir als die berufenen Vertreter der Türkei anerkennen, nicht immer eine glückliche Hand. Es ist hier von Interesse, was mir der Leiter der türkischen Zeitung Tanin, der Abgeordnete Muhieddin Bei, über diese Frage schrieb. „Ich weiß wohl," sagte er einleitend, „daß es unter Ihren Landsleuten eine große Zahl von hervorragenden Männern gibt, die sich für uns interessieren und die, nachdem sie bei uns Studien gemacht haben, Bücher und Artikel über die Türkei veröffentlichen. Aber trotz all der hierbei beobachteten Vorsicht und Gewissenhaftigkeit wird die Türkei doch immer für die Nichttürken ein Gegenstand bleiben, bei dessen Studium große Fehler gemacht werden. Deshalb ist die Idee, die Türkei durch die Türken selbst bekannter zu machen, ganz vorzüglich, und dies um so mehr, als es bei Ihnen seit einiger Zeit Leute gibt, die im Namen der Türkei sprechen und handeln, ohne hierzu berechtigt zu sein. Diese Herren, die in der Türkei keinerlei Achtung und kein Ansehen genießen, machen aus unserm Bündnis ein Geschäft, das man nicht dulden sollte, und, wie alle Abenteurer, finden sie überall Schützer und Stützen, so daß es ihnen glückt, den guten Willen und das gute Wollen des deutschen Volkes zu täuschen. Ich muß das betonen, da die Machenschaften dieser Leute den Interessen beider Staaten schaden, sei es durch die Ideen, die sie verbreiten, sei es durch das Mißtrauen, das sie sofort erwecken." Damit trifft Muhieddin das Richtige — es liegt hier übrigens ein Kapitel vor, das ebenfalls lieber nach dem Kriege zu behandeln wäre.

Ich schließe diese Ausführungen, die anregen sollen, mit der Gewißheit, daß die deutsche Presse auch auf diesem Gebiete Vollwertiges leisten wird. Neue und wärmere Beziehungen zu einem uns noch recht fremden Lande anzubahnen, ist ein Stück Staatenkunst, und ein schönes und erlebenswertes.

6/IX 1917

35

51. Jahrgang.

Der Reichskanzler und die Presse.

Aufrichtigst und von ganzem Herzen ist heute der Presse des Deutschen Reiches Glück zu wünschen. Denn die Stellung, die ihr in der staatlichen Gemeinschaft gebührt, muß sie sich in Hinkunft nicht erst unter heißen Mühen erkämpfen, sondern sie wurde ihr durch die Erklärung, mit welcher der Reichskanzler sie gestern zur Zusammenarbeit mit den staatlichen Organen aufrief, feierlich und von Amts wegen zuerkannt. Wiederholt und nicht mit Unrecht hat die deutsche Presse in früheren Zeiten darüber Klage geführt, daß sie nicht nur durch Gesinnung und Haltung der zünftigen Regierungswelt von dem ihr zukommenden Platze wegverwiesen wurde, sondern daß man sie offen und systematisch sogar darin zu behindern suchte, so oft sie kraft des ihr von der Bevölkerung zugesprochenen Vertrauensamtes die staatlichen und gesellschaftlichen Interessen mit der nötigen Energie zu verteidigen unternahm. Nun, in Deutschland hat man eben auch in diesem Punkte bereits umgelernt! Der Krieg hat gezeigt, welch ungeheure Macht die Presse auszuüben vermag, und so hat der Reichskanzler die Presse des Reiches mit festem Entschluß aus der zweiten Stellung, in der sie sich bisher befand, dorthin gezogen, wo ihr natürlicher Rang und ihr natürliches Amt ist: in die vordersten Reihen aller öffentlichen Aktionen. Dazu, wie gesagt, ist unsern Kollegen im Reiche zu gratulieren, besonders wenn man die erhebenden Worte liest, mit welchen der Kanzler dabei die Ehre und Würde der Presse auf ein Piedestal stellte, dessen Kennzeichnung zugleich Zeugnis gibt von Dr. Michaelis' die Verhältnisse scharf durchdringendem Blick.

Der Reichskanzler anerkennt, daß eine domestizierte Presse, die verschiedenen eingestandenen und uneingestandenen Interessen dienen muß und deren Vertreter man immerfort vor die grausame Alternative stellt: „Füge dich oder geh mit all den Deinen auf der Straße zugrunde," nimmermehr imstande sein kann, die ernsten Aufgaben zu erfüllen und der so schweren Verantwortung gerecht zu werden, welche ihr die Wahrnehmung der öffentlichen Interessen auferlegt. Desgleichen anerkennt der Kanzler, daß der Regierung selbst mit einer von wem immer beeinflußten Presse schlecht gedient ist, weil eine pflichtbewußte Regierung notwendig auf jedes Wort der Kritik lauschen muß und durch die Abhängigmachung der Presse eben alle Kritik von selbst unmöglich wird. Die Presse muß und soll sich im Gegenteil frei ihr Urteil bilden können, sagt der Reichskanzler, dafür ist sie dem Staat, dafür der Oeffentlichkeit und der Gesellschaft verantwortlich; und so ist es auch. Wir glauben, daß der Reichskanzler diese seine Worte aus der Erkenntnis gesprochen hat, die sich ihm in der letzten Zeit aufdrängen

Volkswirtschaft.

Walter Rathenaus Buch gegen die freie Wirtschaft.

Von Dr. Sigmund Rubinstein.

Budapest, 7. September.

In dem Streite über die wirtschaftliche Form der Zukunft, ob nämlich der Krieg eine Zeit des stärksten Staatssozialismus und gebundener Volkswirtschaft heraufgebracht hat, oder ob gerade die Lehren des Krieges und die Notwendigkeit, den Krieg ökonomisch zu überwinden, für die Freiheit der Wirtschaft Zeugnis ablegen, nimmt Walter Rathenau in seinem eigenartigen, tiefschürfenden Buche „Von kommenden Dingen" gegen den wirtschaftlichen Liberalismus Partei. Die Stimme Rathenaus hat Gewicht. Er ist einer der großen Schöpfer im modernen deutschen Wirtschaftsleben, ein souveräner Kenner des ökonomischen Betriebes, überdies ein Mann ernsten Denkens, den bedeutende Schriften über die Psyche der Zeit auch in die erste Reihe der aufrüttelnden Ethiker im deutschen Volke gestellt haben. Ein solcher Kopf erzwingt die respektvolle Aufmerksamkeit auch jener, die über wirtschaftliche Entwicklungsfragen zu abweichenden Schlüssen gelangen. Die individuelle wirtschaftliche Freiheit hat ihre konsequentesten Gegner im Lager der Sozialisten. Je nach Schattierung sind die Beweise von jener Seite sozialsittlicher oder sozialwissenschaftlicher Natur. Sie bekämpfen die wirtschaftliche Freiheit, weil sie zu sozialem Unrecht führe, und prophezeien, daß der Zwang geschichtlicher Entwicklung ihren Untergang bringen werde. Den alten Gegnern der freien Wirtschaft hat der Krieg frische Jünger einer staatsgebundenen Volkswirtschaft hinzugefügt, die aus einzelnen Erscheinungen der Kriegswirtschaft auf die dauernde Ersetzung des Individuums durch die Staatsgemeinschaft im Bereiche der wirtschaftlichen Produktion schließen. Rathenau holt aus beiden Quellen, aus allgemein sittlichen Erwägungen und aus konkreten Tatsachen des Krieges starke Argumente.

Das Fundament seiner Gedanken ist eine ethisch angelegte Natur, die ökonomischen und sozialen Ideen sind Teilanwendungen seiner ethischen Grundanschauung. Das Sittliche im Menschen, die Entfaltung der Seele und ihres Reiches soll sich auch im wirtschaftlichen Aufbau der Nation verwirklichen. Seine ethischen Ueberzeugungen entfernen ihn von dem utilitarischen Lehrgebäude der Sozialisten; seine wirtschaftliche Klarsichtigkeit durchschaut auch das Rissige ihrer wirtschaftlichen Lösung. Das sozialdemokratische Schlagwort von der Verstaatlichung des Kapitals verkenne dessen entscheidende Funktion in der modernen Wirtschaft. Das Kapital lenkt den Weltstrom der Arbeit nach den Stellen des dringenden Bedarfes. Der Nutzen des arbeitenden Kapitals ist Rente. In geistreicher Deduktion zeigt Rathenau, daß Verstaatlichung die Rente nicht zum Verschwinden bringt, weil ihre Quelle, die vorzugsweise Befriedigung eines Bedürfnisses vor einem anderen, auch in etwaigen vereinigten Sozialstaaten der Welt nicht ausgeschaltet wäre. Rente nährt ihrerseits den Wirtschaftsprozeß; sie stellt die Rücklage dar, aus der der wachsende Bedarf an Investitionen bestritten wird. Die Weltwirtschaft zieht unaufhörlich die Rente an sich und wandelt sie zu Kapital, einerlei, ob dieses in vielen oder wenigen Händen ist. Vermindert wird die Rente nur durch den persönlichen Verbrauch der Rentenempfänger. In Frage steht also das Recht, über den Verbrauchsüberschuß der Rente zu verfügen. Rathenau gibt dieses Recht in vollem Ausmaße der Gemeinschaft, da nur eine Regelung des Verbrauches die Menge des für die Allgemeinheit verfügbaren Wirtschaftsmaterials steigert und kein Verbrauch Privatsache sein kann. Drei Einrichtungen der gegenwärtigen Gesellschaft müssen sich danach Prüfungen unterwerfen: Luxus, Besitz, Erbrecht. Was ein ursprüngliches Bedürfnis verkürzt, ist Luxus. Rathenau schätzt, daß der Luxus ein ganzes Drittel der Weltindustrie und des Welthandels beansprucht. Würde nur die Hälfte dieser vergeudeten Weltarbeit richtiger Verwendung zugeführt, so könnte jeder Arme Nahrung, Wohnung und Kleidung haben. Gegen Luxus ist mit radikaler Luxusgesetzgebung anzukämpfen. Ueber einen auskömmlichen Mindestsatz auf den Kopf hinaus sollte für jede Mark Ueberverbrauches mindestens eine Mark dem Staate gebühren. Auch das Maß privaten Besitzes ist eine öffentliche Angelegenheit. Besitz ist klassenbildend, die Klasse aber strebt nach Zuwachs an Machtmitteln. Die moderne Wirtschaft hat eine gewaltige Plutokratie hervorgebracht, die in einzelnen Staaten alle politische Gewalt in sich gesogen hat. Wenn die Besitzverteilung in die Befugnis der Allgemeinheit fällt, kann diese die Quellen des privaten Reichtums verstopfen. Woher kommt Reichtum? Nicht aus Ersparnissen, wie das Volk meint. Wer reich werden will, muß einen allgemeinen Bedarf befriedigen, aber womöglich unter Ausschluß des zehrenden Wettbewerbs. Das Monopol bereichert, mag es nun Erfinder- oder Schürfmonopol, Monopol des Organisationsvorsprunges, der Lage, des Bodens, Monopol infolge von Kartellierung sein. Einen anderen Weg, Reichtum zu hecken, gibt es nicht. Besitzregelung bedeutet demnach Hinderung des Monopols. Bleibt noch die Einschnürung des Erbrechtes, das den natürlichen Auftrieb der schöpferischen Kräfte der Nation hemmt. Oberhalb einer mäßigen Vermögenseinheit gebührt jeder Nachlaß der Allgemeinheit. Die Einschränkung von Luxus, Monopol und Erbgang würde den Staat, der heute um jeden Mehreingang betteln muß, reich machen, für Kulturzwecke ungemessene Mittel bereitstellen; in der staatlichen Gesellschaft würde sich ein mittlerer Wohlstand ausbreiten.

Diese wirtschaftliche und soziale Umwälzung wird nach Rathenau nicht das Werk roher, äußerlicher Gesetzgebung sein können, die neuen Einrichtungen werden vielmehr ihrerseits schon ein Ergebnis sein. Vorausgehen

Grillparzers weltgeschichtliche Weissagung im Lichte unserer Tage.

Von Professor Dr. Bernhard Heller.

Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.
(Goethe, Weissagungen des Bakis.)

Aus jeder Gegenwart hat sich der Mensch in die Zukunft zu blicken gesehnt. Diese ewige Sehnsucht wird heute noch erhöht durch die weltgestaltenden Geschehnisse unserer Tage, deren Abschluß, deren weitere Wirkung wir so gern voraussehen möchten. Daraus erklärt sich der Kriegsaberglaube, von dem nicht nur kindliche Gemüter, sondern auch überreife Geister erfaßt werden. In Paris soll der „Prognosticus", „dies geheimnisvolle Buch von Nostradamus' eigener Hand" in mehr als hunderttausend Exemplaren abgesetzt sein. Das Lallen der Kinder, die Wahnbilder der Fiebernden werden über den Ausgang des Völkerringens, über das Schicksal einzelner befragt. Harmlose Worte der Frommen und Großen werden zu geheimnisvoll tiefen Weissagungen umgedeutet. Da mag es sich wohl verlohnen, Grillparzers geschichtliche Prophezeitung näher zu betrachten, die sich aus der Tiefe seines sinnenden, bangenden Dichterherzens emporgerungen und die heute, angesichts der noch nicht abgeschlossenen Umwälzung Rußlands eine gesteigerte, zeitgemäße Bedeutung erhält.

„Und in dem Heute wandelt schon das Morgen," lehrt uns Schillers „Wallenstein". Die Weisheit des Bakis sieht Vergangenes, Heutiges und Künftiges zu einem Kreise abgeschlossen. Grillparzer geht noch weiter: er meint, in die Zukunft schauen ist schwer; in die Vergangenheit rein zurückblicken noch schwerer. Grillparzer fühlte sich versucht, beide Schwierigkeiten zu bewältigen. Sein dichterischer Beruf, wie er ihn patriotisch auffaßte, drängte ihn dazu, Oesterreichs Vergangenheit dramatisch zu vergegenwärtigen. Doch er begnügt sich nicht mit dem Amte des nach rückwärts gekehrten Propheten. Wiederholt setzt er seinen Personen ein Janusantlitz auf, läßt sie Geschehenes und Kommendes blicken.

Großenteils allerdings wird ein vaticinium ex eventu geboten, der Dichter läßt verkünden, was für ihn selbst schon Vergangenheit ist, seinen Personen jedoch die Zukunft bedeutet. Diesen eindrucksvollen Vorgang hat schon Virgil die Dichter gelehrt: Aeneas trägt auf seinem Schilde das Geschick und den Ruhm seiner Nachkommen. Mit einem ähnlichen Ausblick schließt „König Ottokars Glück und Ende". So wie dem Aeneas, dem sagenhaften Ahnherrn Roms, die künftige Größe seines Hauses und seines Volkes gezeichnet wird, so wird an der Bahre Ottokars auch Kaiser Rudolf I. zum Seher der Geschicke Oesterreichs, der Größe des von ihm begründeten Kaiserhauses.

Doch blitzt hier vor Rudolf von Habsburg bloß ein Strahl der Zukunft auf, um den Schluß des Dramas zu erhellen. Hingegen Kaiser Rudolf II., den Max Koch als die vielleicht größte dramatische Charaktergestaltung seit Shakespeare bezeichnet, versenkt sich tief in die Betrachtung der Zukunft. Er sieht voraus, wie die Kirchenspaltung die Reichsfürsten vom Reiche loszulösen droht, wie der Adel die Fürsten bekämpft, wie das Bürgertum, der Krämersinn hohnlachend über das Heldentum obsiegt, wie endlich aus der untersten der Tiefen ein Scheusal aufsteigt, mit weitgespaltenem, lüsternen Rachen, die geistlose Menge, die ihr Recht fordert und die nicht zu befriedigen ist. Rudolf knüpft daran für sein eigenes Haus die Verheißung, die, über das vaticinium ex eventu hinausgehend, Grillparzers persönliche Zuversicht zum Bestande des Hauses Habsburg verkündet:

Mein Haus wird bleiben, immerdar, ich weiß,
Weil es mit eitler Menschenklugheit nicht
Dem Neuen vorgeht oder es hervorruft,
Nein, weil es, einig mit dem Geist des All,
Durch Klug und scheinbar Unklug, rasch und zögernd,
Den Gang nachahmt der ewigen Natur.
(Ein Bruderzwist in Habsburg III.)

Ein noch weit bedeutsameres, ein gewaltiges prophetisches Bild der Geschichte entrollt Grillparzer in seiner „Libussa". Libussa, die Herrscherin Böhmens, beseelt von einem mehr als menschlichen Geiste, wird zur Prophetin. Ihr wird die Aufgabe, die nicht ohne ihr Widerstreben begründete Stadt Prag zu segnen. Zwischen einen geschichtsphilosophischen Unterbau und einer geschichtspsychologischen Giebel, der an Schillers Spaziergang erinnert, fügt sie eine großartige Geschichtsprophezeiung. Prag wird aufblühen.

Und tüchtig wird das Volk sein, treu und bieder,
Geduldig harrend, bis die Zeit an ihm.

Denn nach und nach treten alle Völker auf den Schauplatz der Weltgeschichte: Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Deutsche und Slawen.

*

Den Reigen beginnt also Italien. Die edelsten deutschen Ueberlieferungen, wie sie Winckelmann, wie sie Goethe vertritt, haben auch Grillparzer zur Verehrung Italiens erzogen. „Italia! Du hochgelobtes Land," jubelt es in ihm auf, wie er zur Stätte der großen, hehren Vergangenheit pilgert. Doch schmerzlich scheidet er zwischen einst und jetzt:

Rom hat nur noch Cicerone,
Aber keinen Cicero.

Göttliche Roma, du bist erlegen, — klagt er in seinem Tagebuch. Venedig wird ihm durch Schmutz und Geschrei des betrügerischen Volkes verleidet. Gegen die heutigen Römer führt er das in Rom gehörte i Romani sono tutti ladri an. In Neapel ist die Selbstkritik über Mut und Ehrlichkeit der Neapolitaner nicht minder scharf. Diese Klage über Unredlichkeit kehrt oft wieder. Schon Goethe führt sie:

Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Hamerling versetzt diesen Gegensatz zwischen italienischem und deutschem Wesen schon ins Altertum. In seinem „Ahasver" läßt er Nero, von Günstlingen und Schmeichlern verlassen, bange umherirren. Ein einziger seiner Söldlinge folgt ihm, ein Germane, weil es ihm Dienerpflicht gebietet, dem Herrn treu zu sein.

„Pflicht — Treue — Mann, du sprichst in Germanismen!
Wie lang bist du in Rom?" „Zehn Jahr'!" Und hast
Die Treue nicht verlernt? Und folgst nur so
Mir ohne Grund, aus angestammter Treu'?
Ei, ihr Germanen seid ein wackres Volk!

Politische Gesundbeter.

Offener Brief an Hermann Bahr.

Wien, im September.

Sie haben an Max Scheler einen Brief gerichtet, in dem Sie sein Buch „Die Entstehung des Deutschenhasses" scharf angreifen. Das ist eine Sache zwischen ihm und Ihnen, die keinen Dritten etwas angeht. Aber Sie haben Ihren Brief in Ihrem „Tagebuch" („Neues Wiener Journal" vom 8. September) veröffentlicht und damit Ihre Ansichten zur allgemeinen Diskussion gestellt. Sie gestatten, daß ich an dieser Debatte teilnehme.

Ich lese immer Ihre Tagebuchblätter! selten ohne inneren Widerspruch. Das macht nichts; sie interessieren mich. Wir, die wir in der Tagesfron stehn, haben nicht die Zeit, auf jedes Lüftchen in den oberen Kulturregionen zu achten. Sie, in Ihrer selbstgewählten Salzburger Einsamkeit, haben überhaupt nichts anderes zu tun und reagieren denn auch auf jedes Lüftchen mit der Ihnen eigenen Lebhaftigkeit. Ein Blick zu Ihnen hinauf belehrt uns, wie grade der Wind weht, und so lese ich allwöchentlich Ihr Tagebuch, wie man in der Frühe nach der Wetterfahne auf dem Dache schaut. Der Wind ist mir nicht immer recht, aber ich kenne ihn wenigstens und kann mich auf ihn einrichten.

Diesmal aber ist mir der innere Widerspruch nicht genug. Diesmal haben Sie sich nicht damit begnügt, mit einigem melodischen Knarren eine neue Schwenkung anzukündigen; Sie haben das Wächterhorn hervorgeholt und stoßen mit Ingrimm hinein. Sie ergreifen Partei im Weltkriege und zwar nicht auf unserer Seite. Sie blasen, was das Zeug hält, während unsere Soldaten die Front mit ihren Leibern gegen fünffache Uebermacht decken und unsere Frauen den häuslichen Herd unter nie gekannten Schwierigkeiten betreuen: „Es darf nicht gesiegt werden, denn wenn einer siegt, dann hat die Gewalt, das Geschäft, der Kapitalismus gesiegt" und noch schärfer: Der Haß gegen uns ist berechtigt. „Gehaßt wird an uns der Bourgeois in seiner entsetzlichsten Gestalt, in der neudeutschen Aufmachung, der Bourgeois im Stechschritt, der Händler als Held, der Geschäftsreisende mit dem Feldwebelton, der Jobber und Schnorrer mit den Gebärden Wotans, der wird gehaßt, und vor diesem Hasse ist nur eine Rettung, nämlich die, daß wir ihn mithassen, mithassen mit aller Gewalt unserer Liebe, denn an diesem friderizianisch grimassierenden Bourgeois leidet die ganze Welt, am meisten aber und am tiefsten wir selbst ..."

Herr Bahr, wir stehen im vierten Jahre eines Krieges, wie ihn die Welt so fürchterlich nicht gesehen, wir alle sehnen uns nach dem Ende des entsetzlichen Mordens, und daß dieser Sehnsucht kause, auch selbstquälerische Gedanken entspringen, ist nicht zu verwundern. Aber daß man unseren Truppen, während zwei Drittel der Welt sich abmühen, sie zu überwältigen und uns zu vernichten, zuruft: Ihr dürft nicht siegen, auch in der Abwehr nicht; wir sind selber schuld an dem Hasse gegen uns, weil wir ganz unerträglich ekelhafte Kerle geworden sind, und das einzige, was wir tun dürfen, ist uns selber mithassen — das, Herr Bahr, ist in diesem Augenblick, mag es aus welcher Empfindung immer stammen, Vorschubleistung dem Feinde, der ja auch nichts anderes behauptet, als daß er die Welt von uns, dem Boche, befreien müsse.

Verstehen wir uns recht, Herr Bahr. Sie sind dem Blute nach und im Herzen ein so guter Deutscher wie irgend einer der Helden in der Luft oder unter dem Wasser, aber was Sie jetzt reden und schreiben, ist das Schlimmste, was jemand im guten Glauben der deutschen Nation antun kann, der Versuch eines Durchschneidens ihrer moralischen Sehnen, der Verwirrung ihres Rechtsgefühls, des Glaubens an die Gerechtigkeit der Sache, für die sie kämpft und blutet. Sie braucht jeden Nerv zur Abwehr der Uebermacht, und Sie halten ihr Bußpredigten; ein Moment der Schwäche kann das Reich vernichten und die deutsche Nation auf hundert Jahre in die schrecklichste Schuldknechtschaft stürzen, und Sie rechnen uns jetzt, grade jetzt vor, daß uns nur recht geschähe, weil wir ekelhafte Kerle geworden sind und unsere Geschäftsreisende einen Feldwebelton haben. Sie wollen uns zur Selbsteinkehr bringen, wollen uns bessern, auf daß der Haß gegen uns schwinde und man uns in Frieden unseren Kohl bauen lasse. Das schreiben Sie, während auf den Schlachtfeldern, in allen Himmelsrichtungen die Vernichtungswerkzeuge der halben Welt gegen unsere Brüder und Söhne toben. Wissen Sie, was das im besten Falle ist? Politische Gesundbeterei. Die mag sehr harmlos sein, wenn man mit einem Schnupfen im Bette liegt. Aber wenn Leben und Tod eines Kranken davon abhängt, ob nicht der Augenblick einer rettenden Operation versäumt wird, dann komplimentiert man den Gesundbeter, der dem Arzte den Weg verstellt, höflichst vor die Tür.

Leben Sie wirklich auf dem Monde, Herr Bahr? Glauben Sie ernstlich, daß die Suchomlinow und Januschkewitsch ihren kaiserlichen Herrn betrogen, der Zar sein Ehrenwort gebrochen, Poincaré und Iswolski die Netze gelegt, Grey die geheimen Abmachungen gegen uns getroffen haben, weil der Bourgeois in neudeutscher Aufmachung ein schwer verdaulicher Typus ist? Ich brauche Ihnen doch

Ein demokratischer Friede ist nur möglich, wenn es ...chtiges, revolutionäres Rußland gibt, und wenn die ...wegung in Deutschland entwickelt wird.

...stpflichtigen von sämtlichen Krippen des Staates ferngehalten (mit Ausnahme der sich aus der allgemeinen Wehrpflicht ergebenden), und das muß sie, zu einer Zeit staatlicher Milli-

...cht vorzuhalten, daß die Entente die Türkei aufteilen wollte ...und noch will, daß ihr die Mittelmächte dabei im Wege standen, daß Frankreich Elsaß-Lothringen wieder haben und daß England die deutsche Handelskonkurrenz auf hundert Jahre unschädlich machen will, und zwar nach alter britischer Weise; daß Serbien das Banat, Rumänien Siebenbürgen und Italien die Adria nebst Südtirol und noch einiges andere in diesem Kriege rauben wollten, von Wilson, China und Liberia nicht zu reden, und daß das alles mit den mehr oder minder ästhetischen Eigenschaften unserer Bourgeoisie nicht das geringste zu tun hat. Auch dürften Sie, der Sie in Ihren unheiligen Zeiten ein ganz guter Menschenkenner und recht scharfäugiger Spötter waren, ganz gut wissen, daß der Konkurrent am Konkurrenten nicht die Fehler und Untugenden haßt, sondern die Vorzüge, und daß die Unbeliebtheit des Deutschen im Auslande sehr wahrscheinlich nicht auf die von Ihnen mit Recht gerügten Unarten zurückzuführen ist, die ihm ja das Geschäft erschweren und also die Konkurrenz begünstigen, sondern auf seine Tüchtigkeit, seinen Fleiß, seine Erfolge. Sie verzeihen schon, Herr Bahr; es geht darin den Deutschen wie den Juden. Die haben auch mehr Unarten als eigentliche Laster. Um ihrer Unarten willen verspottet man sie, mag sie vielleicht nicht ausstehen. Aber um ihrer Vorzüge und ihrer Erfolge willen haßt man sie.

Wollen Sie, daß der Deutsche aufhöre, Erfolge zu haben in der Welt? Daß er keine Geschäfte mehr mache, den Zuwachs seiner Bevölkerung zu Hause nicht ernähren könne, kein Kapital ansammle, nicht zur materiellen Wohlfahrt gelange? Es ist ja möglich, daß Sie in der neuesten Phase Ihres Seelenlebens die Güter und Eitelkeiten dieser Welt sehr gering achten.... Aber den alten Hermann Bahr, der doch noch nicht ganz verschwunden sein wird, darf man doch auf eines aufmerksam machen: alle die unerträglichen Eigenschaften der neudeutschen Bourgeoisie sind Parvenüeigentümlichkeiten, die Herrenallüren der Fünfgroschenseelen doch nur Versuche, über innere Unsicherheiten, wie sie eben dem Parvenü anhaften, hinwegzutäuschen, Rückstände aus der Kleinbürgerzeit. Glauben Sie nicht, daß der hanseatische Kaufherr seinem englischen Kollegen an Noblesse des Wesens und Handelns in keiner Weise nachsteht? Und warum? Weil er eine Tradition hat, nicht von gestern ist. Lassen Sie doch auch unseren neudeutschen Wohlstand ein wenig zu Jahren kommen, ein paar Generationen alt werden, ob wir nicht auch die gute Lebensart erlernen, die die anderen, älteren Völker vor uns voraus haben. Und lassen Sie ihn uns vor allem haben, den Wohlstand, in recht hohem Maße und recht weit verbreitet haben, damit möglichst vielen Kindern eine in gewissem Sinne adelige Erziehung gegeben werden kann, damit die Ueberschätzung des Mammons, die ja doch nur eine Folge des Mangels ist, aufhört und einer, der seine Seele verkauft für eine Gehaltsaufbesserung, wirklich mit sich selbst und dem Zeitgefühl in Widerspruch kommt, weil man Ehre nicht mehr nur im Munde führt, sondern mit der reichlichen Muttermilch eingesogen hat — womit ich beileibe nicht sagen will, daß nicht im ärmsten Hause wahre Edelpflanzen von Ehrgefühl gedeihen und niedrige Fünfgroschenseelen auch in der Prunkvilla wachsen können; aber leichter ist's doch, in der Luft des Wohlstandes ein reinlicher und manierlicher Mensch zu werden, als im harten Kampf um das Notdürftige... Verdammen Sie also das Streben nach bürgerlicher Wohlfahrt, das Deutschland über die Meere getrieben hat, nicht. Dies Streben nützt allen, hat überall die Lebenshaltung und Gesundheit gehoben und braucht durchaus nicht zu kapitalistischer Ruchlosigkeit zu führen. Man kann wohllebend und dann erst recht human, feinfühlig, wohlgesittet sein.

Sie sind mit Recht entsetzt darüber, daß der herzhaft fromme Bürger aus „Hermann und Dorothea" und „Soll und Haben" zum „entsetzlichen Bourgeois Sternheims und Heinrich Manns" entartet ist, und schreiben das einer furchtbaren Geisteskrankheit zu, die in den neunziger Jahren über Deutschland hereingebrochen ist. Ich kenne Deutschland länger als Sie, kenne diese Typen länger, und bezweifle, daß sie erst aus den neunziger Jahren stammen. Vielleicht hätte sie ein Sternheim auch schon in der Goethezeit entdeckt; es kommt da ja viel auf die Augen des Betrachters an. Aber zugegeben, daß wir viel Unerfreuliches in der Uebergangszeit vom kleinstaatlichen Idyll zum Weltreich erleben mußten: sind denn Sternheim und Heinrich Mann, die den neuen Typus so unbarmherzig an den Pranger stellen, nicht auch Deutsche, und ist der „Simplicissimus" nicht auch ein deutsches Gewächs? Haben wir also auf das Ausland warten müssen, uns den „Boche" in seiner Gloire zu zeigen? Wenn unsere Feinde keine anderen Schmerzen gehabt hätten als die Unerfreulichkeit unseres Bourgeois, den hätten sie ruhig unseren eigenen Satirikern und der friedlichen Entwicklung überlassen dürfen. Durch den Krieg haben sie den inneren Reinigungsprozeß nur unterbrochen. Ein Volk wird nicht sittlich feiner durch einen Krieg, namentlich das Hinterland nicht.

Und nun zu Ihren „edelsten und besten Deutschen", den gewissen Professoren, die jetzt in Oesterreich eine so große und wie ich fürchte so bedenkliche Rolle spielen. Das verargen Sie Herrn Max Scheler am meisten, daß er diese ein wenig

Die Fortsetzung des Romans „Beim Theater" von A. Roll befindet sich auf Seite 8 vom 15. Oktober.

Feuilleton.

Friedrich Schlögl.

Der Altmeister der Wiener Sittenschilderung.

(Ein Gedenkblatt.)

Am 7. Oktober 1892, vor nunmehr 25 Jahren, schloß Friedrich Schlögl, der Altmeister der Wiener Sittenschilderung, „ein treuliebender Sohn Wiens," wie er sich selbst nannte, sein scharf und tief in die wienerische Seele blickendes Auge für immer. „Gott sei Dank, daß es wieder Licht wird," waren Schlögls letzte Worte, als er bei anbrechendem Morgen nach seiner letzten qualvoll verbrachten Schmerzensnacht sein Haupt für immer zum Schlummer neigte. Dem Lichte zugestrebt hat Schlögl sein ganzes Leben lang. In josefinischem Geiste aufgezogen, war er, unerschrocken und unbeugsam nach oben und auch nach unten, ein unbezwinglicher Kämpe des Lichtes und der Freiheit geworden, der nur der Wahrheit zu dienen suchte. Bis an sein Lebensende nannte er sich mit Vorliebe einen „echt gebliebenen echten Achtundvierziger".

Schlögl wurde zu Wien am 7. Dezember 1821 als ein Kind armer Handwerksleute geboren. Die innige Liebe seiner Eltern zueinander hat er nachmals in seiner Skizze „Ein paar alte Leute" ergreifend geschildert. Sie waren ungeachtet ihrer sehr beschränkten Verhältnisse geistig außerordentlich strebsam und brachten das nicht geringe Opfer, Friedrich, ihren Erstgebornen unter vierzehn Kindern, wenigstens die Mittelschule besuchen zu lassen. Namentlich aber Schlögls Vater, ein heller Kopf, verstand es, als einzige abendliche Erholung „nach der dürftigsten Einbrennsuppe und dem Kartoffel-Souper," wie Schlögl selbst erzählte, die schönsten Balladen Bürgers und Schillers, die er aus entlehnten Büchern abgeschrieben hatte, im Kreise der Familie gut und mit ergreifender Wärme vorzutragen. So bescheiden jene häuslichen Vortragsabende gewesen sein mögen, übten sie doch auf Geist und Gemüt des jungen Schlögl einen mächtigen Einfluß und legten den Keim zu seinen ersten schriftstellerischen Versuchen. Die Notlage der Eltern zwang Schlögl, seine Studien aufzugeben und eine Anstellung zu suchen, die er in einer Militärrechnungskanzlei fand. Nach neunjähriger Dienstfron bezog er einen Monatsgehalt von 14 Gulden! Welch ein alles edlere Streben erstickender Geist damals in jenen Aemtern herrschte, hat Schlögl in seinem Büchlein „Ueber Ferdinand Sauter" sowie in „Aus Alt- und Neu-Wien" lebhaft veranschaulicht. Endlich wurde Schlögl zur Hofkriegsbuchhaltung versetzt, trat jedoch 1870 nach 32jähriger Dienstzeit, da für ihn als kleinen Beamten die Aussichten zu ungünstig waren und er überdies, wie er selbst sagte, von schwerer Krankheit heimgesucht wurde, in den Ruhestand. Die damalige „schwere Krankheit" Schlögls bezeichnete Karl Gründorf, ein gemeinsamer Freund Schlögls und Anzengrubers, scherzhaft nur als „Morbus cameralisticus". Schlögl war einfach nicht länger mehr imstande, „täglich und stündlich über ganze Ziffernkolonnen Heerschau zu halten". Im Jahre 1848 hatte sich Schlögl mit Anna, gebornen Wild, vermählt, einer, wie Lemmermayer, Schlögls Biograph und Herausgeber seiner „Gesammelten Schriften"*), hervorhebt, „durch Herzensbildung ausgezeichneten Frau, die ihren Gatten mit allen seinen Besonderheiten verstand und ihn baß zu behandeln wußte." „Ein edles Weib," nannte sie Schlögl selbst im Kreise seiner Freunde und Verehrer am Abend der Feier seines 70. Geburtsfestes. Der wahrhaft glücklichen Ehe entsprossen zwei Söhne, von welchen der eine als k. k. Hofrat im Ruhestande noch heute lebt. Schlögl ruht nach seinem eigenen Wunsche im Purkersdorfer Friedhofe. Um sein Grab rauscht sein geliebter Wiener Wald, in dem er lebend so oft nach harter Tagesmühe aus den engen Mauern der Stadt heraus Erhebung und Erholung gesucht und gefunden hatte.

So einfach Schlögls äußerer Lebensweg, so reich war sein schriftstellerisches Wirken. Er begann seine Laufbahn bereits in den Tagen des Vormärz als Mitarbeiter bei Zeitschriften, Taschenbüchern und Kalendern und nahm auch an der Bewegung des Jahres 1848 schriftstellerisch teil. Im Jahre 1857 gründete dann Schlögls Freund Karl Sitter, „nach über-

*) Bei Hartleben in Wien in 3 Bänden; auch daselbst in billigen Einzelbänden in einer Volksbibliothek.

Reihe bitterster
leide ich ihr
t Kümmernisse,
sondern um die
eiheitliche und
nd der Wiener,
erten, so mag
gen Sorge um
es mich freuen,
gründung nach-
liebender Sohn
phet gewesen."
Wiens! Wahr-
enigen älteren,
re stammesechte
alle Besonder-
ischenden Un-
und ihrer Be-
werden konnte,
wie vor un-
schlossen. Aber
icht mehr mit
ihrer hastenden,
und Sensatio-
ehr sein Name
un an seinem
seine markigen
ten Aufrichtung
moderner Ent-
zur Erweckung
iesen werden.
Wiener aller
Ehren gedenken!

dr. Resel.

oft.

eich-Ungarns.

monatlich . . . . . K 4.50
vierteljährlich . . . . . „ 13.—
halbjährlich . . . . . „ 26.—

Für Oesterreich-Ungarn:
bei täglich zweimaliger Postversendung
monatlich . . . . . K 5.20
vierteljährlich . . . . . „ 15.—
halbjährlich . . . . . „ 30.—
bei täglich einmaliger Postversendung
monatlich . . . . . K 4.50
vierteljährlich . . . . . „ 13.—
halbjährlich . . . . . „ 26.—

Für Deutschland:
vierteljährlich Kreuzbandsend. K 18.—
und durch die Postämter laut dort aufliegender Postzeitungsliste.

Länder des Weltpostvereines:
vierteljährlich Kreuzbandsend. K 22.—
und durch die Postämter laut dort aufliegender Postzeitungsliste.

Einzelpreise für auswärts:
Morgenblatt . . . . . 15 h
Nachmittagsblatt . . . . . 6 „
Nachmittagsblatt separat . . 8 „

17 XXIV. Jahrgang

sanleihe gezeichnet.

chen Truppen. — Andauer ons.

Das Preßjudentum im Kriege.

Wien, am 20. Oktober.

Es gibt wohl keinen fühlenden Menschen bei uns, der nach über drei Jahren Weltkriegsschrecken sich nicht sehnte nach dem Frieden, der nach so schrecklicher Heimsuchung nicht bereit wäre, an Stelle bloßer Machtwünsche Recht und Gewissen sprechen zu lassen. Es gibt wohl kein fühlendes Herz bei uns, das nicht aufgejubelt hätte bei der Friedensnote des Papstes, bei seinem Appell an das bessere Europa, an die wahren Zukunftsinteressen Europas. Und wie bei uns, so ist es sicher, von den üblichen Ausnahmen abgesehen, auch bei der christlichen Bevölkerung Italiens, Englands, Frankreichs, Amerikas, Rußlands. Bekannt ist die Zustimmung der führenden Katholikenorganisationen Italiens zur päpstlichen Note, bekannt die Zustimmung englischer und irischer Bischöfe, bekannt die friedensfreundliche Haltung der zwei amerikanischen Kardinäle. Warum gibt es trotzdem kein Sichverstehen und Sicheinigen der christlichen Welt? Warum gibt es keinen internationalen christlichen Sieg über die Egoismen und Lügen der Zeit, über die Verblendung gewisser Minister und Tagespolitiker? Warum steigt nicht die christliche Idee triumphierend, allbezwingend aus der Mitte der Kriegsvölker empor, aufs neue den Gedanken des Brudertums aller Menschen kündend?

Nicht der letzte Grund ist der, daß die christliche Welt weithin ohne äußere Verständigungsmittel, ohne Presse. Daß die öffentliche Meinung der Welt ganz vorwiegend von Nichtchristen gemacht wird — gemacht wird jenseits von Glaube, Recht, Gewissen; gemacht wird nach Gesichtspunkten augenblicklichen geschäftlichen Vorteiles; gemacht wird nach den Bedürfnissen jenes Weltkapitalismus, der durch die Offenbarungen des Weltkrieges doch die schlechthinige Verdammung erfahren. Da ist das berüchtigte englische Telegraphenbureau Reuter. Es ist eine Gründung des in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts aus Deutschland ausgewiesenen Juden Josafat, verdankt sein geschäftliches Emporkommen einträglichen Finanzspekulationen, ist heute das wichtigste Nachrichtenbureau der Welt, aber schon immer so gewissenlos, daß schon vor Jahren ein Diplomat erklärte, seine Tätigkeit sei für Staaten und Völker gefährlicher als Anarchistenpropaganda, werde es doch geleitet von Männern ohne Vaterlandsgefühl; von Männern, denen Krieg und Kriegsgefahr nur Gelegenheit sei, im Trüben zu fischen. Ein Hauptaktionär des Bureaus Reuter ist heute Lord Rothschild. — Der König der englischen Presse ist Lord Northcliffe. Er hieß vor seiner Adelung durch Eduard VII. Harmsworth und ist nach Freiherr v. Mackay der Sohn eines Dubliner Advokaten, der aus Frankfurt a. M., wo er Stern hieß, zugewandert war. Northcliffe hat nie regelrechte Studien gemacht, begann in grasgrüner Jugend als Gerichtssaalberichterstatter, machte sich früh selbständig, erzielte ungeheure Erfolge mit Sensations- und Skandalpublizistik, besitzt heute etwa 20 führende englische Tagesblätter und 30 Monats- und Wochenschriften, unter ersteren u. a. die „Times", Daily Mail", „Evening News" und „Daily Mirror". Sein Landsmann und Rassegenosse Gardiner, Eigentümer der „Daily News and Leader", schrieb vor zwei Jahren von Northcliffe, er sei ein skrupelloser Abenteurer, seine ganze Karriere sei ein Rekord gemeiner Sensation, bar nicht nur jeden moralischen Zieles, sondern auch jeden vernünftigen Sinnes außer der Ausübung der Macht. Mit ähnlichen Mitteln wie Northcliffe gelangte in England zu ähnlicher Pressemacht der Jude Artur Pearson, der den „Daily Expreß" gründete und schon mit 28 Jahren finanzielle Macht über die „St. James Gazette", die „North Mail", die „Evening Mail", außerdem über Zeitungen in Leicester und Birmingham gewann und Ende 1904 den „Standard", das damalige Hauptorgan der Konservativen, um 14 Millionen Mark kaufte. Eigentümer des „Daily Telegraph" ist Lord Burnham, vormals Lawson, Sohn eines Moses Josef Levy aus Deutschland.

Da ist die französische Presse! In dem 1894 veröffentlichten Buch „Der Antisemitismus" spricht Hermann Bahr von einem Besuche bei Henri Rochefort in Paris. Dieser Franzose sagte ihm damals: „Sehen Sie die Presse — es gibt keine französische Presse mehr: es ist alles in den Händen der Juden." In seinen „Neuen Kriegsaufsätzen" (1916) schreibt H. St. Chamberlain: „Aus der französischen Presse lernt man den echten Franzosen nicht kennen. Zeitungen wie der ‚Matin' stehen ebenso wie die ‚Nowoje Wremja' unter der Botmäßigkeit der ‚Times'; es ist alles ein großes Finanzunternehmen. Neun Zehntel der Pariser Journalisten stammen aus Frankfurt a. M. oder aus Polen; die berühmte alte französische Journalistenschule ist so gut wie entschwunden." Etliche Stichproben: Das riesig verbreitete Pariser „Journal" wurde während des Weltkrieges von dem Amerikaner Charles Moses Schwab für 26 Millionen Franken angekauft. Besitzer des „Matin" ist der Argentinier Bunau-Varilla, ein Abenteurer nach Art von Northcliffe; Herausgeber des „Gaulois" der Jude Artur Meyer. Führende französische Journalisten sind Marcel Hutin („Echo de Paris"); er hieß ursprünglich Markus Hirsch; ferner Jean Finot, Herausgeber der „Revue des Revues"; er hieß ursprünglich Finkelhaus; ferner Gaston Polonais („Gaulois"); er hieß ursprünglich Pollack; ferner Stéphane Lauzanne („Matin"); er stammt aus der Familie Oppert v. Blowitz; ferner Jean de Bonnefon, Caro, Hedeman, Sauerwein, Capus („Figaro"), Ernest Judet („Eclair") — durchwegs Juden. Die französische Agence Havas ist ein reines Finanzunternehmen; eigentlich nur die Nachrichtenabteilung jener französischen Hochfinanz, über deren jüdische Führung Männer wie Drumont und Flourens genügend aufgeklärt haben. „Agence Havas" meldet und schweigt entsprechend den Bedürfnissen des Großkapitals; sie zahlt einzelnen Blättern Riesensummen für die Aufnahme von Finanzmitteilungen usw. Wie Franzosen selber ihre Presse beurteilen, dafür etliche Geständnisse aus der Vorkriegszeit. Jaurès sagte: „Unsere Presse ist verfault bis in die Wurzeln; sie ist schlimmer als das Dirnentum; sie ist nichts anderes als der Ausdruck eines verruchten und geldgierigen Spekulantenklüngels." Leon Bazalgette: „Jede Dirne auf dem Boulevard ist anständiger als ein Lohnschreiber des ‚Matin'". Auguste Rodin: „Die Presse ist verabscheuungswürdig, weil sie ohne Höhersinn, ohne Wahrheitsliebe, weil sie käuflich ist." Paul Fort: „Unsere Presse ist ein Schweinestall." Emile Verhaeren: „Die Presse ist ein Schandfleck der französischen Kultur."

Der englischen und französischen Presse hinsichtlich Unehrlichkeit, Sensationsmache, Geldpolitik fast noch überlegen ist die große nordamerikanische Presse. Auch sie ist weithin von jüdischer Geldwelt monopolisiert. Das gewaltigste Blatt, die „New York Times", gehört der Hauptsache nach den Herren Adolf Ochs und Samuel Strauß; seit einiger Zeit ist Northcliffe Mitaktionär. Die von Morgan unterstützte „Sun" wird

Berliner Lokalanzeiger

21./X. 1917.

68

Die verbündete Presse beim Reichskanzler.

Nach längerer Zeit hatten sich gestern abend wieder die gastlichen Pforten des Kanzlerpalais in der Wilhelmstraße zu festlichem Empfang geöffnet. Aus Anlaß der Anwesenheit österreichischer und ungarischer Pressevertreter, die in diesen Tagen Gegenstand der Begrüßung in der Reichshauptstadt sind, hatte der neue Reichskanzler Graf Hertling Einladungen an die Vertreter der diplomatischen, amtlichen und militärischen sowie journalistischen Welt Berlins ergehen lassen. Es war das alte, aber in seinem fesselnden Reiz immer wieder ansprechende gesellschaftliche Bild, das sich gestern im Hause Bismarcks darbot.

Nur daß an der Stelle, wo vor wenigen Monaten noch die hohe Gestalt des Herrn von Bethmann Hollweg und dann nur einmal in seiner kurzen Kanzlerschaft Dr. Michaelis zu sehen war, diesmal die kleine und schmächtige Figur des siebenten Reichskanzlers stand, dessen feingeschnittener kluger Kopf weit jugendlichere Züge zeigt, als man sie in den letzten bildlichen Darstellungen wahrnehmen konnte. Und um ihn die Großen seines Arbeitsreiches, die ihm in der Begrüßung der zahlreichen Gäste behilflich waren. Vor allem der Diplomatenkopf des gestern neuernannten Unterstaatssekretärs Gesandten von Radowitz, der die Erschienenen, soweit sie dem Reichskanzler noch nicht persönlich bekannt waren, seinem Chef vorstellte, ferner die Staatssekretäre Graf Rödern, von Waldow, Dr. Solf, Admiral von Capelle, Dr. von Krause und Wallraf, der Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. Friedberg und die Staatsminister, die Botschafter und Gesandten der verbündeten Reiche, die Unterstaatssekretäre der Reichsämter, Oberbürgermeister Wermuth, Polizeipräsident von Oppen, der Chef des Kriegspresseamtes Major Würz, Vizepräsident des Reichstags Dove, der Präsident und die Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, Vizepräsident des Herrenhauses von Becker sowie zahlreiche Mitglieder der Berliner Presse.

Nicht lange, und es begann in den historischen Räumen des alten vornehmen Hauses jenes gesellschaftliche Treiben, wie man es gerade hier seit Bismarcks Tagen so oft gesehen und miterlebt hat. Zum Glase Wein oder Bier gesellte sich bald die Zigarre, dem Ganzen einen Unterton patriarchalischer Gemütlichkeit verleihend. Und dann trat plötzlich Stille ein, alles strömte in den Hauptsaal. Dort ergriff

Reichskanzler Graf Hertling

das Wort zu folgender Ansprache:

Meine Herren! Ich begrüße heute zum ersten Male in diesen Räumen einen weiteren Kreis von Gästen, und es ist mir eine hohe Freude, daß dieser Kreis unsere Freunde aus Oesterreich und Ungarn umschließt. Seien Sie mir, meine Herren Vertreter der österreichischen und ungarischen Presse, von Herzen willkommen! Niemand betritt ohne Bewegung dieses erinnerungsreiche Haus. Und auch Ihnen, meine Herren, wird das Gefühl nicht fern gewesen sein, als umrausche Sie hier der Flügelschlag der Geschichte besonders ernst und bedeutungsvoll. Ist doch dieses die Stätte, wo Fürst Bismarck wirkte, sann und arbeitete. Dort ist der Saal des großen Berliner Kongresses, in diesen Räumen haben zahllose, die Geschichte bestimmende Besprechungen, Verabredungen und Abmachungen stattgefunden. Hier wurde auch der Grund gelegt zu unserem Bündnis, das jetzt in weltgeschichtlichen Kämpfen seine herrlichste Bewährung gefunden hat. Und

wo stehen wir heute,

meine Herren? Unsere Volks- und Heereskraft hat ihre unerschütterliche Stärke erwiesen. Große Männer sind uns beschieden gewesen, die diese Kraft zum bewußten Zweck geleitet und zu glänzenden Erfolgen geführt haben. Wüßten wir es nicht selber, so würden es uns die Stimmen aus dem Feindeslager bestätigen, daß uns niemand mehr den Sieg der Waffen entreißen kann. Die schwersten Schlachten sind geschlagen, der Soldat hat über alle Maßen seine Schuldigkeit getan, aber Sie wissen, meine Herren, daß der Krieg nicht auf den Schlachtfeldern allein gewonnen wird. Noch stehen uns die schwersten politischen Kämpfe bevor; erst dann, wenn wir sie zu gutem Ende gebracht haben, dürfen wir ohne Ueberhebung sagen, daß wir die Prüfung völlig bestanden haben. Und da, meine Herren von der Presse, zählen wir ganz besonders auf Sie. Im Frieden ist es Ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu leiten und aufzuklären, indem Sie dabei den Standpunkt Ihrer Parteien voll zur Geltung bringen. Im Kriege haben Sie, meine Herren, Ihre Aufgabe darin gesehen, die innere Stärke unserer Reiche zu stützen und zu fördern, das Gemeinsame zu betonen, das Trennende zurückzustellen. Und so begrüße ich es mit Freude, daß unter den Vertretern der Presse unseres Bundes in Berlin, in Wien, in Budapest, in Sofia, in Konstantinopel so rege Aussprache stattfindet. Das fördert die Einheit der politischen Front, deren Wahrung und Festigung uns allen am Herzen liegt, und hilft zum Siege unserer gemeinsamen Sache. Wenn wir nun jetzt die Herren aus Oesterreich und Ungarn mit besonderem Stolze und besonderem Hochgefühl bei uns sehen, so bedarf dies nach den letzten unerhörten Erfolgen unserer gemeinsam geführten Waffen keines weiteren Wortes. Für mich darf ich ja in Anspruch nehmen, viele und treue Freunde und alte herzliche Beziehungen in der Monarchie zu besitzen, und dies werte ich für

meine Arbeit als deutscher Reichskanzler

als einen sehr wichtigen Faktor. Und zum Schluß darf ich noch eine persönliche Erinnerung einflechten. Um Mai dieses Jahres hatte ich die Ehre, als bayerischer Ministerpräsident Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich und apostolischen König von Ungarn in Wien meine Aufwartung zu machen. Ich war erfüllt von dem tiefen Pflichtbewußtsein, das aus allen Worten Seiner Majestät sprach. Und ebenso gern gewann ich einen tiefen Eindruck von der Hingebung, die Ihre Majestät die Kaiserin Zita den Aufgaben ihres hohen Berufes zuwandte. Ich beglückwünsche die Donaumonarchie zu diesem Herrscherpaar, das in der Morgenröte seiner Jugend ein neues festes Band für die seit alters in der Doppelmonarchie vereinten Völker bildet. So sind mir denn die verehrten Gäste aus der österreichisch-ungarischen Monarchie ganz besonders lieb. Und ich hoffe, meine Herren, daß Sie auch aus diesem Hause den Eindruck mit sich nehmen werden, wie sehr wir uns der bundesbrüderlichen Freundschaft bewußt sind, die Deutschland und Oesterreich-Ungarn verbindet.

Fein pointiert und in glänzender Beredsamkeit fließen die Worte von den Lippen des siebenten Kanzlers, als er unsere Waffenbrüder begrüßt, von den großen Waffentaten der Verbündeten spricht, die gerade in diesen Tagen unten in Italien Sieg um Sieg erkämpfen und schließlich seine Rede mit einer Ovation an das Kaiserliche und Königliche Herrscherpaar beendet, dem der Kanzler vor nicht langer Zeit in Wien vorgestellt zu werden die Ehre hatte. Lebhafter Applaus begleitete die Schlußworte des Kanzlers, und erst allmählich kehrte in die zahllosen Gruppen der Gäste der anfängliche ungezwungene Plauderton wieder.

* * *

Im Rathause.

Am Vormittag waren die österreichisch-ungarischen Journalisten Gäste der Stadt Berlin gewesen. Zunächst wurden ihnen die Anlagen der Untergrundbahn Nord-Süd gezeigt, worauf sie unter Führung des Architekten Ludwig Hoffmann das Märkische Museum und unter Führung des Stadtverordneten-Stellvertreters Geheimrats Cassel eine Volksspeisehalle besichtigten. Mittags bewirtete Oberbürgermeister Wermuth die Gäste im Rathause. Er begrüßte die Gäste mit einer Rede, in der er sagte:

„Meine Herren, im Namen des Magistrats und der Stadtverordneten von Deutschlands Reichshauptstadt habe ich die Ehre, die öffentliche Meinung Oesterreichs und Ungarns auf das herzlichste in unsern Mauern willkommen zu heißen. Die hohe Frau hat sich in glänzender Form aufgemacht, im verbündeten Nordreiche Umschau zu halten, ob dort alles in gutem Gefüge geht. Sie sieht uns beim Eintritt in die dunkelste Jahreszeit, sparsam im Ersatz für Sonnenlicht und Sonnenwärme, in den etwas hagerer gewordenen Angesichtern sorgsames Nachdenken, wie der neue Kriegswinter eingerichtet werden soll, um ihn mit ungeschwächter Volkskraft zurückzulegen. Auf den Straßen, in Handel und Wandel, ja, in Ausspannung und Vergnügen alles ernster, gebundener, wiederspiegelnd den sozusagen bedingten Charakter, den jetzt unser ganzes Dasein trägt. Ernster, gehaltener, aber nicht eingetrocknet oder verkümmernd. Wir leben und behaupten das Leben. Wir arbeiten, und wir arbeiten uns durch ...

Enger als je eint uns heute die Sicherheit, daß dem treuen Zusammenstehen der Lohn zuteil wird, dem Ziele näher, ihm nahe zu sein. So nehmen Sie vorlieb, meine Herren, mit dem, was unsere Stadt da draußen und hier innen bieten kann: Schmales Genießen und Willkommen aus vollem, freudigem Herzen."

Namens der Gäste dankten Chefredakteur Sedlak und Hofrat Marcus.

Frankfurter Zeitung
9./XII. 1917
9
76

Die Kriegsliteratur-Sammlung der Deutschen Bücherei.

Von Dr. Johannes Thummerer.

„Daß Du nicht enden kannst, das macht Dich groß." Mit diesem Goethewort wurde im Vorjahr die feierliche Eröffnung der Deutschen Bücherei eingeleitet. Und mit Recht, denn da sie seit ihrem Bestehen (1913) die literarische Gesamtproduktion des deutschen Sprachgebiets mit Einschluß der Privatdrucke und amtlichen Bekanntmachungen sammelt, ist ihre Sammeltätigkeit zahlenmäßig eine geradezu unbegrenzte und wird, wenn die Statistik der Neuerscheinungen nicht trügt, schon in wenigen Jahrzehnten mehrere Millionen betragen. Indessen läßt sich innerhalb einzelner Sammelgebiete doch hinsichtlich des Anfanges und Abschlusses ein zeitlich begrenzbarer Umfang bestimmen. Solch ein spezielles Sammelgebiet ist die Kriegsliteratur, deren Reichhaltigkeit freilich heute schon eine ungemeine ist. Dabei braucht man garnicht die vielen Tausende von Nummern rein verlegerischer Kriegslieferungswerke, die vielen Kriegschroniken, Kriegsgedichtsammlungen und Broschüren, die irgend eine wirtschaftliche oder politische Stellungnahme zum Problem des Weltkrieges und der deutschen Zukunft enthalten, nicht die Hunderte von Kriegsromanen oder jene Kunstzeitschriften etwa mit in Rechnung ziehen, in denen die deutsche Graphik eine seltene nationale Auferstehung feiert und ihre Impressionen aus Feld und Etappe wiedergibt. Denn diese Literatur gehört ja an und für sich ins Sammelgebiet der Deutschen Bücherei und muß hier schon deshalb reichhaltiger als anderwärts vorhanden sein, weil die Deutsche Bücherei nicht wie andere Bibliotheken eine Auswahl treffen darf und trifft.

Indessen diese Literatur ist doch nur ein Teil des industriell erzeugten und vertriebenen Schrifttums und eines literarischen Kunstgewerbes, das einfach die notwendige Wandlung zum Aktuellen und Zeitgemäßen hin gemacht hat und, gäbe es nicht Krieg, in ähnlicher Form, aber mit anderem Inhalt und einer anderen Problematik auch vorhanden wäre. Aber daneben gibt es eine ungemein reichhaltige Literatur, die erst der Krieg aus dem Boden gestampft hat, ein Schrifttum, das erst die durch unsere ruhmvollen Siege geweckte Besinnung auf unsere geistigen Güter und technischen Errungenschaften erzeugte, eine Produktion endlich, die aus Organisationsdrang, innerer Notwendigkeit und bitterem Zwang heraus geschaffen wurde. Und von dieser Kriegsliteratur im eigentlichsten und engeren Sinne des Wortes, die den Kern der Kriegsliteratur-Sammlung der Deutschen Bücherei bildet, soll hier in erster Linie die Rede sein.

Zu Hunderten schon zählen die deutschen Schützengraben-Zeitungen, jene Blätter, die, größtenteils im Felde und von Etappendruckereien hergestellt, bestimmten Armeegruppen geistige Kost zuführen, aber auch vom Hinterlande gerne gelesen werden und daher zum Teil schon eine große Popularität erlangt haben. Eine stattliche Anzahl bilden auch die Lazarett-Zeitungen, die Stellenanzeiger für Kriegsinvaliden, die Nachrichten der einzelnen Ausschüsse des Roten Kreuzes, die Heimatglocken und Heimatgrüße, die von Gemeinden und Kirchsprengeln — oft, wenn der Pfarrer im Felde ist, von der Pfarrersfrau selber — herausgegeben werden. Sodann die Kriegszeitschriften großer industrieller Unternehmungen für ihre Angestellten im Felde und die periodischen Zeitschriften und Kriegsteilnehmerverzeichnisse akademischer Verbände und sonstiger Vereine. Sie alle haben den Zweck, die Volks- und Heimatgenossen, die Bundesbrüder, Amtskollegen aufzuklären, wie es zu Hause steht, wie es dem und jenem geht, wer fiel und wer das Eiserne Kreuz erwarb; und da ein gegenseitiger Adressenaustausch oder regelmäßige Korrespondenz vielfach nicht möglich ist, so sind zumal in diesen Kriegszeitschriften der Vereine und Firmen die Feldpostbriefe und Adressen sämtlicher Angehörigen abgedruckt. Daneben verfolgen diese Blätter aber auch einen eminent volksbildnerischen Zweck, die Pflege geistiger Regsamkeit und künstlerischer Veranlagung, Volksaufklärung, Erziehung zu politischem und staatsbürgerlichem Gewissen. Andererseits enthalten auch sie gleich vielen Schützengraben-Zeitungen zum Teil wertvolle, ja erstklassige Zeichnungen deutscher Soldaten, Photographien, denen ihre Unmittelbarkeit und das Ungezwungene, Natürliche des Vorwurfs einen über das Liebhaberinteresse hinausgehenden Wert gibt.

Aber mit diesen Zeitschriften ist das Gebiet der Kriegsliteratur im engeren Sinne bei weitem noch nicht erschöpft. Da gibt es noch zu Hunderten Theater-Plakate und Programme der Fronttheater und Theater im Etappenraum, Programme von Veranstaltungen der Soldatenheime, die zumal in Belgien und Nordfrankreich ganz hervorragend schön eingerichtet sind, dann im Hinterlande zumal Preßtexte und Ansprachen aus Anlaß des Krieges, Programme und Plakate von Kriegsfürsorgeveranstaltungen, Werbeplakate für irgend welche Kriegswohlfahrts-Bestrebungen, Bilderbogen, Karikaturen, zum Teil künstlerisch ausgeführt, zum Teil auch in ihrer geschmacklosen Mache für die Kultur- und Geschmacksgeschichte der Zukunft ungemein aufschlußreich. Endlich Fahrpläne für die Urlauberzüge, Landkarten, Pläne usw.

Ein besonderes Gebiet bilden die Lebensmittelmarken. Mit vollem Recht hat sich zumal die kleine unscheinbare Brotmarke unter den Kriegspublikationen, zu denen sie im weitesten Sinne auch gehört, einen Ehrenplatz erworben. Und mit ihr sind auch all ihre jüngeren Schwestern, all die anderen Lebensmittelmarken, deren Einführung sich nach und nach notwendig machte, die Fleisch-, Fett-, Eiermarken und -Bezugsscheine ein Wahrzeichen und Symbol dieses Krieges und seiner Eigenart, die nicht nur im Schützengrabenkampf, sondern auch im Anprall ungeheurer wirtschaftlicher Mächtegruppen und zu technischer Vollendung gebrachter Kräfte besteht.

Neben den Lebensmittelmarken sammelt die Deutsche Bücherei auch die heute schon ins Ungeheure angewachsene Fülle der öffentlichen Bekanntmachungen, Maueranschläge, Aufrufe und Verordnungen der deutschen Behörden im besetzten Gebiet. Desgleichen die Erlasse der Stellvertretenden Generalkommanden in der Heimat, die Verordnungen der Magistrate, kurzum die vielen Verfügungen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Organisation des wirtschaftlichen Lebens und im Interesse des Gemeinwohls zur Vermeidung der Lebensmittelknappheit usw. notwendig sind. Naturgemäß sind alle diese Plakate, vor allem in wirtschaftlicher Beziehung, äußerst aufschlußreich. Sie werden einmal der Nachwelt von unserer Organisationskraft und der ins kleinste gehenden, beispiellosen Verarbeitung und Ueberprüfung des gesamten deutschen realen Besitztums auf seine Eignung zu neuerlicher Verwertung als Kriegsmaterial Zeugnis ablegen. Dementsprechend sind die Plakate betreffend Bestandserhebungen, Meldepflicht von Rohstoffen aller Art, Enteignung bestimmter Materialien, desgleichen die vielen, von den kriegswirtschaftlichen Organisationen zur Regelung des Kleinhandelsverkaufs beziehungsweise des Bezugsscheinwesens herausgegebenen Formulare, Prospekte, Vorschriften und dergleichen besonders zahlreich.

Heute kleben die Plakate, die unser gesamtes äußeres Leben unter eine strenge, aber notwendige Kontrolle stellen, überall an den öffentlichen Gebäuden und den Litfaßsäulen. Die wenigsten ahnen, achtlos vorübergehend, welche Unsumme von volkswirtschaftlicher Kenntnis und Arbeit, welche Fülle von Konsequenzen in ihnen steckt, daß sie die notwendigen Vorbedingungen unseres Endsieges sind, Mahnrufe an die Opferwilligkeit des einzelnen, Fanale, die zum Ausharren rufen und nicht, wie so mancher Miesmacher denken mag, eine unnütze persönliche Belästigung oder Makulatur. Verwandt dem Material dieser Art sind die Werbedrucksachen und Prospekte der Banken und Sparkassen für die Kriegsanleihen. Da gibt es zumal in Oesterreich ganz prachtvolle Stücke. Plakate von einer zeichnerischen Wucht, die nicht das Talent allein, sondern nur das wirkliche, innere Mitleben des Künstlers zu schaffen vermag. Die Zahl der Kriegsanleiheplakate ist verhältnismäßig gering. Zumal in Deutschland begegnet man ihnen nur vereinzelt. Erst bei Ausgabe der 6. Kriegsanleihe wurde ein Plakat, nämlich das Fritz Erlers in allen Städten des Reichs allerorten verbreitet und auch vielfach auf Postkarten reproduziert. Um so zahlreicher und vielfältiger sind die Subskriptions-Einladungen, Meldescheine, Rundschreiben an die Sparkassen, Anmeldescheine für Gemeindezeichnungen, Instruktionen für Kriegsanleihezeichnungen durch Gemeinden und Private, Kriegsanleiheabrechnungen usw., desgleichen die Broschüren über die Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs.

Mit diesem Material ist das Sammelgebiet der Deutschen Bücherei noch lange nicht erschöpft. Da gibt es noch Merkblätter für Kleingartenbau, für Kriegergräber und -Denkmäler, Kriegsküchenrezepte, Kriegsfahrpläne, Kriegsbilderbogen, Karikaturen in Einblatt- und in Heftform, Bildermappen, und endlich eine Reihe, auf deren Besitz die Deutsche Bücherei stolz sein kann, nämlich die Kriegsdiplome jener Männer, die ehrenhalber um ihre Verdienste um das Vaterland von den deutschen Universitäten zu Doktoren promoviert wurden.

Schier erdrückend ist die Vielfalt, schier nicht zu übersehen der Reichtum an spezifischen Verschiedenheiten, und immer noch treten Tag für Tag neue Formen von Kriegsliteratur in Erscheinung. Aber in allem schwingt der große Rhythmus dieser Zeit, etwas wie letzte äußerste Anspannung und Einsicht einer unabwendbaren, nur durch Pflichtgefühl und eine ins kleine gehende Organisation besieglichen Notwendigkeit. Und dieses Gemeinsame der gesamten Kriegsliteratur gibt ihr nicht nur einen eminenten kulturgeschichtlichen Wert, es macht sie auch zu einem Denkmal, in dem gewissermaßen das kleinste Mosaiksteinchen seine Bedeutung behält und das bißchen Glanz, das auf dem unscheinbarsten Teil des Ganzen ruht, unvergänglich ist. Denn wie die Sonne die Landschaft verklärt, so belebt auch der Geist, der sie schuf, und die Zeitstimmung des Volks die Literatur dieser unvergeßlichen Epoche.

Vossische Zeitung
7.VI.1918

Fortsetzung der Zensurdebatte.

Reichstagssitzung vom 6. Juni 1918.

Am Tisch des Bundesrats: von Payer, Wallraf.

Nach Absetzung der Präsidentenwahl wurde die Aussprache über Zensur und Belagerungszustand fortgesetzt.

Kapitän z. S. **Boy-Ed** antwortet auf die gestrigen Ausführungen des Abg. Gothein, soweit sie sich gegen den Admiralstab der Marine richten. Es sei unrichtig, daß der Abg. Struve auf heftige Angriffe des Grafen Reventlow nicht antworten durfte. Veröffentlichungen wurden nur verboten, soweit sie vertrauliche Mitteilungen enthielten, die der Staatssekretär dem Hauptausschusse gemacht hatte. Herr Gothein habe Beschwerde geführt über Korrekturen an Artikeln des Kapitäns a. D. Persius. Persius habe aber selbst gebeten, seine Artikel, wenn sie zensurwidrige Angaben enthielten, nicht einfach zu verbieten, sondern Streichungen vorzunehmen. Der Artikel des Kapitäns a. D. Persius über die Schlacht am Skagerrak habe einen ungünstigen Eindruck im Auslande hervorgerufen. Solche Auslandsstimmen liegen bereits vor. Ein Marineattaché hat ungefragt mitgeteilt, daß der Artikel von der deutschfeindlichen skandinavischen Presse ausgenutzt wird. Der Attaché hob hervor, daß es dort ungünstig gewirkt habe, daß ein deutscher Seeoffizier die deutschen Erfolge herabgesetzt und der feindlichen Propaganda Material geliefert habe. (Lachen links.)

Abg. **Herzfeld** (U. Soz.): Der Belagerungszustand ist ein Bruch der Verfassung. Unter ihm hat besonders die Unabhängige Sozialdemokratie zu leiden, deren Versammlungen verboten werden. Der Redner bringt eine Reihe von Einzelbeschwerden vor. Uns allein sind im Dezember und Januar mehr als 99 Versammlungen verboten worden. (Hört, hört! bei den U. Soz. — Abg. Albrecht (U. Soz.): Die ganze Statistik des Generals v. Wrisberg ist Schwindel! — Vizepräsident Dove ruft den Abg. Albrecht zur Ordnung. — Abg. Albrecht (U. Soz.): Wahr wird sie dadurch nicht! — Vizepräsident Dove: Derartige Angriffe haben aber zu unterbleiben gegenüber einem Vertreter der Regierung.) Unsere Parteigenossen werden rücksichtslos eingezogen. Bei den „abhängigen" Regierungssozialisten aber herrscht völlige Freiheit. Diese Herren fördern die Ziele der Generalkommandos. Das Generalkommando in Münster hat eine sogenannte Aufklärungsbroschüre von „abhängigen" Arbeitersekretären schreiben lassen. Das sind Verräter an ihren Klassengenossen. (Lebhafte Unruhe bei den Soz. und Rufe: Hanswurst! Petroleumschieber! — Abg. Noske (Soz.): Wir lassen uns von dem Kerl nicht beschimpfen! — Lärmende Rufe der U. Soz.) Die Ausgabe einer täglichen Zeitung für Berlin wird uns trotz aller Anträge nicht gestattet. Der Redner wendet sich gegen den Abg. Noske. (Abg. Noske (Soz.): Fangen Sie nicht mit mir an, sonst können Sie was erleben! — Heiterkeit.) Das Wort vom 4. August muß jetzt umgeändert werden. Es heißt jetzt: Ich kenne nur noch Alldeutsche! Und man kennt eine Partei, die außerhalb des Gesetzes gestellt ist, das sind wir unabhängigen Sozialdemokraten.

Abg. **Werner-Gießen** (D. Fr.): Dieser Streit zwischen den Unabhängigen und den Regierungs-Sozialisten interessiert den Reichstag wenig. Das ist eine Privatangelegenheit. In Lodz werden die Briefe der dortigen deutschen Oberlehrer am Lyzeum überwacht, während andere Beamte, sogar solche, die aus Russisch-Polen gebürtig sind, die Feldpost benützen dürfen. Deutschfeindliche österreichische Zeitungen kommen noch immer über unsere Grenze. Der Alldeutsche Verband ist Herrn Gothein dankbar für die große Reklame, die er mit seiner ausgedehnten Rede für ihn gemacht hat. Viele Leute werden sich jetzt doch nach den Zielen des Verbandes erkundigen. Wir verlangen amtliche Aufklärung über die Vertretung des Judentums in den Kriegsgesellschaften. Das Volk weiß schon Bescheid und wird bei den nächsten Wahlen die richtige Antwort geben. Die Klagen über die Papiernot sind zum Teil berechtigt. Das „Berliner Tageblatt" und andere demokratische Blätter erhalten ganze Eisenbahnladungen von Papier, während in der Provinz die kleinen Blätter schwer um ihr Leben ringen müssen. Der Vater dieser Papierverteilung ist Herr v. Bethmann Hollweg, der damals als obersten Grundsatz aufstellte, daß die Zeitungen die Regierungspolitik zu unterstützen hätten. Daraufhin wurden alle Blätter, die anderer Ansicht waren, als „Piraten der öffentlichen Meinung" verfolgt. Die Schrift des Herrn Kapp ist ja jetzt freigegeben worden, aber andere sind noch verboten. Das gilt besonders von der Schrift des Professors Dr. Liebig.

Abg. **Pospisch** (Pole) führt Beschwerde über das Verbot polnischer Versammlungen, besonders im Wahlkampfe in Tost—Gleiwitz. Die Kosciuskofeiern wurden verboten, aber das polnische Nationalbewußtsein wird nicht untergehen. Die geistige Knechtschaft des Belagerungszustandes muß aufhören.

Abg. **Meerfeld** (Soz.): Durch die maßlosen Angriffe der „Unabhängigen" wird die Würde des Reichstages nicht gehoben. An der Konferenz in Münster haben auch „Unabhängige" teilgenommen. Während wir Abänderungen der Broschüre durchsetzten, haben die „Unabhängigen" in sieben Sprachen geschwiegen. Die Beschimpfungen hochverdienter Arbeiterführer durch einen Mann wie Herzfeld richten sich von selbst. (Beifall b. d. Soz.) Die Maßnahmen der Zensur beweisen wenig staatsmännischen Geist. Die Methoden der Generalkommandos erinnern an das Wort, daß mit dem Belagerungszustand jeder Esel regieren kann.

Auf der anderen Seite werden die maßlosesten Beschimpfungen der Reichstagsmehrheit und die niedrigsten persönlichen Verunglimpfungen einzelner Abgeordneter unbeanstandet zugelassen. Ein Redakteur der „Täglichen Rundschau" darf gegen Herrn Erzberger eine Broschüre schreiben, die unflätige Angriffe enthält. Dem Abg. Scheidemann wird täglich nachgesagt, er arbeite Hand in Hand mit den Feinden und begehe Landesverrat. (Hört, hört! b. d. Soz.) Die Zensur beeinträchtigt das Ansehen der Presse. Beim letzten Fliegerangriff in Köln wurden auf der Stelle 25 Personen getötet. Obwohl das in Köln jedes Kind wußte, mußte die Presse nach 10 Stunden melden, daß „leider einige Opfer" zu verzeichnen seien. Die Presse mußte auch schreiben, die Kölner Bevölkerung habe die Alarmsignale nicht beachtet und sei mit schuld an den Opfern, obwohl festgestellt worden ist, daß schwere Unterlassungssünden vorgekommen waren, und daß die Alarmsignale erst einsetzten mit dem Niederfall der ersten Bombe. (Hört, hört!) Immer häufiger werden jetzt auch die Uebergriffe der Zensur auf dem Gebiete der Kunst. Die ganze Richtung paßt der Zensur nicht. René Schickeles „Hans im Schnakenloch" durfte 99 mal gegeben werden und wurde dann verboten. Hasenclevers Drama „Der Sohn", das in Mannheim und Nürnberg öffentlich aufgeführt werden durfte, ist in Berlin noch heute verboten ebenso Goerings „Seeschlacht". Weshalb nehmen sich diese Schriftsteller auch nicht Herrn Max Bewer zum Vorbild? (Sehr gut! links.) In Breslau sind nach Herrn v. Wrisberg alle öffentlichen Versammlungen verboten. Der Bund der Landwirte aber hat am 10. April in Breslau eine Versammlung mit einer politischen Rede des Grafen Carmer abhalten können

Abg. Dr. Müller-Meiningen (Vp.):

Charakteristisch war, daß der einzige Redner, der eine Besserung in den Zensurverhältnissen festgestellt hat, der konservative Abg. Graefe war. (Sehr gut! links.) Er sprach freilich auch das charakteristische Wort aus: wir wollen keinen Burgfrieden, der bei einem kürzeren Kriege vielleicht möglich gewesen wäre. Dieses Wort wollen wir uns merken. (Sehr richtig! links.) Herr v. Graefe sprach auch von dem abflauenden Interesse der Oeffentlichkeit an dieser Aussprache. Wir lassen uns in der Bewunderung der Heldentaten unserer Brüder und Söhne im Felde nicht übertreffen, die jetzt Weltgeschichte machen. Aber gerade unter diesem Gesichtspunkt war es nicht notwendig und verrät sehr wenig Takt, daß Herr v. Graefe seine Bewunderung für die Leistungen unseres Heeres zu einem parteipolitischen Zweck ärgster Art mißbraucht hat. (Sehr richtig! links.) Er hätte seiner Bewunderung eine andere Form geben können. Richtig ist, daß das Interesse der Oeffentlichkeit abgeflaut ist. Aber weshalb? Weil unser Kampf gegen dieses System, das auf die Dauer für das Durchhalten die allergrößten Gefahren mit sich bringt, so ganz erfolglos und damit hoffnungslos zu sein scheint. (Sehr richtig! links.) Man schämt sich allmählich, im Reichstage über diese Dinge noch zu sprechen, weil eben trotz der Einmütigkeit der großen Mehrheit des Reichstages so gut wie kein Erfolg winkt. Das gibt der Aussprache auch einen so niederdrückenden Charakter. (Sehr richtig! links.) Man beweist damit einen wenig schönen Mangel an Vertrauen zum deutschen Volk. Was helfen all die schönen Sprüche von den einzigartigen Leistungen unseres Volkes in der Heimat, wenn die Handlungen das Gegenteil dieses Vertrauens beweisen. (Sehr richtig! links.) Typisch ist die Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechtes. Die meisten stellvertretenden kommandierenden Generale aber pfeifen einfach auf das Reichsvereinsgesetz und die Novelle von 1916. (Sehr richtig! links und im Zentrum.) Wir verallgemeinern nicht, wir erklären ausdrücklich, daß wir mit der Handhabung der Verordnungen im Bereiche des V. Armeekorps (Posen) die besten Erfahrungen gemacht haben. Um so unverständlicher ist uns, daß der Kommandierende General in Breslau, wo die Verhältnisse ganz gleich liegen, so rigoros vorgeht. In dieser systemlosen Willkür liegt die größte Gefahr. Herrn v. Wrisberg sei gesagt, daß man die Vaterlandspartei mit dem Riesenbau der deutschen Gewerkschaften vergleichen kann. Seine ganze Statistik ist keinen Schuß Pulver wert. (Unruhe rechts.) Die Rede des Staatssekretärs Wallraf haben wir nun drei Jahre lang gehört. Gewiß besteht auch in England, Frankreich und Italien eine Zensur. Aber Deutschland mit seiner günstigen militärischen Lage sollte auf so jämmerliche Mittelchen verzichten, wie man sie in Paris und London nötig hat. Der gute Fortgang der militärischen Operationen muß gesichert sein. Aber was wir behaupten und bewiesen haben ist, daß in 99 v. H. aller Fälle die Zensur sich in Dinge mischt, die mit den militärischen Interessen nicht das geringste zu tun haben. (Zustimmung links.) Der

Mißbrauch der Kommandogewalt zu parteipolitischen Zwecken

ist kränkend und verletzend. Das Tollste ist das Vorgehen gegen den Herausgeber der „Liberalen Correspondenz". Die L. C. veröffentlichte ein Schreiben des Landrats v. Puttkamer in Swinemünde, das geradezu klassisch bewies, daß die Vaterlandspartei nichts weiter ist als eine Kulisse für konservative Parteibestrebungen. Das Schreiben stellt den Versuch dar, mit Hilfe der Vaterlandspartei die Wahlaussichten für die Konservativen in Pommern zu verbessern und war für eine übergeordnete Stelle bestimmt. (Lebh. Hört! hört! links u. i. Ztr.). Wer ist die übergeordnete Stelle, die sich derart in den Kampf der Parteien einmischt? Es ist Herr v. Bietinghoff in Stettin! (Hört! hört!) Gegen den Herausgeber der L. C. wurde ein Zeugniszwangsverfahren eingeleitet, der tollste politische Skandal, der seit langer Zeit da war. (Lebh. Zustimmung links u. i. Ztr. — Abg. Kreth: Sie decken einen Dieb!) Herr Kundel wurde zunächst mit 50 M. bestraft, dann aber mit Verhaftung bedroht. (Hört! hört! links.) Dabei hat er den Brief gar nicht von einem Beamten, sondern von einem Reichstagsabgeordneten erhalten. (Abg. v. Graefe: Von wem?) Das geht Sie gar nichts an! (Sehr richtig! links. — Zurufe rechts: Sie arbeiten mit gestohlenen Briefen! — Lachen links.) Das Zeugniszwangsverfahren gegen die L. C. wird — und das ist das Schönste — begründet mit dem Verrat militärischer Geheimnisse. (Stürm. Hört! hört! links u. i. Ztr.) Also, wenn die Vaterlandspartei eine Aktion unternimmt, um mit Hilfe eines preußischen Landrats und eines kommandierenden Generals bessere Wahlen für die Konservativen zu machen, so ist das ein militärisches Geheimnis, das nicht verraten werden darf. (Gr. Unruhe links. — Zurufe: Skandal!) Das kann nur Herr v. Bietinghoff fertig bringen, der in geradezu skandalöser Weise Amt und Politik miteinander verquickt. Möge Dr. Spahn auch als Justizminister für die Beseitigung des Zeugniszwangsverfahrens gegen die Presse wirken. Jedenfalls lassen wir es uns nicht länger gefallen, wenn ein kommandierender General offen Parteipolitik treibt, wenn er unter Mißbrauch höchster militärischer Interessen Pflichtwidrigkeiten eines Beamten deckt. (Abg. v. Graefe: Sie decken den Dieb! — Abg. Kopsch: Talmifunker!) Wir wehren uns dagegen, daß uns die Erwiderungen verboten werden, wenn die Alldeutschen und die Konservativen unter offener Protektion militärischer Stellen den Reichstag und die Reichsleitung in der pöbelhaftesten Weise beschimpfen. Diese militärische Nebenregierung verwirrt unser ganzes politisches Leben. Jetzt hat ein „Kommissar ritterlicher Landgüter des Aushebungsbezirkes Rostock" sogar ein Dienstschreiben unseres Reichstagsbüros geöffnet. Das ist ein Skandal, eine Beleidigung des Parlaments. Wo ist die Regierung, die uns schützt? Weil Zement beschlagnahmt ist und nicht angepriesen werden darf, durfte in einer zahnärztlichen Zeitschrift Zahnzement nicht angepriesen werden. (Stürm. Heiterkeit.) Der Dummkopf verdiente, daß man ihm die Zähne mit Mauerzement ausfüllt. (Heitere Zustimmung.) Eine Postkarte mit zwei dicken deutschen Babys als Beweis gegen die Aushungerung durfte nicht nach der Schweiz, weil sie „Ansichten" enthielt. (Stürm. Heiterkeit.) So kann und so darf es nicht weitergehen. Eine Grenze zwischen politischen und militärischen Dingen muß gefunden werden. Je eher die politische Zensur beseitigt wird, desto besser. (Lebh. Befall links.)

Staatssekretär Wallraf:

Die Fülle des vorgetragenen Materials ist kaum zu bewältigen. Am längsten hat Herr Gothein gesprochen, aber nicht alles, was er sagte, war hieb- und stichfest. Ich habe die Zensur nie gelobt, habe sie immer nur als Kriegsnotwendigkeit bezeichnet und stets bedauert, daß wir im Kriege gezwungen sind, die bürgerlichen Freiheiten so weit einzuschränken. Für den Inhalt von Flugblättern und Artikeln, die hier verlesen worden sind, kann man die Regierung nicht deshalb verantwortlich machen, weil die Zensur es zugelassen hat. Das geht zu weit. Die „Deutsche Zeitung" ist nie bei der Papierlieferung bevorzugt worden. Den Pazifisten sind inzwischen größere Freiheiten eingeräumt worden. Gewiß gibt es unter ihnen Leute, die das beste wollen. Aber jetzt im Kriege, wo der Kriegswille unserer Feinde noch immer zum äußersten entschlossen ist, können wir nicht pazifistische Literatur jeder Art ungehindert verbreiten lassen. Die Zensur ist kein Ausfluß des Militarismus, sie besteht in allen anderen Ländern und auch die Bolschewiki haben auf sie nicht verzichten können. Alle vorgetragenen Fälle werden geprüft werden. Hoffentlich kommen wir zu einer Verständigung.

Abg. **Haase** (U. Soz.): Die Mißstände werden bleiben, solange der Reichstag von seinen Machtmitteln keinen Gebrauch macht. Wir verlangen die Aufhebung des Belagerungszustandes. Ein schwarzes Kabinett übt eine geheime Briefkontrolle über Mitglieder nicht nur beider sozialdemokratischer Fraktionen, sondern auch anderer Parteien. (Hört, hört!) Das ist ein Verfassungsbruch.

Damit schließt die Aussprache. Die Ausschußanträge werden angenommen.

Der Geschäftsordnungsantrag zur Präsidentenwahl.

Der zu Beginn der Sitzung angekündigte Geschäftsordnungsantrag über die Regelung der Vizepräsidentenfrage ist eingelaufen. Er trägt die Unterschriften der Abgeordneten Gröber, Antrick, Bren, Dr. Doormann, Ebert, Fischbeck, Haußmann, Hildenbrand, Hoff, Landsberg, Dr. Matzinger, Dr. Müller (Meiningen), Sivkovich, Dr. Stresemann, Dr. Struve. Der Antrag lautet: Der Reichstag wolle beschließen:

I. die Geschäftsordnung für den Reichstag dahin abzuändern: Der § 9 Abs. 2 und § 13 Abs. 2 erhalten folgende Fassung: § 9 Abs. 2. Die Wahl des Präsidenten, sodann der drei Vizepräsidenten erfolgen je in besonderer Wahlhandlung durch Stimmzettel nach absoluter Stimmenmehrheit. — § 13 Abs. 2. Der Präsident vereinbart mit den Vizepräsidenten die Reihenfolge der Vertretung im Falle seiner Verhinderung und ordnet den Wechsel im Vorsitz.

II. auf Grund des vorstehenden § 9 Abs. 2 der Geschäftsordnung den zwei im Amt befindlichen Vizepräsidenten einen weiteren Vizepräsidenten hinzuzuwählen.

Der Antrag geht an den Geschäftsordnungsausschuß.

Nächste Sitzung Freitag 1 Uhr: Anfragen, der erwähnte Geschäftsordnungsantrag und Schutzhaft.

Schluß 8 Uhr.

Resolutionen und Anfragen.

Die Abgeordneten Albrecht und Genossen haben im Reichstag zur Etatsberatung eine Resolution eingebracht, die Vorschriften über die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften dahin zu ändern, daß im § 1 des Gesetzes die Worte „im Falle der Bedürftigkeit" gestrichen werden. Die Unterstützung soll mindestens betragen: für die Ehefrau monatlich 40 Mark, für jeden sonstigen Berechtigten 20 Mark. Die Gemeinden und Gemeindeverbände sind verpflichtet, die Unterstützungen aus ihren Mitteln durch Zuschläge zu erhöhen, die den örtlichen Verhältnissen anzupassen sind. Diese Zuschläge müssen in Gemeinden unter 5000 Einwohnern mindestens 50 v. H., mit 5000 bis 20 000 Einwohnern mindestens 60 v. H., mit 20 000 bis 50 000 Einwohnern 75 v. H., mit mehr als 50 000 Einwohnern 100 v. H. der im § 5 genannten Sätze betragen. Gemeinden, welche diese Zuschläge aus eigenen Mitteln nicht leisten können, ist der fehlende Teil vom Reich zu erstatten. Im § 12 des Gesetzes ist die Frist für die Rückerstattung der von den Gemeinden verauslagten Unterstützungen auf 6 Monat festzusetzen. Im § 3 Abs. 1 der Bekanntmachung ist an Stelle von 1000 Mark zu setzen 1500 Mark, an Stelle von 1200 Mark zu setzen 2400 Mark, an Stelle von 1500 Mark zu setzen 3000 Mark.

In kleinen Anfragen weist der Abg. Ablaß auf Unzuträglichkeiten in der Mehl- und Brotversorgung des Kreises Hirschberg i. Schl., der Abg. Müller-Meiningen auf die Lieferung schlechter „Tabak"-Mischungen an das Heer durch einzelne Lieferanten und auf den Lynchmord an dem Deutschen Prager in Illinois, der Abg. Brey auf die Verzögerung der Ersatzbeschaffung für beschlagnahmte Türbeschläge hin.

Pester Lloyd
28./VI. 1918
28
110

Ohne Zeitung.

Budapest, 27. Juni.

Budapest ist fünf Tage lang eine Millionenstadt ohne Zeitungen gewesen; und da in unserem Lande die hauptstädtische Presse zum allergrößten Teil den Dienst der Oeffentlichkeit auch für die Provinz versieht, so darf man mit ganz geringfügiger Einschränkung sagen, daß in diesen fünf Tagen Ungarn überhaupt ein Land ohne Zeitungen gewesen ist. Samstag nachmittag griff die Ausstandbewegung, die sich ursprünglich auf die Eisen- und Metallarbeiter beschränkt hatte, auch auf andere Arbeiterverbände, in erster Reihe auf die Buchdrucker und Zeitungssetzer, über, und damit war die gesamte Presse der ungarischen Hauptstadt gewaltsam stillgelegt.

Die Tage ohne Zeitung, diese schwülen und bangen Tage, die den Volksmillionen eines gegen feindliche Uebermacht für sein Leben ringenden Landes die Nachrichten über die ihr Schicksal so verhängnisvoll nahe berührenden Ereignisse vorenthielten, diese Tage hilfloser Ungewißheit und ohnmächtigen Schmachtens nach aufklärendem Bescheid über das rings um uns brandende Weltgeschehen, — nie wird die ungarische Oeffentlichkeit sie vergessen können. Wie ein böser Traum, dessen Spannungen und Erschütterungen auch im Erwachten noch nachwirken, wird die Erinnerung an diese stummen und tauben Tage in der Seele aller, die sie erlebten, noch lange festhaften. Draußen auf dem Kriegstheater war die Offensive unserer Heere gegen Italien entbrannt; in der inneren Politik war die Volksvertretung im Begriffe, in die Verhandlung der Wahlrechtsreform einzutreten und zog eine Massenstreikbewegung in der Hauptstadt ihre ersten Wellenkreise: — inmitten dieser Konstellation, die die Spannkraft der Volksseele auf die härteste Probe stellte, brach das Unglück des Lahmlegens der gesamten Presse herein. Und es folgte ein Tag dem anderen, und jeder neue brachte qualvolle Stunden des vergeblichen Ausspähens nach erlösender Kunde, eines demütigenden Zuwartens, eines unstillbaren Hungers nach konkreten Gewißheiten, die das schmerzlich beklemmende Gefühl, einer Welt sich heranwälzender Gefahren gefesselt und geblendet gegenüberzustehen, verscheuchen sollten. Was bis jetzt undenkbar schien, ein Leben aufgeklärter Massen ohne die breitflutenden Luftwellen der Oeffentlichkeit und ohne lichtspendende Presse, nun war es zur niederdrückenden, trostlosen Wirklichkeit geworden. Wie? Auf den Schlachtfeldern draußen ringen blutend und verblutend Hunderttausende unserer Brüder, im Hinterlande, wo der harte Kampf gegen die wirtschaftlichen Nöte wogt, die der Kriegszustand im Gefolge hat, sind bürgerliche Manneszucht, soziales Gleichgewicht und Kontinuität der fruchtbringenden Arbeit von schweren Gefahren bedroht, — und keine Zeitung unterrichtet die Oeffentlichkeit über die Entwicklung, die die Dinge, auf die äußerste Spitze getrieben, an der Front und in der inneren Politik nehmen!?

Nie hat Ungarn, seit die Presse zur unumgänglichen Lebensnotwendigkeit der Völker geworden ist, schlimmere Tage als diese Zeit ohne Zeitungen erlebt. Gerüchte phantastischen Inhalts schwirrten an allen Ecken und Enden empor, und keine Möglichkeit, sie auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen; von Mund zu Mund sich wälzend, schwoll der Strom unkontrollierbarer Gerüchte immer höher an; Halbglaubhaftes verzerrte sich zum grotesken Widersinn, Undenkbares wurde als unumstößliche Tatsache weitergegeben: — und in diesem betäubenden Wirrsal keine Zeitung, die Einblick in die Wirklichkeiten hätte geben können.

Das Ausland aber, namentlich das feindliche, das sich die krausesten Vorstellungen von anarchistischen Zuständen in Ungarn machen mochte, nun wird es erkennen müssen, daß den konsolidierten Zuständen im ungarischen Staate kein Mißgriff, mag er von einem auf Umsturz abzielenden Einzelwillen, oder von einer sich weder über ihre Ziele noch über ihre Mittel klargewordenen Massenbewegung ausgehen, irgend etwas anzuhaben vermag. Wäre der ungarische Staat nicht kerngesund in seinem politischen Geiste und in seinem gesellschaftlichen Aufbau, diese fünf Tage ohne Zeitung würden in ihm alles aus den Fugen gehoben haben. Aber nichts dergleichen war der Fall. Das Publikum nahm den Zustand, der vor seinem Eintritt unvorstellbar schien, wie eine Heimsuchung elementarer Gewalten in heroischer Fassung auf. Man benahm sich, wie wenn eine fünftägige totale Sonnenfinsternis stattgefunden hätte. Man war nervöser als sonst, ein banges Gefühl wollte nicht von den Herzen weichen, das Verlangen nach Kunde über die Weltvorgänge wurde immer stürmischer, aber der staatsbürgerliche Sinn der Volksmassen hielt allen Spannungen und Prüfungen wacker stand, die öffentliche Ruhe und Ordnung wurde nirgend gestört und die Sicherheitsverhältnisse in Stadt und Land gestalteten sich wie in normalen Zeitläuften. Der Eisenbahnverkehr vollzog sich ohne jegliche Hemmung, die Wasserversorgung der Hauptstadt und ihre Beleuchtungsanlagen funktionierten in normaler Weise, die Lebensmittelmärkte sahen wie am Alltag aus und selbst der Straßenbahnverkehr wies nur an den beiden ersten Tagen merkliche Stockungen auf. Der Massenstreik offenbarte sich lediglich darin, daß den Fabriksschloten kein Qualm entstieg. Das ist ein beredtes Zeugnis der politischen Reife auch der unteren Volksschichten unserer Nation. Ein Land, das eine derartige Krise so ganz ohne Einbuße an seiner inneren Festigkeit durchmacht, ist wahrlich gegen alle Gefahren einer inneren Zerrüttung gefeit.

Dieses beruhigende Bewußtsein wollen wir als schätzenswerte Frucht dieser schweren Tage in die Zukunft hinübernehmen. Die Ausstandsbewegung der Arbeiterschaft ist heute abend ohne jeglichen gewaltsamen Eingriff der Behörde von selbst verebbt. Der Massenstreik ist an der Schalheit seiner Motive, an seiner kläglichen Inhaltlosigkeit zugrunde gegangen. Die Arbeiterschaft hat dem Befehl ihrer Organisationen in gewohnter Disziplintertheit gehorcht, aber sie war nicht mit ihrer Gefühlswelt bei der Sache. In der Seele des organisierten Arbeiters war das Bewußtsein staatsbürgerlicher Pflicht wach geblieben. Die Arbeitseinstellung war eine unseres Erachtens überflüssige, in ihrer Dauer jedenfalls ungeheuerlich übertriebene Sympathiekundgebung für die Opfer des blutigen Zwischenfalles in der Maschinenfabrik der ungarischen Staatsbahnen, aber sie war keine Revolte. Das ungarische Volk hat auch in diesen kritischen fünf Tagen den Geist des Durchhaltens bekundet.

Und nun erscheint fortab die Zeitung wieder, regelmäßig und pünktlich, wie ehedem. Die Oeffentlichkeit tritt wieder in ihr gutes Recht, die Presse kann ihren hohen Beruf wieder ausüben, Gewissenhaft, hingebungsvoll, mit dem liebevollen Eifer, der keine Grenze der Anstrengung kennt, wird sie, nachdem diese Stockung überwunden, ihres Amtes walten. Den Lesern wird diese Stockung nicht qualvoller gewesen sein als uns Journalisten, denen das Wirken im Dienste der Oeffentlichkeit zum Lebenselement geworden ist. Leser und Presse werden vereint die Zuversicht hegen, daß ihnen beiden eine derartige Heimsuchung künftig für immer erspart bleiben möchte. Je schmerzlicher wir es erfahren haben, desto fester werden wir es unserer Seele einprägen, daß der bürgerlichen Gesellschaft die Zeitung das ist, was Luft und Licht jeglichem Lebewesen: die Vorbedingung alles Lebens.

•

Wie wir im obigen ausgeführt haben, ist der Massenstreik, der am verflossenen Samstag von den Eisen- und Metallarbeitern auch auf die übrige Arbeiterschaft übergriff, heute abend ohne behördliches Eingreifen von selbst erloschen. Der Arbeiterrat, der zur Leitung dieses Ausstandes aus Mitgliedern des Gewerkschaftsrates und den zu diesem Sonderzwecke gewählten Vertrauensmännern der Arbeiterschaft gebildet worden war, hat in einem heute abend veröffentlichten Aufruf an die gesamte Arbeiterschaft die letztere aufgefordert, die Arbeit wieder aufzunehmen. Dem Aufrufe entnehmen wir folgende bezeichnende Stellen:

Heute, am achten Tage des Kampfes, ist es unsere Pflicht, mit der gleichen Mannhaftigkeit und dem gleichen Stolze, die den bisherigen trotzigen Verlauf des Kampfes gekennzeichnet haben, offen und mutig festzustellen, daß der Kampf seinen Gipfelpunkt erreicht hat.

Die Erfüllung der aufgestellten Forderungen hat sich bisher nicht erkämpfen lassen. Im Parlament haben alle Parteien, mit Ausnahme eines Häufleins rechtschaffener Leute, die Arbeiter im Stiche gelassen. Der kolossalen Staatsgewalt der Regierung gegenüber hat sich die heldenmütigste Ausdauer, die edelste Opferbereitschaft bisher als unzulänglich erwiesen, und mit mannhafter Offenmütigkeit muß auch gesagt werden, daß in dieser Lage und in diesem Augenblicke der weitere Kampf keinen Erfolg mehr bringen kann. Er kann höchstens die Zahl der Opfer steigern und die Kraft der Arbeiter zwecklos brechen.

Jetzt, da die Unversehrtheit der Kräfte und der Kampfmittel der Arbeiterschaft noch in ihrer ganzen Fülle ungebrochen sind, richten wir zum Zwecke der Bewahrung dieser Ungebrochenheit für künftige Zeiten mit einmütigem Beschlusse die Aufforderung an die im Kampfe stehende Arbeiterschaft, nach Maßgabe der Betriebsverhältnisse binnen kürzester Zeit zur Arbeit zurückzukehren.

Das bedeutet nicht und soll auch nicht bedeuten das Aufgeben unserer Forderungen. Wir halten unsere sämtlichen Forderungen aufrecht. Ein Feilschen über sie kennen wir nicht. Aber wir erkennen die Zwecklosigkeit der gegenwärtigen Weiterführung des Kampfes, und in dieser Erkenntnis brechen wir ihn ab. Wir tun das erhobenen Hauptes mit stolzem Selbstgefühl, mit ungebrochener Kraft und mit unserem alten Trotz.

Der augenblicklichen Vergeblichkeit des uns aufgenötigten Kampfes brauchen wir uns nicht zu schämen. Diese Ergebnislosigkeit ist keine Niederlage. Der Kampf war so mächtig, so mutig und so offen, sein freiwillig erfolgender Abschluß wird so imponierend sein, daß er ein ewiger Ruhm der ungarischen Arbeiterbewegung bleiben wird, und in den künftigen Kämpfen wird er mit der Kraft seiner großen Erinnerungen unseren Widersachern ein Memento und unseren Brüdern ein Flammenschwert sein. Genossen! Arbeiter! Beendigt den Kampf und kehrt zur Arbeit wieder mit dem Entschluß, zu bleiben, die Ihr waret, und mit dem Rufe auf Euren Lippen: Hoch lebe die internationale Sozialdemokratie! Hoch lebe die ungarische Arbeiterbewegung!

Bahrs Tagebuch.

Wer ein Tagebuch führt, wer sich jeden Abend, wenn auch nur in einigen Zeilen, Rechenschaft ablegt über alles, was der Tag ihm an Eindrücken und Erlebnissen, Begegnungen und Erfahrungen, Gedanken und Gefühlen gebracht hat, der erlebt sein Leben doppelt und dreifach. Der gewinnt die wundervolle Gabe, die Vergangenheit nicht in der rasenden Jagd der Stunden untergehen zu sehen. Das Tagebuch läßt die Augenblicke verweilen, die schönen und die trüben. Es ist ein Mittel, der Vergangenheit ins Gesicht zu blicken; und nur, wer mit seiner Vergangenheit abrechnen kann, vermag erhobenen Hauptes in die Zukunft zu schreiten. Wie die katholische Kirche in der Beichte das unübertreffliche Werkzeug fand, um die Seelen zu beherrschen und aufzurichten, so ist die abendliche Beichte des Tagebuches uns ein Mittel, mit den Kämpfen unserer Seele fertig zu werden. Darum sollte es eine Hauptaufgabe der Erziehung sein, dem jungen, werdenden Menschen den Tagebuchzwang aufzuerlegen. Ich kenne kein besseres Mittel, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, und mit sich selbst ins Reine zu kommen. Wieviel Schätze uns das Leben schenkt, wie viele davon uns achtlos entgleiten, wie viele wir münzen könnten, um in Stunden der Bedrückung aus den Erinnerungen neue Kraft zu erwerben, das kann nur der verstehen, der ein Tagebuch führt.

Ich glaube, daß nur ein starker Mensch ein Tagebuch zu führen imstande ist. Es gehört ein hoher Grad moralischen Mutes dazu, dem Tagebuch nichts zu verschweigen. Nur wer des Glaubens voll ist, den kann die Beichte, den kann das Tagebuch erlösen. Darum mußte wohl die Zeit des Glaubens über Hermann Bahr kommen, bis er sich entschloß, ein Tagebuch zu führen. Schade, daß nicht auch der stürmende und drängende Bahr von einst, der Fahnenträger jeder Opposition, der Schellenbaumreiter alles Kommenden, ein Tagebuch geführt hat. Es wäre sicher die interessanteste Psychologie unserer Zeit geworden, einer gährenden Zeit, gesehen durch das Temperament eines Mannes, der immer schon im Morgen lebte. Aber der Hermann Bahr von einst hatte tagsüber so viel zu kämpfen, daß er abends nicht daran dachte, sich in den Beichtstuhl des Tagebuches zu setzen. Erst als er in das Alter der Beschaulichkeit trat, fand er den Weg in die Kirche des Bekenntnisses. Sein Tagebuch, das eben in der Verlagsanstalt Tyrolia in Innsbruck erschienen ist (Hermann Bahr: „1917"), liest sich, als ob ein weltabgewandter und doch mit allem Ringen der Welt vertrauter Mönch es in stiller Klosterzelle geschrieben hätte. Das erste, was wir in dieser Zelle erblicken, sind Bücher. Von Büchern geht dies Tagebuch am liebsten aus, zu Büchern führt es hin. Fromme Schriften und nationalökonomische Werke, Arno Holz und Werner Sombart, Bücher über Kunst und Künstler beschäftigen Bahr am meisten. Er sieht die Welt von heute durch ihre Bücher. Er knüpft nicht an die Ereignisse dieses mit Ereignissen vollgestopften Jahres an, sondern an die Bücher, die das Jahr ihm auf den Tisch legte. Und ruhig, wie ein in sich gesammelter Kritiker entwickelt er mitten im Donnern und Wettern des Jahres, im Schreien und Toben der Zeit seine Gedanken. Diese Ruhe des Buches ist, könnte man sagen, sein dichterischer Klang. Mehr als das: Sein menschlicher Wert. Wir sind dem Manne dankbar, der uns aus dem ohrenbetäubenden Geheul des Tages in seine stille Zelle führt, um dort mit uns ruhig und ernst zu sprechen: Von den Dingen des Tages zumeist, und doch ihnen entrückt und über sie erhöht. Was nicht mit dem Tag zusammenhängt, verliert auch für den Tagebuchschreiber Wert und Bedeutung. Darum erzählt uns Bahr wenig von dem Vielen, das er erlebt hat und nur hie und da zeichnet er, wie an den Rand seines Manuskriptes, ein Profil. Einmal ist es Hans Richter, einmal Adolf Wagner.

Was Bahr vor allem beschäftigt, was ihn erfüllt, was ihm Lebensziel und Tagesprogramm ist, das ist sein Oesterreichertum. Das ganze Buch ist um Oesterreich herum geschrieben. Oesterreich ist der Held des Tagebuches. „Seit Kaiser Joseph ist unsere ganze Geschichte ein ewiger Kampf zwischen dem papierenen Oesterreich und dem wirklichen." Und so sucht denn Bahr das wirkliche Oesterreich allüberall und wirft die papierenen Fetzen zornig unter den Tisch. Steckt etwa das echteste Oesterreichertum im dynastischen Gefühl? „Der Kaiser von Oesterreich, wer und was er immer sei, ist uns liebenswert, weil wir ja sonst nichts haben, was alle Leuten können. Er ist das einzige, worin sich alle vereinigen. Auf die Person kommts dabei gar nicht an. Nicht das Individuum wird geliebt, sondern der Kaiser, in welcher Person immer. Weil er Kaiser ist, wird er geliebt. Daß wir einen Kaiser haben, lieben wir. Ja, wir lieben ihn desto mehr, je mehr von seiner eigenen Person nichts mehr sichtbar ist, sondern nur noch der Kaiser, je mehr die Person im Kaiser schwindet, je mehr sie ganz zur bloßen Erscheinung des Kaisers wird, wie das Volk diese braucht. Das versteht man draußen so gar nicht. Mystisch findet man das, ja, Oesterreich ist mystisch. Ganz auf Anschauung und Gefühl beruhend, bleibt es für den Verstand inkommensurabel." Man kann diesen Satz nicht oft genug all denen wiederholen, die Oesterreich mit Verstandesgründen aufbauen, oder wie seine Feinde möchten, vernichten wollen. Oesterreich ist eine Gefühlseinheit. Den tiefen Sinn dieses Wortes kann nur der wahre Oesterreicher verstehen und die wahren Oesterreicher sind stark genug, das Reich gegen alle Stürme nach außen und nach innen zu verteidigen. „Auf der Maultrommel irgend eines Nationalismus läßt sich die Symphonie Oesterreich nicht spielen". Das Gefühl aber vereinigt auch die widerstrebendsten Elemente. „O, mein geliebtestes Dalmatien" ruft Bahr aus, „Oesterreichischstes von allen Oesterreichs, das allein Oesterreichs tiefsten Sinn erfüllt, denn hier sind zwei blutfremde, wesensfeindliche Völker wirklich eins an Gestalt, aus dem Hasse der Slawen gegen die Welschen ist hier eine gemeinsame Kultur geworden." Die Kultur Oesterreichs aber, die in seinem innersten geheimnisvollen Wesen steckt, kann Europa ein Beispiel werden. Bahr schreibt unterm 2. Februar: „Daß unsere mittelalterliche Geschichte mit einem geistlichen Zeitalter beginnt, erklärt Paul Joachimsen aus dem Bedürfnis des Kaisertums nach Menschen mit größeren Raumvorstellungen. Die fanden sich damals fast nur in der Kirche. Nur scheint mir dies auch das Problem unserer Zeit zu sein: Europa reicht jetzt mit den alten Räumen nicht mehr aus, es ist den Völkern darin zu enge geworden, das hat der Krieg verursacht. Aber noch überall fehlen Menschen mit der Fähigkeit, in größeren Räumen zu denken; der Gedanke bleibt in den Räumen der eigenen Nation stecken. Das ist mir ein Argument mehr, zu glauben, daß jetzt der Augenblick für Oesterreich kommt. Uns hat unsere ganze Geschichte zu größeren Raumvorstellungen erzogen. Jedes unserer Völker erhebt sich über den eigenen Innenraum, Weiträumigkeit ist Oesterreichs Wesen. Sobald wir uns nur wieder einmal ganz auf uns besinnen und von uns selber Gebrauch machen lernen, sind wir das vorbildliche Reich für Europas Zukunft." Damit sich freilich dies schöne Wort und dies grandiose Ziel bewahrheite, müßte vorerst Oesterreich seine richtige Form finden. „Es handelt sich in Oesterreich einfach um das Problem der Form. An Former der Wirklichkeit fehlts. Oesterreich ist in der Theresianischen Form stehen gelassen worden." Man könnte noch weiter zurückgehen und das tut auch Bahr. „Es wird Zeit, 1526 in die Form von 1914 zu bringen." Warum 1914? Sind wir nicht mächtig weitergekommen inzwischen? Ist nicht ein Wort aufgetaucht, das berufen erscheint, der Welt die wahre Freiheit zu bringen? Aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker wird Oesterreich seine Kraft schöpfen. Auf diesem Rechte wird es seine Macht aufbauen.

Der Nationalismus, der heute überall fanatisch gepredigt wird, darf die Menschen nicht in ein Ghetto sperren, sondern muß sie auf eine freie Höhe führen. Die Politik ist immer nur die Kunst der Formgebung gewesen. Die Oesterreichischen Politiker haben keine andere Aufgabe, als die Form für die Oesterreichische Erdgemeinsamkeit zu finden. Dann wird Oesterreich seine alte Mission: A. E. J. O. U. wiederfinden, und der Welt die neue Losung bringen, „die Losung der allversöhnenden Weltfrömmigkeit, des Für-einander aller Völker. Hätte Oesterreich nur erst seine rechte Form, so wäre das Bedürfnis Europas erfüllt!" „Das aber ist Oesterreich: das Reich über seinen Völkern". Und vielleicht kann dann Oesterreich die allgemeine Weltverständigung vermitteln. „Wir Oesterreicher, die wir uns innerlich zwischen den Nationen, in guten Augenblicken sogar über den Nationen bewegen, wir geborenen Europäer!" Fantast! wird vielleicht der skeptische Leser ausrufen. Vielleicht ist Bahr zu sehr Schwärmer, zu sehr Augenblicksmensch, um ein guter Politiker zu sein. Aber die Schwärmer sind nun einmal der Sauerteig der Welt. Kein Politiker taugt etwas in dem nicht ein heimlicher Dichter steckt. Das Oesterreich, das Hermann Bahr vorschwebt, ist dichterisch erschaut und dichterisch erlebt. Es steht jenseits des Tages und doch diesseits der Wirklichkeit. Gewiß ist dieses Oesterreich nicht das Oesterreich, von dem heute eine Schar von Gegnern behauptet, es sei der Auflösung und dem Verfalle nahe. Nie sind die innerlichen Erschütterungen in einem Reiche falscher beurteilt worden, als es heute gegenüber Oesterreich von der Entente geschieht. Die Krämpfe, von denen heute Oesterreich erbebt, sind Pubertätskrämpfe einer erwachenden Jugend, nicht Todeszuckungen eines Greises. Oesterreich steht am Anfang, nicht Ende seines Werdens. Es sucht den Weg zu seiner Form, es sucht den Ausdruck seines Willens, das Gesetz seines Handelns. Nicht der Verstand hat seine Grenzen gezogen, sondern der Glaube der Oesterreicher an ihr Vaterland. Wie stark dieser Glaube eines echten Oesterreichers sein kann, davon gibt Bahrs Tagebuch ein leuchtendes Beispiel und darum wünschen wir ihm im neutralen Auslande recht viele Leser. Sie werden über das Wesen des wahren Oesterreichertums aus diesen Bekenntnissen eines gläubigen Oesterreichers mehr erfahren als aus dicken Geschichtsbüchern und aus eifernden Pamphleten.

Rudolf Lothar.

—

818

er seines Anspruches auf den Ersatz des durch einen Diebstahl verursachten Schadens verlustig. Insbesondere sollten Geschäftsleute für eine sorgsame Versperung ihrer Geschäftsräumlichkeiten außerhalb der Geschäftsstunden sorgen und wenn tunlich, eine Signalvorrichtung anbringen. Nur das Zusammenwirken aller wird die Besserung der Sicherheitsverhältnisse möglich machen.

Josefstädter Historien.

In der Babenbergerzeit. — Die Sommersitze des Hochadels. — Der Duellplatz im Buchenwäldchen. — Berühmte Josefstädter.

Die Geschichte Wiens, sie wurde vordem als die Chronik der Inneren Stadt, als des wesentlichen Stadtkernes aufgefaßt. Der Vorstädter gedachte der Lokalhistoriker nur manchmal flüchtig.

Nun liegt die zusammenfassende „Geschichte der Josefstadt" vor, ihr Verfasser, der Wiener Gemeinderat Herr Hans Rotter, hat in mühevoller Arbeit mit diesem Werke den Beweis erbracht, wie reich belebt die Historie der alten Vorstädte ist, wie viel verborgene Schätze, allgemein wissenswerte Dinge gerade in ihrem Studium zu finden sind. Der Fleck Erde, dem die Mühe des Verfassers gewidmet wurde, ist nicht groß, seine Geschichte nach vielseitiger Meinung arm. Das eben erschienene Werk belehrt uns eines Besseren:

Die Besiedlung in dem Gelände, das die heutige Josefstadt umfaßt, vollzog sich ziemlich spät. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen auf der Hand; der Mangel an Verkehrswegen, die Entfernung von der belebenden Wasserstraße. Aecker und Weingärten bedeckten das Gelände, auch zwei Wäldchen waren auf der Abdachung des Wiener Randgebirges gelegen, das Buchenwäldchen am Ottakringerbach (in der Gegend des Auerspergpalais) und das Griechenhölzl gegen Hernals zu.

Noch in den Tagen des ersten Fürstengeschlechts im Lande taucht zum ersten Male eine Oertlichkeit auf, die zur späteren Josefstadt gehörte, die Urkunde stammt aus dem Jahre 1211 und betrifft zwei Höfe an der Alserstraße. 50 Jahre später wird das Burgfeld genannt, das an die Innere Stadt angrenzte, vom „Purkfelde vor dem Schottentor" sich später in das „Puchfeld" wandelt. Die eigentliche Josefstadt hieß mit Ausnahme des zur Vorstadt Alsergrund gehörigen Teiles Im Lerchfeldt und teilte sich in das eigentliche Lerchfeld, das dürre Lerchfeld und in das hintere Lerchfeld (den Teil rechts der Josefstädterstraße), der wieder in Rieden zerfiel.

Das erste ständig bewohnte Haus im Bezirke scheint die „Trausenitmühle" gewesen zu sein. Wir wissen nicht viel von ihr. Hans Rotter verlegt nach eingehendem Studium das Gebäu an den Treffpunkt der Koch- und Skodagasse mit der Alserstraße. Die letztere ist eben der Ansatz zur regen Fortentwicklung der Bautätigkeit von der Stadt her gegen Westen. Die im Alter nächststehenden Häuser reihten sich in der heutigen Landesgerichtsstraße an. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bestand in der eigentlichen Josefstadt bloß der 1491 entstandene Rottenhof. Wie im benachbarten Bezirke Neubau war auch links vom Ottakringerbache das Benediktinerstift zu den Schotten reich begütert. Abt Benno von den Schotten (1722 bis 1807) ermöglichte durch Verkauf umfangreichen Besitzes der Stiftsherren hier die Besiedlung, er ist der Begründer des Bezirksteiles Breitenfeld, in dem eine Gasse nun an den Prälaten erinnert. Es ist des Schottenstiftes Ruhm, nicht bloß den Bezirk Neubau der Bebauung zugeführt zu haben; die Wiener Benediktiner haben sich ganz ähnliche Verdienste um die Josefstadt erworben.

Als nach der zweiten Türkenbelagerung, von der unsere Josefstädter Geschichte manches zu erzählen weiß, der Wiederaufbau der zerstörten Häuser vor sich ging, parzellierte Hippolyt v. Malaspina den Rottenhof und zog Ansiedler herbei. Am 22. April 1700 erwarb die Stadt Wien dessen Freigut und benannte die Vorstadt zu Ehren Josef I. Die günstige Lage brachte es mit sich, daß zahlreiche Adelsgeschlechter wie die Rofrano, Kolowrat, Haugwitz, Caprara sich hier Sommersitze erbauten. An der Alserstraße, die unmittelbar nach dem Abzuge des besiegten Kara Mustapha in ihrem heutigen Verlaufe hergestellt wurde — sie schlängelte sich vordem als Feldweg zwischen Weingärten hindurch —, siedelten sich die Schönborn, Dietrichstein, Martinitz und andere Adelsgeschlechter an, so daß die Josefstadt durch den vornehmen Zuzug ein ganz eigenartiges Gepräge erhielt. Einer der Bezirksteile von ehedem trug, nebstbei bemerkt, seinen Namen nach einem Adelsgeschlecht, der „Strozzengrund". Im Jahre 1702 ging das sogenannte dürre Lerchenfeld in den Besitz der Gräfin Maria Katharina Strozzi, geborenen Gräfin Khevenhüller, über. Sie erbaute sich einen stattlichen Sommersitz, ein Schloß (heute Zivilmädchenpensionat) mit einem bis zur Piaristengasse reichenden Garten. Zwei Jahre später ließ sie eine besondere Gutsherrschaft errichten, aus der später eine Vorstadt mit einem stolzen Gemeindesiegel, einem von der Krone überragten und durch zwei Löwen gehaltenen Schild wurde. Der eigentliche gräfliche Grundbesitz ging von den Strozzis an einen Khevenhüller, dann in die Hände des Bischofs von Valencia, Folco de Cardona, in jene der Grafen Chotek über, 1840 erwarb ihn der Staat. Der große Garten wurde von einem Heereslieferanten, dem Samtfabrikanten Louis Henry, angekauft und in den Jahren 1770 bis 1780 verbaut. Sehr ausgedehnt war der Dietrichsteinsche Besitz, dessen Kern der heutige Mellerhof bildete und auf dessen Gebiet die Häuser der Koch-, dann der Meller- und Lederergasse aus dem Boden wuchsen.

121

Fremdenblatt
11./IX. 1918

Republik, welche den Blick über den Ozean gerichtet hat, hier die alte Kaiserstadt im Binnenland mit ihrer alten Bürgerherrlichkeit, welche durch Jahrhunderte ihre Anhänglichkeit an das uns verbündete Herrscherhaus gewahrt hat. Wir von der Presse sind berufen, in gewissem Sinne den Ausgleich zwischen Norden und Süden zu bewerkstelligen und hierin liegt nicht bloß die völkische Zukunft, sondern die Zukunft der Menschheit überhaupt. Das österreichische Wesen ist in der Reichshauptstadt verkörpert, das Wort Grillparzers „In deinem Lager ist Oesterreich" muß überhaupt auf Wien angewendet werden. Der Redner schließt mit einem stürmischen Hoch auf das alte Vindobona als Hort des Deutschtums. Bürgermeister Dr. Weiskirchner dankt für die freundlichen Worte, die der Vorredner der Stadt Wien gewidmet hat und sagt: Wir sind nicht mehr das Volk der Chaaken. Die Wiener sind jetzt ein Volk der Arbeit geworden. In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten ist das schaffende Wiener Bürgertum vor den Bürgern der anderen Städte nicht zurückgestanden, in selbstbewußter Arbeit hat es vieles geschaffen zur Ehre und zum Ruhme unserer Vaterstadt. Der Bürgermeister gedachte dann mit großer Anerkennung der Verdienste der reichsdeutschen und österreichischen Presse auf allen Gebieten der Kriegsfürsorge, welche sie in jeder Hinsicht unterstützten und erbittet sich die Mitwirkung der Presse im Dienste der Städteverwaltungen. Redner betont nun den deutschen Charakter der Stadt Wien und sagt: So lange das Kreuz des Stephansturmes in die sonnige Ostmark blinkt, so lange wird Wien deutsch bleiben. Wir Wiener sind uns bewußt unserer Verantwortung als Bollwerk gegen Osten. Bringen Sie die Grüße der Stadt Wien in Ihre Heimat, bringen Sie die Botschaft, daß deutsches Sinnen und deutsches Denken in der alten Kaiserstadt nicht verloren geht. Redner schließt mit einem dreimaligen, begeistert aufgenommenen Hoch auf die Gäste.

* * *

Vormittags besichtigten die Vertreter der reichsdeutschen Presse unter Führung des Sektionschefs v. Brosche und des Direktors Hofrat Erhard das Technische Museum. Nachher begab sich die Gesellschaft nach Schönbrunn, wo Schloßhauptmann Ludwig Ruprecht die Führung übernahm. Die Pressevertreter bestiegen das Gloriette und genossen den weiten Rundblick, der sich vom Plateau eröffnet. Sektionschef v. Brosche hieß die Herren als Gäste des Kaisers herzlichst willkommen. Im Namen der reichsdeutschen Vertreter der Presse dankte Chefredakteur Lanau für den ehrenden Empfang.

in Rußland.

Vom Kriegsministerium wird verlautbart:

Die gänzliche Absperrung der asiatischen Gebiete Rußlands durch Truppen der Entente und die in ihren Diensten stehenden czecho-slowakischen Formationen hindert die Uebernahme des Kriegsgefangenenschutzes in Sibirien durch die k. u. k. Kriegsgefangenenmissionen. Die für Sibirien geplanten Expostituren können so wie die deutschen Lokalkommissionen nicht zur Aufstellung gelangen. Einzelne k. u. k. Organe sind in Ausübung ihres Dienstes verhaftet worden, von anderen fehlt jede Nachricht. Aus diesem Grunde wurde vom Kriegsministerium im Einvernehmen mit dem Ministerium des Aeußern die dänische Regierung ersucht, in jenen Gebieten, in welche die eigenen Organe keinen Zutritt erlangen können, den Schutz der österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten beizubehalten, beziehungsweise noch intensiver zu gestalten als bisher.

Die dänische Regierung hat diesem Wunsche in entgegenkommender Weise Rechnung getragen und den Kapitän Craner, dessen seinerzeitige erfolgreiche Hilfeleistung für die Kriegsgefangenen in Turkestan und dessen hervorragender Anteil an der gesamten Schutzarbeit für die Kriegsgefangenen in Rußland allgemein bekannt ist, als Ministerresidenten nach Irkutsk delegiert. Die königlich dänische Gesandtschaft in Petersburg hat in dieser Angelegenheit bei den sibirischen Regierungen in Omsk, Tomsk und Charbin interveniert, sowie die amerikanische, französische, englische und japanische Botschaft in Archangelsk verständigt. Sie wird ihre erste und wichtigste Aufgabe in der Geltendmachung jener Vereinbarungen erblicken, welche schon vor Abschluß des Friedensvertrages von Brest-Litowsk zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland hinsichtlich der Behandlung der Kriegsgefangenen abgeschlossen worden sind. Des weiteren wird auch die Wiederaufnahme der Repatriierung, beziehungsweise Hospitalisierung von Invaliden, kranken und schwächlichen Kriegsgefangenen, insbesondere von solchen, welche schon lange in Kriegsgefangenschaft sind, mit allem Nachdruck angestrebt werden.

Die Tätigkeit der eigenen Missionen und Delegierten bleibt in allen Gebieten aufrecht, in denen ihre Tätigkeit Erfolg verspricht, beziehungsweise möglich ist.

Die Volksbekleidung.

Debatte in der kriegswirtschaftlichen Kommission.

In der kriegswirtschaftlichen Kommission wurde, wie wir schon im Abendblatte berichtet haben, die Besprechung über die Volksbekleidung fortgesetzt.

Experte Zabransky erörtert die schwierige Lage des auf dem Gebiete der Bekleidungswirtschaft tätigen freien Handels, der für sich nichts anderes verlange, als daß ihm billige Stoffe zur Verfügung gestellt werden.

Prokurist Löwy (Großeinkaufsgesellschaft für österreichische Konsumvereine) legt zunächst den Unterschied zwischen der Großeinkaufsstelle industrieller Konsumanstalten und jener der österreichischen Konsumvereine dar. Erstere sei von den Industriellen selbst gegründet und habe ihre eigenen Konsumabgabestellen, und die Belieferungsanzahl variiert von Tag zu Tag und von Woche zu Woche. Beliefert werden die Arbeiter, die in den Fabriken beschäftigt sind, und die Großeinkaufsstelle industrieller Konsumanstalten beliefert die Arbeiter mit den ihr von den Zentralstellen jeweils zur Verfügung gestellten Waren. Die Großeinkaufsstelle der österreichischen Konsumvereine dagegen ist eine

Fremdenblatt
14./IX. 1918

Die reichsdeutschen Journalisten in Wien.

Besuch im Hauptquartier.

Donnerstag nachmittags fuhren die Vertreter der reichsdeutschen Presse, vom Vorstand des Kriegspressequartiers Oberst Eisner-Bubna und einigen Herren der Wiener Presse begleitet, in das Hauptquartier. Der Chef des Generalstabes Generaloberst von Arz, umgeben von seinem Stabe, dem sich der Bevollmächtigte beim Armeeoberkommando GM. v. Cramon angeschlossen hatte, bereitete den Gästen einen außerordentlich herzlichen Empfang. Er begrüßte jeden einzelnen in der liebenswürdigsten Weise und hielt an die Versammlung eine Ansprache, in der er sagte: „Ich begrüße die Herren auf das herzlichste und danke Ihnen für die große Liebenswürdigkeit, uns im Standorte des Armeeoberkommandos aufgesucht zu haben. Ueber diesen freundlichen Besuch bin ich umsomehr erfreut, als es mir nicht möglich war, an den Ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten teilzunehmen. Die Kundgebungen bei diesen haben wohl die verehrten Herren von der Innigkeit unserer Beziehungen zum Deutschen Reiche überzeugt und Ihnen, soweit es dem Einzelnen bisher vielleicht noch nicht möglich war, Gelegenheit zu näherem Einblicke in unsere Verhältnisse gegeben. Diese sind wohl vielfach andere als die Ihren, doch die Aufgabe der Presse bleibt hier wie dort die gleiche. Die Presse ist und bleibt das geistige Machtmittel zur Führung des Volkes, dem Geist der Zeit entsprechend hat sie die Psyche des Volkes zu beleben, dasselbe aufzuklären und den Willen desselben zu stählen. Dankbarst erkennt wohl jeder in führender Stellung Befindliche die hervorragende Tätigkeit der Presse an und so sei es auch mir erlaubt, im Namen der österreichisch-ungarischen Armee der deutschen und der österreichisch-ungarischen Presse für die werktätige, jedes Lob verdienende Unterstützung während des Krieges bestens und herzlichst zu danken. Volk und Heer sind heute Eins. Die Stimmung des Volkes spiegelt sich in der Front wider; ebenso wie die Ereignisse an der Front auf die Heimat rückwirken. Front und Heimat sind beide gleich von dem einen großen Gedanken durchdrungen, alles aufzubieten, um in der siegreichen Verteidigung nicht zu erlahmen, bis ein gerechter Friede diesem gewaltigsten aller Kriege ein Ende macht. So wie uns alle dieser eine Gedanke beseelt, so müssen wir auch alle, überall und zu jeder Zeit in gleichem Geiste wirken und arbeiten. Ich bin überzeugt, daß die gesamte Presse das große Ziel nie aus den Augen verlieren wird. Kleinmut muß gebannt, des Volkes Mut und Wille gehoben werden, dann, meine Herren, seien Sie überzeugt, werden die in Treue und Eintracht verbundenen Armeen, unterstützt durch den Willen des Volkes, ihre schwere Aufgabe restlos erfüllen."

Chefredakteur Paul Bäcker („Deutsche Tageszeitung" in Berlin) erwiderte: „Im Namen der reichsdeutschen Pressevertreter spreche ich unseren tief empfundenen Dank dafür aus, daß uns Gelegenheit zu diesem Aufenthalt im Hauptquartier der österreichisch-ungarischen Armee geboten wurde; den gleichen Dank spreche ich für die liebenswürdigen Worte aus, die Eure Exzellenz die Güte hatten, an uns als Gäste wie als Vertreter der Presse zu richten. Die Aufgaben der Presse in diesem Kriege haben Eure Exzellenz in so eindrucksvoller und umfassender Weise gekennzeichnet, daß ich mir nur erlauben möchte, zwei Gesichtspunkte besonders hervorzuheben. Die Presse muß bei der allgemeinen Pflicht, für die Aufrechterhaltung einer zuversichtlichen und festen Stimmung zu arbeiten, auch dafür sorgen, daß den Völkern der verbündeten mitteleuropäischen Mächte ganz klar wird, welche entscheidende Bedeutung diesem Kriege in unserer Geschichte zukommt: Daß unsere Völker noch niemals in ihrem wechselvollen geschichtlichen Leben so eng zusammengeschmiedet waren an ein gemeinsames Schicksal, so unausweichlich zusammen gezwungen waren zum großen Kampfe um ihr Dasein, ihre ganze Zukunft. So müssen wir unseren Völkern die Erkenntnis, ich möchte sagen: einhämmern, daß, wenn wir in diesem Kriege nicht ganz fest, ganz treu und unbedingt zusammenstehen, nicht ganz standhaft und entschlossen durchhalten bis zum letzten Augenblick, das so notwendige und große und doch so bescheidene und selbstverständliche Ziel nicht erreicht werden kann: Daß wir neben den anderen großen Weltvölkern, deren gleiches Daseinsrecht wir nie angefochten haben und nie bestreiten werden, gleich kraftvoll, gleich frei und sicher atmen und leben und die Hände rühren können auf dieser männernährenden Erde. Um dieses Zieles willen muß die Presse ferner dafür sorgen, daß unsere Völker sich immer besser kennen und verstehen lernen und zu immer engerer und innigerer Gemeinschaft kommen. Das war ja der nächste Zweck unserer Reise und diesem Zwecke diente in hervorragender Weise auch die unmittelbare persönliche Berührung, in die wir mit dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier, dem Hirn und Herzen der treu verbündeten Wehrmacht Oesterreich-Ungarns, kommen durften. Ich begrüße es besonders, daß ich auch an diesem Orte und in dieser bedeutsamen Stunde aussprechen darf, daß wir in der reichsdeutschen Presse auch dafür wirken werden, daß die großen Verdienste, die die österreichisch-ungarische Armee sich unter besonderen Schwierigkeiten durch ihre tapferen Waffentaten um die gemeinsame Sache erworben hat, noch immer mehr erkannt und gewürdigt werden. Mit herzlichem Dank für ihre Taten grüßen wir aus dem Deutschen Reiche den alten und den neuen Ruhm der österreichisch-ungarischen Wehrmacht zu Wasser und zu Willens beitragen wird, den Kampf für Leben und Freiheit der in treuer Waffenbrüderschaft aufs engste verbündeten Völker bis zum glücklichen Ende mit ganzer Kraft durchzuhalten. Auf Allerhöchsten Befehl: Geh. Kabinettsrat v. Berg."

Neue Freie Presse
14./IX. 1918
127

Die reichsdeutschen Journalisten in Wien und Budapest.

Danktelegramme Kaiser Karls und Kaiser Wilhelms Huldigungskundgebungen.

Unmittelbar nach dem Festabend der „Concordia" wu an die Kaiser Karl und Wilhelm folgende Huldigun depesche abgesendet:

„Die in Wien versammelten österreichisch-ungarischen u reichsdeutschen Pressevertreter bringen Eurer Majestät v ehrungsvolle Huldigung dar im sicheren Vertrauen, daß Oest reich-Ungarn und das Deutsche Reich in unwandelbarer Bündn treue den ihm aufgezwungenen Kampf zum ehrenvollen Fried führen werden. In tiefer Ehrerbietung:

Dr. Ehrlich, Präsident des Wiener Journalisten- u Schriftstellervereines „Concordia", Hans Puchstein, Pr sident der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenscha Heinrich Rippler, Präsident des Vereines „Berliner Presse

Darauf liefen gestern von der Kabinettskanzlei unser Kaisers und heute morgen von der Kabinettskanzlei d deutschen Kaisers folgende Antworten ein:

„An Se. Hochwohlgeboren Herrn Dr. Ehrlich, Präsident d Wiener Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia" Wien.

Hof Reichenau-Wartholz, 12. September, 5 Uhr 40 M nachmittags.

Seine k. und k. Apostolische Majest haben die telegraphisch dargebrachte Huldigung der öst reichisch-ungarischen und reichsdeutschen Pressevertreter all gnädigst und mit Befriedigung zur Kenntnis genommen u geruhen, für dieselbe den besten Dank auszusprechen. Se Majestät wünschen den Herren Pressevertretern guten A enthalt in Wien.

Im Allerhöchsten Auftrage: Ritter v. Seidle „Herrn Präsidenten des Wiener Journalisten- und Schr stellervereines „Concordia" Dr. Ehrlich, Wien.

Großes Hauptquartier, 11. September, 8 Uhr 30 Minu nachmittags.

Seine Majestät der deutsche Kaiser danken v mals für den freundlichen Gruß der dort vereint gewese österreichisch-ungarischen und reichsdeutschen Pressevertr und sind überzeugt, daß die persönliche Berührung und A sprache der Vertreter der Presse beider Reiche zu im besserem gegenseitigen Verständnis und zur Stählung entschlossenen Willens beitragen wird, den Kampf für Le und Freiheit der in treuer Waffenbrüderschaft aufs en verbündeten Völker bis zum glücklichen Ende mit ga Kraft durchzuhalten.

Auf Allerhöchsten Befehl: Geh. Kabinettsrat v. Ber

Besuch im Hauptquartier.

Gestern nachmittag fuhren die Vertreter der reichsdeut Presse, vom Vorstand des Kriegspressequartiers F Gisner-Bubna und einigen Herren der Wiener beglaitet, in das Hauptquartier. Der Chef des Genera

Der Economist.

Der Finanzausschuß für den Finanzplan.

Wien, 13. September.

Am Schlusse der heutigen Sitzung des Finanzausschusses stellte der Abgeordnete Teufel den Antrag, das Abgeordnetenhaus solle die dritte Lesung der Steuern nicht früher vornehmen, als bis die Regierung einen umfassenden Finanzplan vorgelegt habe, durch den die Deckung des gesamten Defizits von jährlich 1900 Millionen Kronen sichergestellt werde. Der Obmann des Ausschusses, Dr. v. Loewenstein, erklärte, der Ausschuß wende sich an die Regierung mit der Bitte, in der nächsten Sitzung wenigstens ein Finanzprogramm zu unterbreiten. Finanzminister Freiherr v. Wimmer verwies auf sein im Juli gehaltenes Exposé, in welchem er die Einbringung von weiteren Steuervorlagen zur Deckung des Abganges für die Herbstsession angekündigt habe. Er beabsichtige, schon in der ersten Sitzung des Reichsrates den Umfang und den Inhalt der neuen Steuervorlagen bekanntzugeben. Für eine Hinausschiebung der Verabschiedung der anhängigen Vorlagen könne er die Verantwortung nicht übernehmen. Der Obmann des Ausschusses teilte in seinem Schlußwort mit, daß er die nächste Sitzung einen oder zwei Tage vor der Plenarsitzung des Abgeordnetenhauses einberufen werde. In dieser Sitzung sollen die Grundsteuer und die Erwerbsteuer, die vom Ausschusse noch nicht erledigt sind, durchberaten werden.

Der Finanzausschuß zog ferner die Resolution des Abgeordneten Mastalka über die Kohlenversorgung der Zuckerindustrie in Beratung. Es ist ein tragisches Schicksal, daß in einem Jahre, in welchem Oesterreich eine Rübenernte von 50 Millionen Meterzentner beschieden ist, nicht die Möglichkeit besteht, diese Menge vollständig zu Zucker zu verarbeiten. Würde dies der Fall gewesen sein, hätte die Zuckerquote in einer Zeit, in der auf den anderen Gebieten der Versorgung die Schwierigkeiten anhalten, verbessert werden können. Das wird leider nicht geschehen, weil die Bedeckung des Kohlenbedarfes der Zuckerindustrie mit Schwierigkeiten verbunden ist, so daß nur ein Teil der Rübe zu Zucker verarbeitet werden wird. Der Regierungsvertreter, Sektionschef des Amtes für Volksernährung Dr. Loewenfeld-Ruß, hat diese Verhältnisse im Ausschuß eingehend dargelegt und die großen Nachteile, die der Volkswirtschaft daraus erwachsen, ziffernmäßig beleuchtet. Der Nachteil für die Volkswirtschaft trifft jedoch nicht bloß die Gegenwart. Es ist namentlich zu besorgen, daß, wenn die Rübe den Landwirten heuer nicht abgenommen wird und Streitigkeiten mit der Zuckerindustrie entstehen, — beide Gruppen haben schon Garantieforderungen an den Staat angemeldet — der Rübenanbau im nächsten Jahre gefährdet ist. Die Resolution Mastalka, wonach der Zuckerindustrie die nötige Kohle zur Verfügung gestellt werden soll, wurde vom Ausschuß angenommen.

Die Resolution Mastalka.

Abg. Dr. v. Licht führt aus, daß eine günstige Rübenernte bevorstehe, die nach sicheren Schätzungen mindestens 50 Millionen Meterzentner Rüben betragen und die Erzeugung von ungefähr 8 Millionen Meterzentner Zucker gegenüber 5 Millionen des Vorjahres sichern könnte. Doch ist heute ganz in Frage gestellt, ob die notwendigen Kohlenmengen für diese Produktion auch den Zuckerfabriken zukommen werden. Finanzpolitisch sind Schwierigkeiten auch von Bedeutung, da mit der erhöhten Zuckersteuer, die der Finanzausschuß beschlossen hat, mit einer Mehreinnahme von rund 300 Millionen Kronen für den Staatsschatz gerechnet werden könnte. Das meiste hängt von der Bergarbeiterschaft ab, deren Ernährung die günstigste aller Bevölkerungsschichten ist. Redner stellt fest, daß in Gebieten, wo hauptsächlich deutsche Arbeiter beschäftigt sind, die Förderung um 5 Prozent, wo polnische Arbeiter um etwa 12 Prozent, wo czechische Arbeiter vorwiegen, um mehr als 30 Prozent zurückgegangen ist. Es ist dies sehr zu bedauern, auch nicht einsichtsvoll gehandelt, da schließlich, wie immer die politischen Träume der slawischen Bevölkerung sich verwirklichen werden, die Kriegskosten auf ihr in gleichem Maße lasten und auch, späterhin getragen werden müssen.

Redner stellt die Frage, was für den Fall, als die Zuckerrüben nicht vollständig zu Zucker verarbeitet werden sollten, mit den erübrigten Mengen geschehen solle, und welche Vorsorgen hier bereits getroffen sind. Besonders hart wird die Tatsache empfunden, daß die ungarische Zuckerindustrie bereits vollständig mit ihrem Kohlenbedarf gedeckt ist. Das Volksernährungsamt legt in diesem Jahre besonderen Wert auf die Erzeugung von Marmelade. Es sollen 8000 Waggons Marmelade erzeugt werden, die ein wichtiges Volksernährungsmittel geworden ist. Die erforderlichen Kohlenmengen von etwa 6000 bis 7000 Tonnen mögen sofort zur Verfügung gestellt werden. Er beantragt schließlich folgende Resolution: 1. Die Regierung wird aufgefordert, bei den bevorstehenden Verhandlungen mit dem Deutschen Reiche über Lieferung von Kohle mit allem Nachdruck dahin zu wirken, daß das Interesse Oesterreichs in vollem Maße gewahrt und daß die Ansprüche Ungarns angesichts der geänderten Verhältnisse auf das notwendige Maß herabgesetzt werden. 2. Das Ministerium für öffentliche Arbeiten wird aufgefordert, rechtzeitig in ausreichendem Maße Kohle zur Erzeugung von Raffinadezucker bereit zu stellen und auch die Marmeladeerzeugung mit der notwendigen Kohlenmenge rechtzeitig zu beliefern.

Erklärungen des Regierungsvertreters Loewenfeld-Ruß.

Sektionschef Dr. Loewenfeld-Ruß bespricht die Kohlenversorgung der Rohzuckerindustrie; nach den Mitteilungen des Arbeitsministeriums soll die Rohzuckerindustrie monatsweise bis Ende Dezember bis auf ein geringes Quantum in den Besitz der für die Aufarbeitung der Rübe erforderlichen Kohle gelangen. Es könne jedoch nicht übersehen werden, daß sich nach diesen Dispositionen der Kohlenzuschub an die Zuckerfabriken zum größten Teil während der Campagne zu vollziehen haben wird. Da selbst im Frieden sich die Rübentransporte selten ohne Friktionen durchführen ließen, wird die gleichzeitige Anlieferung der Kohle sicherlich großen Schwierigkeiten begegnen, und selbst beim besten Willen aller in Betracht kommenden Faktoren ist die Gefahr vorhanden, daß die zugesagte Kohle nicht zur Gänze den Fabriken geliefert werden kann und somit ein Teil der heurigen reichen Ernte an Zuckerrübe gefährdet ist. Das Ernährungsamt hat heuer alle Mittel an-

Neue Freie Presse
3./XI. 1918

148

Der weiße Fleck.

Ein Zensurepilog.

Von **Ludwig Hirschfeld.**

Wenn man in diesen Jahren beim Frühstück die Zeitung zur Hand nahm und mitten im Text oder gar vorn auf der ersten Seite den großen weißen Fleck erblickte, sagte man sofort ahnungsvoll: „Aha, weiß Gott was da wieder geschehen ist?“ Am Vormittag munkelte man bereits: „Wissen Sie, was da konfisziert worden ist? . . . Ich habe etwas gehört . . ., es ist etwas los . . ., es soll nicht gut stehen. . . .“ Mittags war es bereits ein pessimistisches Gerücht, nachmittags das Stadtgespräch und am Abend eine Tatsache. Der Zweck des weißen Fleckes, die Beunruhigung der Bevölkerung zu verhindern, war somit erfüllt. . . .

Tagtäglich hat sich diese für die Zeitungen wie für das Publikum gleich irritierende, beschämende und lästige Bevormundung wiederholt. In beschaulicheren Zeiten wird man einmal das reiche Zensurmaterial sichten und sammeln zu einem lehrreichen und interessanten Ergänzungsband der Geschichte dieses Krieges. Jetzt, wo die von Ereignissen und Ueberraschungen erfüllte Stunde drängt und vorwärts treibt, kann man nur eine Weile darin blättern. Unmöglich, das alles jetzt durchzulesen. Vier hohe Stöße von gelb gewordenen Bürstenabzügen mit roten und blauen Strichen, weißen Flecken, dazwischen amtliche Zensurvorschriften, vertrauliche Zensurweisungen: papierene Gespenster aus einem geistigen Vormärz, der gestern noch moderne Gegenwart gewesen ist.

Um das System der weißen Flecke zu verstehen, muß man sich eine kleine Uebersicht schaffen. Aus dreifachen Rücksichten ist zensuriert und konfisziert worden: aus militärischen, innerpolitischen und aus wirtschaftlichen. Der Zweck war wieder ein doppelter: nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung, nur kein ungünstiger Eindruck im neutralen und feindlichen Ausland. Das wäre ja sehr schön, wenn man nicht mit diesen wie mit anderen Schlagwörtern einen so schwunghaften Mißbrauch getrieben hätte. Der Lieblingsaufenthalt der Zensur war immer der Leitartikel, die politische Glosse zu den Kriegsereignissen. Wenn schon nicht das ganze konfisziert werden konnte, wurde wenigstens ein Satz herausgerissen. Da ist ein Abendblatt, in dem fehlt in einer Betrachtung über die Kämpfe im Westen nur der letzte Satz: „Wir leben in einer entscheidungsvollen Zeit.“ Auf wen wirkt das beunruhigend, auf wen macht das einen ungünstigen Eindruck? Auf keinen vernünftigen Menschen, nur auf den berufsmäßig argwöhnischen Zensor. Ein anderesmal fällt wieder eine Ueberschrift zum Opfer: „Hoffnungen auf ein rascheres Kriegsende.“ Gott bewahre, so etwas darf nicht gesagt werden: ein rascheres Kriegsende — welche Entmutigung, welche Beunruhigung für die Bevölkerung, der der Krieg nicht lang genug dauern kann. Oder es wird im ungarischen Abgeordnetenhause mitgeteilt, daß die gegen Rumänien kämpfenden Truppen von Mackensen geführt werden. Ja, in Ungarn darf man das wissen, in Oesterreich werden dadurch militärische Interessen arg verletzt. Einmal heißt es im Generalstabsbericht: „Feindliche Abteilungen in Görz.“ Im benachbarten Leitartikel darf nur gesagt werden: die Italiener vor Görz — das wirkt beruhigend, das macht einen günstigen Eindruck.

Die Zensur hat auch ihre wechselnden Jahreszeiten gehabt, in denen die weißen Flecke bald üppiger, bald bescheidener wucherten. Am üppigsten war die Zeit des Grafen Stürgkh. Da brauchte in einem Artikel bloß das Wort Verfassung, Delegation oder Parlament zu stehen, und sofort wurde dem Zensor schwarz und dem Leser weiß vor den Augen. Damals wurde überhaupt sehr unerschrocken konfisziert, ohne Ansehung der Person: Aeußerungen von Ministern, Mitteilungen von Behörden und Aemtern. Ortsnamen wie Stockholm und Zimmerwald durften in Oesterreich längere Zeit hindurch nicht genannt werden, und die russische Bolschewikibewegung wurde durch eisriges Zensurieren wirksam unterdrückt. Auch die Ausmerzung aller Nachrichten über die Erzeugung von Kriegsmaterial in Amerika hat sich bekanntlich als treffliches Gegenmittel bewährt. Am denkwürdigsten ist aber das Verbot eines Leitartikels, in dem, knapp vor dem Ausbruch des Krieges mit Italien, Gabriele d'Annunzio charakterisiert wurde. Diese Verunglimpfung des Dichters konnte im Interesse der guten Beziehungen zu dem Bundesgenossen unmöglich erlaubt werden, und der große weiße Fleck hat richtig den Abfall und die Kriegserklärung Italiens verhindert.

Im Gegensatze zu Franz Moor hat sich die Zensur auch gern mit Kleinigkeiten abgegeben, mit Nachrichten, Tagesneuigkeiten, Notizen, deren Staatsgefährlichkeit in die Augen springt. Der ungarische Ernährungsminister ist in Wien angekommen und am selben Tage wieder nach Budapest abgereist — ja freilich, damit die Entente daraus Schlüsse auf unsere Approvisionierung ziehen kann. Ein Prinz ist auf Anerkennung der Vaterschaft und auf Alimente geklagt worden — darüber darf nicht geschrieben werden, denn nur Prinzen aus Genieland zahlen bekanntlich bar, was sie verzehrt. Der weiße Fleck hat sich aber auch als ein gutes österreichisches Hausmittel gegen Krankheiten, Seuchen und Uebelstände jeder Art bewährt. Es fehlt an Spitalsbetten — weißer Fleck. Die Bevölkerung braucht weißes Mehl — gibt's nicht, aber dafür einen schönen weißen Fleck. Auf Mehl hat es der Zensor, wie die meisten Menschen heutzutage, überhaupt sehr scharf gehabt. Als am Anfang dieses Jahres die Wiener Mehlquote gekürzt wurde, hat das kein Mensch gemerkt, denn es durfte ja nicht in der Zeitung stehen, höchstens in vorsichtigen Andeutungen. Jedenfalls wurde der Satz, daß zur Bereitung der Einbrennsuppe, dem wichtigsten Nahrungsmittel der breiten Bevölkerungsschichten, Mehl notwendig ist, vollständig gestrichen. Die Bevölkerung muß nicht alles wissen. . . . Auf diese Art wurde auch die Fleisch- und Fettfrage geregelt, wurden Fahrpläne und Eisenbahntarife als aufreizend unterdrückt. Das Börsenspiel wurde durch die konsequente Kursverheimlichung bekanntlich energisch eingedämmt und der Kurs unserer Valuta auf den neutralen Märkten hinaufgeschwiegen. Nichts war in diesen Zeiten harmlos, einwandfrei und unbedenklich, alles war staatsgefährlich, und einmal wurde sogar eine Nachtigall konfisziert, die in einer Stellung an der Westfront, unbekümmert um den Kanonendonner, weitergesungen hatte. Weiß Gott, was sie gesungen hatte. Ein richtiger Zensor traut auch einer Nachtigall das Aergste zu. Und das Merkwürdigste an diesen staatsgefährlichen Nachrichten war, daß man sie im nächsten Kaffeehaus in ungarischen, deutschen Zeitungen und in österreichischen Provinzblättern ungehindert lesen konnte, so daß man sich manchmal fragte, ob die Wiener Zensur nicht eine Institution zur Förderung des Kaffeesiedergewerbes sei. . . .

Noch lehrreicher und charakteristischer sind die sogenannten Zensurweisungen, die den Zeitungen in täglichen Konferenzen von den Vertretern der Ministerien, der Militärbehörden und vom Staatsanwalt gegeben wurden. Wenn man jetzt darin blättert, glaubt man sich plötzlich ins dunkelste Altösterreich versetzt, in einen künstlich erzeugten Vormärz: das darf gesagt werden, das nicht, die eine Wahrheit gilt erst von der nächsten Woche an, die andere überhaupt nicht. Auf jeden Fall soll immer sehr vorsichtig geschrieben werden, ohne Kritik und eigene Meinung. Und zum Schluß heißt es gewöhnlich: das soll kein Verbot sein, es wird nur gewünscht — im alten Oesterreich bekanntlich die schärfste Form des Befehls. Schade, daß nicht ein Grillparzer oder Bauernfeld oder wenigstens ein Castelli an diesen Zensurkonferenzen teilnahm, sie waren eine Fundgrube für boshafte und bittere Epigramme. Diese Weisungen waren sozusagen unsichtbare, gesprochene weiße Flecke, sie waren nur für die Journalisten bestimmt, nicht für die Oeffentlichkeit. Aber es wäre unverzeihlich, sie in Vergessenheit geraten zu lassen, denn in ihrem grotesken Absolutismus sind sie wertvolle kleine Kulturdokumente der großen Zeit. Man möchte gar nicht glauben, was alles bedenklich, unerwünscht und verboten war. Ueber die Erkrankung eines ausländischen Prinzen durfte berichtet werden, aber nicht an welchen Krankheiten er laboriere. Die Meldung von der Ordensauszeichnung eines Ministers war gestattet; zu sagen, wofür ihm der Orden verliehen wurde, war streng verboten — offenbar, weil es in vielen Fällen gar nicht so leicht ist, das zu sagen. Das Urteil im Kramarsch-Prozeß durfte publiziert werden, nicht aber die betreffende Stelle aus dem Militärstrafgesetz, ein Gesetz, bei dessen genauer Lektüre und Kenntnis sich die einheimische Bevölkerung tatsächlich sehr beunruhigt fühlen würde. Und was für interessante Prozesse müssen erst jene gewesen sein, von denen es in den Weisungen vielsagend lapidar heißt: darf überhaupt nicht erwähnt werden. In diesen Zensurkonferenzen wurde gleichsam eine behördlich genehmigte Wirklichkeit hergestellt, und was nicht freigegeben wurde, das existierte nicht. Jedes Ding und jedes Ereignis mußte erst diese Geistesmühle passieren: Eisenbahnunfälle, Lawinenkatastrophen, Explosionen, Kriegshunde, Selbstmorde, ausländische Streiks und Wetterberichte. Manchmal ergehen auch großzügige allgemeine Weisungen: über Friedenssehnsucht soll nicht geschrieben werden. Das Schreiben, das kann man ja unterdrücken, aber die Sehnsucht, die kann nicht einmal der Staatsanwalt konfiszieren. Ein anderesmal dekretiert er wieder: über Steuern darf nicht geschimpft werden — ist das nicht von geradezu Nestroyscher Prägnanz? Auch die Erhöhung der Postgebühren und der Tabakpreise mußte geheimgehalten werden, um das Publikum damit angenehm zu überraschen. Worüber denn sollten die Zeitungen schreiben, vielleicht über Ernährungsfragen? Das schon gar nicht. Das war am unerwünschtesten. Kein Wort über Knappheit und Lebensmittelpreise, keine Bemerkungen über das Anstellen, und einmal wurde sogar ein Communiqué der Käsehändler über die Einfuhr von Emmentaler als beunruhigend und aufreizend unterdrückt. Und als die Ernährungsverhältnisse sehr arg wurden, half man sich einfach mit einer geradezu klassischen Zensurweisung: Ueber Lebensmittelmangel und Preissteigerungen darf überhaupt nicht geschrieben werden. . . Man wollte es dem Publikum offenbar verheimlichen, daß es nichts zu essen hatte. . . .

O ja, es ist sehr viel unfreiwilliger Humor, sehr viel Komik in diesen weißen Flecken enthalten. Wenn man nämlich jeden für sich als groteske Anekdote betrachtet. Hat man sich aber durch den vier Jahre hohen Stoß durchgelesen und betrachtet das Ganze im Zusammenhang, dann vergeht einem das Lachen und es bleibt ein recht bitterer Nachgeschmack zurück. Was war der Sinn dieses Zensursystems? Es sollte eine Metternichsche Mauer sein, die jeden Luftzug von draußen, jede Idee abzuhalten hatte, eine gewaltsame Bevormundung, ein Zwang zur Unmündigkeit. Und was ist der Effekt? Daß sich das Mündel mit jäher Heftigkeit selbst großjährig erklärt, daß ringsum alle Türen aufgerissen werden und ein wirbelnder Luftzug durchs Land fegt, der eine schwere politische und wirtschaftliche Grippe zur Folge hat: nur kein ungünstiger Eindruck im Ausland, nur keine Beunruhigung der einheimischen Bevölkerung. . . . Alles das, was sich heute zuträgt, hat die Zensur redlich vorbereiten geholfen. Nun hat sich die geknechtete Wahrheit und Wirklichkeit endlich aufgerichtet, das flüsternde Gerücht ist zum Schrei geworden, die tausende weißen Flecke sind auf einmal lebendig. Es ist eine wirre, überlaute und überreizte Zeit, aber sie ist unvergleichlich schöner und besser als die geduckten und eingeschüchterten Jahre, in denen hochmütige Anmaßung und Unfähigkeit am grünen Tisch saßen, in denen eine geradezu dämonische Gschaftelhuberei glaubte, den Staat durch weiße Flecke retten zu können. Das war der tragische Irrtum, die tragische Schuld dieses Systems. Kein Staat verträgt es, vier Jahre lang tagtäglich gerettet zu werden, und von diesem gewesenen Oesterreich kann man wahrhaftig sagen, daß es durch sein Zensur zugrunde gerettet worden ist.

Die Zeit
2. II. 1919
175

die Zensur nicht einmal zu berühren, geschweige denn sie zu umgehen!

Es läßt sich voraussehen, daß wir mit der Zensur ähnliche Erfahrungen machen werden wie mit den Vorbeugungsmaßnahmen gegen den Schleichhandel, die im „Café Schleich" plakatiert sind und von den zahlreichen, auch dem Staatsbeamtenstand angehörigen Gästen gern gelesen werden. Wir werden um eine neue Spezialität, den „Briefschleichhandel", bereichert werden.

Geradezu lächerlich wirkt die Ankündigung einer Telegrammzensur. Diese Maßregel läßt darauf schließen, wie wenig Erfahrung die mit der Ausarbeitung des Gesetzentwurfes betrauten Personen in bezug auf Zensurtechnik besitzen müssen. Eine Belehrung wäre dringend notwendig. Es wäre auch Zeit, mit dem altösterreichischen System zu brechen, das immer nur die Form und nie die Sache traf, wo vom Verfasser selbst unverstandene Erlässe heillose Verwirrung stifteten und anordnende sowie ausführende Organe nicht wußten, worauf es ankam.

Das einzig Vernünftige und Durchführbare wäre, eine rigorose Ueberprüfung von Wertsendungen beim Aufgabepostamt. Hier setze man den Hebel an!

Ungarische Journalisten für ihre Wiener Kollegen.

Gestern vormittags ist eine Abordnung des Budapester Journalistenvereins „Otthon" unter Führung des Vizepräsidenten Alexander Nadas zur Durchführung einer Lebensmittelaktion für ihre Wiener Kollegen hier eingetroffen. Zum Empfang der Budapester Journalisten hatten sich im Ostbahnhof eingefunden: der Vorsitzende der Organisation der Wiener Presse Dr. v. Ludassy mit den Herren des Vorstandes, die Vizepräsidenten Münz und Julius Stern von der „Concordia", der Präsident der deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft Hans Puchstein, Ministerialrat Dr. Breisky in Vertretung der Regierung, Polizeirat Kreilisheim in Vertretung des Polizeipräsidenten Schober, kais. Rat Michen als Preßleiter der Stadt Wien, der Preßleiter des Ernährungsamtes Leopold Rippstein, der Stationsvorstand des Ostbahnhofes Inspektor Krumhaar und sein Stellvertreter Inspektor Ruthner sowie zahlreiche Kollegen in Vertretung der Wiener Redaktionen.

Dr. v. Ludassy richtete zunächst namens der Wiener Journalisten an die ungarischen Gäste eine Ansprache, in der er die Budapester Kollegen in Wien herzlich willkommen hieß, ihnen für die werktätige Hilfe, für die den Wiener Journalisten zugedachten Liebesgaben, innigsten Dank sagte und sie einlud, während ihres Wiener Aufenthaltes Gäste der Organisation der Wiener Presse zu sein.

Vizepräsident Nadas, Chefredakteur des „Pesti Futar", erwiderte: Ich bringe den Gruß des Budapester Schriftsteller- und Journalistenklubs „Az Otthon". Wir haben in verschiedenen neutralen und deutschen Blättern gelesen, daß wir Ungarn keine Lebensmittel hergeben wollen, obwohl wir, wenn wir auch nicht viel haben, doch besser versorgt sind. Die reine Wahrheit ist, daß wir, besonders jetzt, sehr wenig haben. Es ist aber eine böswillige Verleumdung, zu behaupten, daß wir nicht geben wollen! Um also einen Beweis unseres Mitgefühls für unsere Wiener Brüder und Kollegen zu geben, haben wir vierzehn Tage tags und nachts gearbeitet, um euch Lebensmittel bringen zu können. Unser Verein „Az Otthon" hat mich als Vizepräsidenten mit dieser schweren Aufgabe betraut. Ich kann und will nicht die Schwierigkeiten meiner Mission schildern. Ich habe die Energie und die Mittel gehabt, durchzusetzen, was ich wollte. Bei den alten Regierungen war ja dies unmöglich! Wir haben es öfter versucht, aber es ist nicht gegangen. Jetzt jedoch ist der Präsident der ungarischen Volksrepublik Michael Karolyi uns mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele rasch zu Hilfe gekommen: alle Behörden, Ministerien und die Staatsbahnen standen uns zur Verfügung. Wir bringen euch, unseren Brüdern den Wiener Journalisten, was wir nur bringen konnten. Die Mitglieder des „Otthon"-Klubs haben diese Lebensmittel von ihrem Munde und vom Munde ihrer Familien abgespart, damit eure Familien nicht Not leiden. Saget ihnen, daß wir auf unsere Quote verzichtet und eine Sammlung veranstaltet haben. Wir verlangen dafür gar nichts. Wir wollen euch nur einen Beweis unseres kollegialen Mitempfindens geben! Gott sei mit euch! Lebhafter Beifall wurde dem Redner zuteil.

Hierauf begrüßte Ministerialrat Breisky in Vertretung des Staatskanzlers die Budapester Journalisten namens der deutschösterreichischen Regierung und sagte unter anderem: Als Ungarn dürfen wir Sie ganz besonders willkommen heißen. Alte Bande der Freundschaft, nicht aufgezwungene, sondern im Volksbewußtsein tief gegründete, verknüpfen uns seit unvordenklichen Zeiten. Momente, die jetzt der Vergangenheit angehören, haben oft verbitternd, verstimmend gewirkt, zu Mißverständnissen und Entfremdung zu führen gedroht. Nun sind wir frei von diesen Hemmungen der Vergangenheit und können uns als freie Nachbarn begrüßen. In freundschaftlichem Nebeneinander werden unsere freien Staaten sich der Wiederaufbauarbeit widmen, und der brüderliche Sinn, der Ihren heutigen Besuch begleitet, für den wir Ihnen vom Herzen dankbar sind, ist ein verheißungsvolles Omen für die Zukunft.

Eine Botschaft Karolyis.

Der Redakteur des „Deutschen Volksblattes" Raimund Partsch, der die ungarischen Kollegen nach Wien begleitet hatte, verlas sodann den Gruß des Präsidenten der ungarischen Volksrepublik Michael Karolyi. Der Präsident der ungarischen Volksrepublik hat vor den bei ihm erschienenen Vertretern der Wiener Presse nachfolgende Botschaft an die Wiener Journalisten, zu deren Gunsten ihre ungarischen Kollegen Lebensmittel sammelten, gerichtet: „Mit lebhaftester Freude bin ich Zeuge des freundschaftlichen Verhältnisses der Journalisten der beiden benachbarten großen Hauptstädte und der warmen Sympathien, mit denen die ungarischen Journalisten, obwohl unsere Verhältnisse keine besonders günstigen sind, ihren Wiener Kollegen in ihrer heutigen schwierigen Lage zu Hilfe eilten. Die ungarische Nation hat das Prinzip ‚Divide et impera' hinweggefegt. Das ungarische Volk will im brüderlichen Verhältnis stehen zu allen Völkern, es will in dem Bunde der Völker auch dem deutschösterreichischen Volk ein Bruder sein. Dieses brüderliche Verhältnis hat seine Vergangenheit und Traditionen. Im März 1848 wurde Ludwig Kossuth, der Führer der damaligen ungarischen Demokratie, von dem Volke Wiens begeistert gefeiert. Die Studenten Wiens, die Totenkopflegion, haben auf dem ungarischen Boden unvergeßliche Kämpfe für die Freiheit Ungarns geführt. Die Oktoberrevolution brach in Wien deshalb aus, weil die damalige Reaktion den Fürsten Windischgrätz entsendete, um die ungarische Demokratie niederzuwerfen. Der Freiheitskampf Wiens und Budapests wurde damals in brüderlicher Solidarität geführt. Der ungarische Freiheitskampf entsendete Hilfstruppen nach Wien, das von der Reaktion bedrängt war. Bei Schwechat haben ungarische Soldaten ihr Blut für die deutschösterreichische Freiheit vergossen. Wir wurden von der Reaktion damals besiegt, und unsere Tragödie bestand darin, daß die Reaktion die beiden Völker im Zeichen des ‚Divide et impera' aufeinander hetzen konnte. Nun bricht das Zeitalter des brüderlichen Bundes der Völker heran: das wahre und wirkliche ‚Viribus unitis'. Wir wollen nunmehr mit vereinten Kräften für die gemeinsamen Ideale der Menschheit arbeiten. Mögen sich auch die deutschösterr-

ginne des 19. Jahrhunderts bezeichnete. Der Name gewann erst allmählich Boden. Mozart schrieb noch „Deutsche". Bei Beethoven und Schubert findet sich schon der Name Walzer. Freilich zu dem, was uns der Walzer jetzt ist, wurde er erst nach dem Jahre 1819, als Lanner in die Oeffentlichkeit trat. Lanner war nämlich nicht bloß ein tüchtiger Musikant, sondern auch ein schöpferischer Musiker, der dem Walzer seine gegenwärtige Form gab und ihn aus den Unfreiheiten des „deutschen Tanzes" zur Selbständigkeit einer völlig neuen choreographischen Form erhob. Wie es dabei zuging und was noch weiter mit dem Walzer geschah, wie er sich ausbreitete und die ganze Welt eroberte, kann man mit viel Nutzen und Interesse in dem neuesten Bande der Urania-Bibliothek nachlesen, der aus der Feder des bekannten Strauß-Biographen Professor Lange stammt und eine Monographie des Wiener Walzers zu geben sucht.

Im heurigen Fasching wollen wir uns mit diesem Ersatz einer historischen Belehrung über das Werden des Wiener Walzers abfinden, im nächsten hoffentlich können wir wieder praktisch ausüben, worüber wir uns dieses Jahr theoretisch unterrichtet haben.

A. Ulreich.

Ungarische Journalisten für Wiener Journalisten.

Gestern ist eine Abordnung des Budapester Journalistenvereines „Otthon" unter Führung des Vizepräsidenten Alexander Nadas zur Durchführung einer Lebensmittelaktion für ihre Wiener Kollegen hier eingetroffen. Zum Empfang der Budapester Journalisten hatten sich im Ostbahnhofe eingefunden: der Vorsitzende der Organisation der Wiener Presse Dr. v. Ludassy mit den Herren des Vorstandes, die Vizepräsidenten Münz und Julius Stern von der „Concordia", der Präsident der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft Hans Puchstein, Ministerialrat Dr. Breisky in Vertretung der Regierung, Polizeirat Kreilisheim in Vertretung des Polizeipräsidenten Schober, kais. Rat Richeu als Preßleiter der Stadt Wien, der Preßleiter des Ernährungsamtes Leopold Rippstein, der Stationsvorstand des Ostbahnhofes Inspektor Krumhaar und sein Stellvertreter Inspektor Ruthner, sowie zahlreiche Kollegen in Vertretung der Wiener Redaktionen.

Dr. v. Ludassy richtete zunächst namens der Wiener Journalistik an die ungarischen Gäste eine Ansprache, in der er die Budapester Kollegen in Wien herzlich willkommen hieß und ihnen für die werktätige Hilfe, für die den Wiener Journalisten zugedachten Liebesgaben, innigsten Dank sagte und sie einlud, während ihres Wiener Aufenthalts Gäste der Organisation der Wiener Presse zu sein.

Vizepräsident Nadas, Chefredakteur des „Pesti Futar", erwiderte: „Meine Damen und Herren! Leider bin ich Ihrer schönen Sprache nicht mächtig, doch das ist jetzt nicht wichtig. Ich bringe den Gruß des Budapester Schriftsteller- und Journalistenklubs „Az Otthon". Wir haben in verschiedenen neutralen und deutschen Blättern gelesen, daß wir Ungarn keine Lebensmittel hergeben wollen, obwohl wir, wenn wir auch nicht viel haben, doch besser versorgt sind. Die reine Wahrheit ist, daß wir besonders jetzt sehr wenig haben. Es ist aber eine böswillige Verleumdung, zu behaupten, daß wir nicht geben wollen! Um also einen Beweis unseres Mitgefühls für unsere Wiener Brüder und Kollegen zu geben, haben wir 14 Tage lang Tag und Nacht gearbeitet, um euch Lebensmittel bringen zu können. Der Präsident der ungarischen Volksrepublik Karolyi ist uns mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele rasch zu Hilfe gekommen; alle Behörden, Ministerien und die Staatsbahnen standen uns zur Verfügung. Wir bringen euch, unseren Brüdern, den Wiener Journalisten, was wir nur geben konnten. Die Mitglieder des „Otthon"-Klubs haben diese Lebensmittel, meine Herren, von ihrem Munde und vom Munde ihrer Familien abgespart, damit eure Familien nicht Not leiden. Saget ihnen, daß wir auf unsere Quote verzichtet und eine Sammlung veranstaltet haben. Wir verlangen dafür gar nichts. Wir wollen euch nur einen Beweis unseres kollegialen Mitempfindens geben! Gott sei mit euch!" — Lebhafter Beifall wurde dem Redner zuteil.

Hierauf begrüßte Ministerialrat Breisky die Budapester Journalisten namens der deutschösterreichischen Regierung und richtete an sie folgende Ansprache: „Der Herr Staatskanzler, der zu seinem lebhaften Bedauern durch die drängende Arbeit der Wahlvorbereitungen verhindert ist, hat mir die ehrenvolle Aufgabe übertragen, Sie, hochgeschätzte Gäste aus der ungarischen Republik, in seinem Namen herzlichst zu begrüßen und willkommen zu heißen. Willkommen in zweifacher Hinsicht: als Vertreter der Presse und als Ungarn! Der Beruf der Presse hat durch die Entwicklung der Gegenwart noch an Bedeutung gewonnen, er ist ja einer der wichtigsten Faktoren der Demokratie, in deren Zeichen wir stehen. Der Besuch von hochangesehenen Vertretern der von ruhmvollen Traditionen getragenen ungarischen Publizistik ist für Deutschösterreich ein kostbares Unterpfand dafür, daß die ungarische Presse an unserer Seite steht, und, was noch im einzelnen für Unterschiede der Meinungen bestehen mögen, ihren Einfluß dafür geltend machen wird, im guten Einvernehmen die bedeutungsvollen politischen und wirtschaftlichen Aufgaben zu erfüllen, die jetzt den berufenen Wortführern des Volkes bei Ihnen und bei uns gestellt sind. Als Ungarn dürfen wir Sie ganz besonders willkommen heißen. Alte Bande der Freundschaft, nicht aufgezwungen, sondern im Volksbewußtsein tief gegründete, verknüpfen uns seit unvordenklichen Zeiten. Momente, die jetzt der Vergangenheit angehören, haben oft verbitternd und verstimmend gewirkt, zu Mißverständnissen und Entfremdung zu führen gedroht. Nun sind wir frei von diesen Hemmungen der Vergangenheit und können uns als freie Nachbarn begrüßen. In freundschaftlichem Nebeneinander werden unsere freien Staaten sich der Wiederaufbauarbeit widmen, und der brüderliche Sinn, der Ihren heutigen Besuch begleitet, für den wir Ihnen vom Herzen dankbar sind, ist ein verheißungsvolles Omen für die Zukunft! Im Namen des Herrn Staatskanzlers heiße ich die Herren nochmals auf das herzlichste willkommen!"

Der Redakteur des „Deutschen Volksblatt" Raimund Partsch, der die ungarischen Kollegen nach Wien begleitet hatte, verlas sodann folgenden Gruß des Präsidenten der ungarischen Volksrepublik Michael Karolyi:

„Mit lebhaftester Freude bin ich Zeuge des freundschaftlichen Verhältnisses der Journalisten der beiden benachbarten großen Hauptstädte und der warmen Sympathien, mit welchen die ungarischen Journalisten, obwohl unsere Verhältnisse keine besonders

Wiener = Stimmen

14./III. 1919

W 44
14

185

Die Sozialisierung und die Dichter und Künstler.

Vorschläge eines deutschen Schriftstellers.

Die Sozialisierung ist unterwegs. Es wird sozialisiert werden, zwar voraussichtlich nicht ganz so, wie es sich der Ueberschwang kommunistischer Utopisten vorstellt, sondern im Rahmen des Möglichen und Gerechten und wirtschaftlich Zweckmäßigen, aber immerhin, es wird! Aber, klagt in der „Voss. Ztg." der Schriftsteller Hans Kyser, bekannt durch seinen mit Erhebungen über die Notlage deutscher Schriftsteller verbundenen Feldzug gegen die Verwaltung der Schiller-Stiftung, es wird nur zugunsten der manuellen Arbeiter „sozialisiert" werden, niemand aber kümmert sich um die wirtschaftliche Notlage der Dichter und Künstler, die häufig noch viel größer ist als die der andern. Er selbst habe, erzählt Kyser, 15 Jahre als Schriftsteller und Dichter „gearbeitet", u. zw. mit Erfolg und zu den üblichen Honoraren. Und dennoch habe er sich in dieser langen Zeit nicht so viel ersparen können, daß er mit seiner Familie bei großer Sparsamkeit auch nur drei Jahre leben könnte. Der Mehrzahl deutscher Schriftsteller und Künstler gehe es noch weniger gut und ihre Lage habe sich während des Krieges verschlechtert. Jahraus, jahrein, klagt Kyser, stehen wir vor derselben über unser Werk und Wirken verhängnisvoll entscheidenden Frage: Wer gibt uns so viel Lohn für unsere Arbeit, daß wir neue Arbeit leisten können? Die Urheber- und Verlagsrechtsgesetze in der jetzigen Form genügen nicht, um dieses wirtschaftliche Problem zu lösen. Was haben die früheren Regierungen, die von kapitalistischen Grundsätzen beherrschte Gesellschaft und schließlich das Volk als Ganzes für ihre Dichter getan? So gut wie nichts. Das private Mäzenatentum unserer Kapitalisten hat sicher manche Verdienste, aber es blieb naturgemäß unkontrollierbar, unorganisiert; von Zeit und gesellschaftlichen Einflüssen, von persönlichen Sympathien und Launen abhängige Verleger, Bühnenvertriebe, Theaterdirektionen, die an der Arbeitsmöglichkeit und Arbeit ihrer Dichter das Interesse des eigenen geschäftlichen Profites hatten, konnten nur Vorschüsse gewähren. Sie trugen also am wenigsten zur Festigung der wirtschaftlichen Existenz ihrer Autoren, die sich bei ihnen verschuldeten, bei und zwangen sie in eine unbequeme, wenn nicht oft schädigende kontraktliche Abhängigkeit. Einige Dichterkreise und private Stiftungen blieben infolge ihrer geringen Mittel und ihrer Bindung an testamentarisch festgelegte Statuten für die Dauer fast wirkungslos. Einzig das Volk als Ganzes hat eine wirklich bedeutende und zweckvolle Leistung aufzuweisen: das 2½ Millionen betragende Vermögen der deutschen Schiller-Stiftung. Die offenbare Not der Dichter, die in keinem Verhältnis zur geleisteten Arbeit steht, ist vorhanden. Sie ist ein öffentliches Geheimnis. Um sie abzustellen, verlieh man Gnadengeschenke, gab mäzenatische Stipendien, errichtete Stiftungen, verteilte Ehrenpreise, bewilligte Vorschüsse. Die Dichter blieben auf eine unwürdige Weise abhängig von Protektion, Gönnerschaft, Sympathie, Geschmack und dem Kapital, das von ihnen lebte. So blieb der soziale Gedanke von dem Wirtschaftsleben der Dichter und Künstler ausgeschlossen.

Wenn man in der kommenden Zeit nicht haben will, daß nur Millionärssöhne dem dichterischen Berufe leben können, oder sich die Dichter dem Kino in die Arme werfen, gibt es nur eine mögliche Lösung: daß auf Grund einer Umänderung der Urhebergesetze und der Schaffung neuer Verlagsrechtsgesetze die „Arbeitnehmer" und „Arbeitgeber", in diesem Falle die Dichter und die Verleger, Vertriebsbureaus, Theaterdirektion oder Gesellschaften sich durch ihren eigenen Arbeitsgewinn auch die Arbeitsmöglichkeiten sichern. Neue Zeit, neue Forderungen, neue Gesetze. Es muß auf gesetzgeberischem Wege eine Staatskasse geschaffen werden, die deutschen Dichtern, soweit sie ihrer bedürftig sind, durch jährliche Stipendien in angemessener Höhe die materielle Möglichkeit der Arbeit gewährleistet. Um dieser Staatskasse Geld zuzuführen, schlägt Kyser erstens vor, daß das Urhebergesetz, dessen § 29 bestimmt, daß der Schutz des Urheberrechtes 30 Jahre nach dem Tode der Verfasser und 10 Jahre nach Veröffentlichung des Werkes erlischt, in der Weise geändert werde, daß die Verleger und Theaterdirektoren unter Wahrung ihres notwendigen eigenen Profites verpflichtet sind, bei Druckwerken 6 Prozent, bei Aufführungen 3 Prozent von

Fremdenblatt
22./III. 1919

Fremden-Blatt

Schriftleitung: I., Schulerstraße Nr. 14, Eingang Grünangergasse Nr. 2. — Haupt-Verwaltung: I., Schulerstraße 14. — Aufnahmsstellen für Bezugsanmeldungen und Inserate: I., Schulerstraße 14 und XV., Neubaugürtel 31. — Inserate übernehmen auch alle bekannten in- und ausländischen Inseratenstellen.

Preis für Wien: Mit Zustellung ins Haus: Jährlich K 84.—; halbjährlich K 42.—; vierteljährlich K 21.—; monatlich K 7.—. Zum Abholen in der Versandstelle: Jährlich K 68.80; halbjährlich K 34.40; vierteljährlich K 17.20; monatlich K 5.80.

Einzelne Nummern: Morgen-Ausgabe 20 h, Montagblatt 12 h, Abend-Ausgabe 6 h.

mit militärischer Beilage

Die Vedette.

Bezugspreise für Oesterreich-Ungarn: Täglich einmalige Postversendung: Jährlich K 84.— halbjährlich K 42.—; vierteljährlich K 21.—; monatlich K 7.—. Täglich zweimalige Postversendung: Jährlich K 91.20; halbjährlich K 45.60; vierteljährlich K 22.80; monatlich K 7.60.
Bezugspreis für das Ausland: Vierteljährlich bei direkter Zusendung unter Kreuzband: Für Deutschland K 24.—, für alle anderen Länder K 26.—. Bei den Postämtern: in Deutschland 17 Mk.; in der Schweiz und Bulgarien 21 Frk. vierteljährlich.
Fernsprech-Nummern: Schriftleitung 289, 6832, Haupt-Verwaltung 3668, Versandstelle 1024, Druckerei 3668.
Das „Fremden-Blatt" erscheint täglich zweimal, Sonntag, Montag und an Feiertagen einmal. „Die Vedette" ist jeder Freitag-Morgen-Ausgabe des „Fremden-Blatt" beigeschlossen.

Nr. 80 — Wien, Samstag den 22. März 1919 — 73. Jahrg.

An unsere Leser!

Das „Fremden-Blatt" erscheint als Tageszeitung heute zum letztenmal.

An seiner Statt wird ein neues großes Tageblatt unter dem Titel

„Der neue Tag"

herausgegeben, welches morgen Sonntag den 23. März 1919 zum erstenmale erscheint und den Abnehmern des „Fremden-Blatt" von diesem Tage ab zugestellt wird.

„Der neue Tag" wird auf wesentlich geänderter moderner demokratischer Grundlage aufgebaut und inhaltlich erweitert, wobei in erster Linie auf die Ausgestaltung des Nachrichtendienstes Rücksicht genommen wird.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Leser des „Fremden-Blatt" auch dem „Neuen Tag" ihre Anhänglichkeit und freundliche Gesinnung erhalten werden.

Der Verlag der „Elbemühl".

Ein letztes Wort.

Ein Stück aus der Geschichte der Wiener Presse erfüllt sich mit dem heutigen Tage, da das „Fremden-Blatt" zum letzten Male erscheint. Im Vormärz aus einem Anzeigeblatt entstanden, das dem Geiste der Zeit entsprechend, frei von jeglicher politischen Note in der besonderen Fürsorge einer wohlweisen und auf die Gedankenwelt aller Untertanen gleichmäßig bedachten Regierung stand, wurde das „Fremden-Blatt" nur unter den weitestgehenden Sicherungen geduldet. Da kam jenes Jahr, das in Europa im Sinne der Machthaber von gestern das tolle, in Amerika im Sinne einer fester begründeten und eingelebten Freiheit das Jahr der Blüten und Knospen genannt wurde, und eröffnete der Betätigung der öffentlichen Meinung neue Entwicklungsmöglichkeiten. Das „Fremden-Blatt" begann alsbald sich zu regen und zu den Ereignissen des Tags im Kampf der politischen Meinungen seine Stimme zu erheben.

Aus diesen Anfängen, die allerdings eine bestimmte Richtung noch nicht erkennen lassen, hat sich das „Fremden-Blatt" im Laufe der Jahre zu einem politischen Organ herausgebildet, das zuerst eigene Wege suchend, aus seiner politischen Tendenz heraus den Weg zur Regierung fand und so der Vertreter der Regierungspolitik in der Oeffentlichkeit wurde. Das „Fremden-Blatt" hat so manche Meinung vertreten, so mancher Regierung gedient, aber trotz des Wechsels der Zeiten, trotz des oft überraschend schnellen Wechsels der Lenker der Staatsgeschicke immer nur einer Idee im Sinne der Kraft und des Ausbaues des österreichischen Staates. In diesem Dienste ist das „Fremden-Blatt" als regierungspolitisches Organ, oft in jenen Zwiespalt zwischen Pressepolitik und Politik der Presse geraten, in dem es aber immer verstanden hat, sich zu behaupten — es sei nur an die Haltung des Blattes in den stürmischen Badeni-Tagen und in der Aera Thun erinnert — aus dem es den endlichen Ausweg jedoch erst zu einer Zeit finden sollte, da der österreichische Staat morsch und brüchig vor dem Zerfall stand. Erst zu Beginn des Jahres 1918 hat das „Fremden-Blatt" sein Verhältnis zur Regierung gelöst. Im Laufe der früheren Jahrzehnte hatte der Wechsel der Regierungen oft einen Wechsel der Programme, einen Wechsel der politischen Taktik mit sich gebracht, den das Regierungsorgan ebenso mitzumachen gezwungen war, wie der Staat als Ganzes, und in seinen Organen, wie die Krone als unverantwortlicher Repräsentant und die Verwaltung als Exekutive des Staatswillens. So hat sich die Oeffentlichkeit daran gewöhnt, im „Fremden-Blatt" als dem publizistischen Vertreter der Regierung auch einen Mitträger der Verantwortung für Handlungen zu sehen, die niemals dem Beauftragten, sondern nur dem Auftraggeber zugerechnet werden können. Denn Staat und Volk haben so manchesmal unter dem Wirken von Männern zu leiden gehabt, denen die schwere Aufgabe übertragen worden war, für die Zukunft zu sorgen, ohne daß sie je imstande gewesen wären, die Gegenwart zu verstehen. Unter diesem Zwiespalt litt die Wertung der Freiheit der publizistischen Meinung des Blattes. Das enge Verhältnis zur Regierung hat es aber andererseits wieder mit sich gebracht, daß die Wertung des Blattes in seiner besonderen Eigenschaft lag, da die Haltung des „Fremden-Blatt" kennzeichnend für die Stellungnahme der Regierung eine besondere politische Bedeutung erlangte.

Durch das Anwachsen der zentrifugalen Kräfte in Oesterreich, durch die immer größer werdende Zerfahrenheit und Ziellosigkeit der Regierungspolitik war die politische Stellung des „Fremden-Blatt" als Regierungsorgan unhaltbar geworden. Die Loslösung von der Regierungspolitik war die natürliche Folge, die Haltung, welche das „Fremden-Blatt" nunmehr einzunehmen hatte, war von vorneherein durch die Richtlinien einer deutschen demokratischen Politik gegeben. Allein die Tradition der Abhängigkeit beeinträchtigte den Ausbau der Unabhängigkeit, der auf so manches Hindernis stieß und nicht Schritt halten konnte mit den sich überstürzenden Ereignissen, welche die Politik in einem Jahre um ein Menschenalter vorwärts brachten.

Die Republik Deutschösterreich hat ein überlastetes Erbe übernommen, das zu verwalten und zu entlasten die vornehmste Aufgabe ist. An der Lösung dieser Aufgabe, an der politischen und wirtschaftlichen Gesundung Deutschösterreichs mitzuarbeiten, die Deutschen an ihre Pflichten zu mahnen und Wortführer zu sein für ihre bedrohten Rechte, durch Worte zu wirken, die gehört werden, mußte das Ziel des „Fremden-Blatt" sein, denn für die Presse bedeutet das Wort die Tat.

Und das Wort ist heute notwendiger und wirksamer denn je. Es gilt nicht nur die Aufklärung nach dem Westen zu tragen, es gilt im eigenen Lande, in der eigenen Stadt, im eigenen Haus gegen Lauheit und Unverständnis anzukämpfen, es gilt die politischen Anschauungen des Einzelnen und großer Gruppen von weitschweifender Uferlosigkeit in das Bett eines geordneten Gedankenganges zurückzuführen, die Politik der Phantasie in die Grenzen des Möglichen, des Durchsetzbaren zu lenken. Der Grund für das gemeinsame Haus aller Deutschen soll gelegt werden, es gilt diesen Grund nicht auf Sand, sondern auf Fels zu bauen, die wirtschaftlichen Voraussetzungen ebenso wie die politischen zu schaffen.

Still senkt sich der Vorhang über einem Akt aus dem Spiel der öffentlichen Meinung, um jene Kräfte zu sammeln, die am Werke sind, die neue Szene zu gestalten.

Dr. Heinrich Bercht.

Auf der dritten Seite der vorliegenden letzten Nummer des „Fremden-Blatt" bringen wir ein Faksimile der ersten und vierten Seite der ersten Nummer des „Fremden-Blatt".

Feuilleton.

Das letzte „Fremden-Blatt".

Das heutige Morgenblatt ist die letzte Nummer des „Fremden-Blatt", die zur Ausgabe gelangt, von nun an wird es nicht mehr erscheinen. Durch nahezu dreiviertel Jahrhunderte hat es als Senior aller Wiener Zeitungen — nur die „Wiener Zeitung" ist älter — auf seinem Platz gestanden, im Wandel der Zeiten und im Sturm der Jahrzehnte, nun soll es vom Schauplatz der Ereignisse verschwinden. Mit tiefer Wehmut und mit schwerem Herzen haben wir Leute vom „Fremden-Blatt" uns mit dieser Tatsache abgefunden — so vieles hat die neue Zeit geändert, was man früher für unmöglich gehalten hätte, so ungeheure Umwälzungen sind erfolgt, daß man füglich auch über Sein oder Nichtsein einer Zeitung zur Tagesordnung übergehen könnte, ohne viel Worte daraus zu machen. Wo Staaten versunken, Reiche gestürzt sind, spielt das Verschwinden eines Blattes wohl kaum eine Rolle . . . Aber für uns, die wir seit Jahrzehnten an dem „Fremden-Blatt" mitarbeiteten, ihm dienten mit unserer ganzen Kraft, mit all unserem Können, liegt die Sache denn doch ein wenig anders, uns greift diese Abschiedsstunde ans Herz und uns sind die Tränen weit näher als das Lachen. Den ganzen Werdegang des Blattes zieht vorbei an unserem geistigen Auge, von der Gründung bis auf den heutigen letzten Tag und wie ein unendliches Bild aus dem Kaleidoskop rollt sich in diesem Augenblicke ab, was in mehr als siebzig Jahren des „Fremden-Blattes" Leid und Freud sich ereignete. Und das merkwürdige Schicksal, das unserem Blatte beschieden war, läßt sich hiebei erkennen: In der Vorzeit der Revolution, anno 1846 geboren, hat es in den Nachmonaten der Revolution anno 1919 sein Leben beschlossen. So eigenartig spielt das Geschick mit Menschen nicht nur, auch mit Zeitungen . . .

Das erste Heim fand des „Fremden-Blatt" im Hause Nr. 7 der Wollzeile. Die Räume waren mehr als bescheiden, nach heutigen Begriffen einfach unmöglich, aber damals war man noch nicht so verwöhnt in punkto Komfort und Bequemlichkeit, einige Schreibtische, ein paar Bücherregale und ein Zeitungsständer und die Redaktion war fertig. Gedruckt wurde das Blatt in seinen Anfängen bei Stöckholzer von Hirschfeld, später bei Gerold in der Postgasse, dann bei Dorfmeister im Hause Ecke Riemergasse und Jacobergäßchen und es war ein recht erschwertes Arbeiten, wenn die Laufburschen der Druckerei jedes Stück Manuskript aus der Wollzeile holen mußten. Im Jahre 1857 übersiedelte der Herausgeber und Eigentümer des Blattes Gustav Freiherr v. Heine mit seiner Redaktion in den Zweithof, in dem bereits die Administration untergebracht war. Nebenan, gleichsam als ein Anhängsel der Verwaltung, wurden der Redaktion einige Stuben eingeräumt, düstere, niedere Räume mit vergitterten Fenstern, die in den Hof führten. Hier hauste nun die Redaktion des „Fremden-Blatt" weitere fünf Jahre, bis Baron Heine das Haus Nr. 17 in der Wollzeile ankaufte und mit seinen Redakteuren dorthin übersiedelte. Zugleich wurde auch eine eigene Druckerei errichtet, die im Parterre untergebracht war, und damit hatte unser Blatt nun für Jahrzehnte ein Heim mitten im damaligen Zeitungsviertel Wiens gefunden. Das eigene Haus, die eigene Druckerei — das waren nun freilich gewaltige Fortschritte in der Entwicklung und Ausgestaltung des Blattes. Ein Zeitungspalast war allerdings auch das Haus Nr. 17 nicht — die dunkle gewölbte Einfahrt mutete wie das Zugbrückentor einer alten Ritterburg an und die schmale steinerne Wendeltstiege mit dem abgerissenen Eisengeländer und den ausgetretenen Stufen könnte heute selbst weit draußen in der Vorstadt nicht mehr bestehen. Aber für die Leute vom „Fremden-Blatt" war's immerhin ein Schritt nach vorwärts, fünf oder sechs Zimmer standen zur Verfügung, die Setzerei war im ersten Stock untergebracht, alles war schön bequem beisammen — kein Blatt in Wien hatte bessere Einrichtungen. Das Zeitungswesen in Wien stak damals noch in den Kinderschuhen, allein schon merkte man einen starken Zug zur Reform. Eine neue Zeit regte verheißungsvoll ihre Schwingen und so sahen sich auch die Zeitungsherausgeber vor die Notwendigkeit gestellt, den „geneigten Neubegierigen" (wie der „Posttägliche Merkur" von Wien seinerzeit die geehrte Leserwelt nannte), etwas mehr zu bieten, als was ihnen bis dahin von den „in Europa und anderwärts" vorangegangenen Novellen mit „kuriosen Resainoments und politischen Reflexionen untermengt" zur „beliebigen Vergnügung" gereicht wurde. Das „Fremden-Blatt" hatte schon längst seinen langatmigen Titel „Fremden-Blatt der k. u. k. Reichs- und Hauptstadt Wien" aufgegeben und sich kurzweg „Fremden-Blatt" genannt und auch Gustav Heine, der seine Herausgeberschaft anfangs mit dem Pseudonym „G. Norden" signierte, sah sich bald veranlaßt, das Pseudonym fallen zu lassen und das Blatt mit seinem wirklichen Namen zu zeichnen.

Nahezu ein halbes Jahrhundert blieb das „Fremden-Blatt" im Hause Nr. 17 der Wollzeile und im Verlaufe dieser langen Zeit hat nicht nur das Blatt, sondern auch das Haus, in dem es untergebracht war, eine immer weitergreifende Ausgestaltung erfahren. Was waren das doch für idyllische Zeiten in den siebziger und Anfang der achtziger Jahre! In jenen gesegneten Tagen gab es weder ein Nah- noch ein Ferntelephon, Depeschen liefen nur sehr spärlich ein, Lokalkorrespondenzen waren eine unbekannte Einrich-

1./IV. 1919 193

Von Universitätsprofessor Dr. Josef Biederlack, Innsbruck.

Unter Berücksichtigung auch mancher Einzelbestrebungen und Forderungen, welche in der jüngsten Zeit zutage getreten sind, wird auf die Frage, inwiefern die Vergesellschaftung der Produktionsmittel mit dem Naturrecht und dem positiven göttlichen Gesetz vereinbar sind, zu antworten sein*):

1. Sollte unter der Sozialisierung von Betrieben — gemeint sind dabei vorzüglich industrielle Betriebe, Förderung von Bergbau-Produkten wie Kohle usw. — etwa

*) Vergl. „Reichspost" vom 30. März.

für jene Bedürfnisse da, deren letztes Ziel in ihm noch erreicht ist, während der Staat doch nur das Diesseitsdasein der Untertanen im Auge hat. Aber da der Staat eine naturnotwendige Gesellschaft ist, legt der Schöpfer allen Untertanen die Pflicht auf, von ihren Rechten alle jene zu opfern, deren Verzicht das wirkliche Staatswohl verlangt, und darum kann der Staat auch einen teilweisen Verzicht auf die Selbstverwaltung ihres Eigentums verlangen. Wenn dann der Staat die Angestellten und Arbeiter der einzelnen Betriebe zur Teilnahme an der Beaufsichtigung derselben beruft, dann ist es auch seine Aufgabe, dafür Sorge zu tragen, daß diese innerhalb der vom Gemeinwohl gesetzten Grenzen stattfindet.

stellten und Arbeiter beteiligen. [illegible] tuende Folge haben, daß die Arbeiter und Angestellten am guten Fortgang des Unternehmens ein größeres Interesse haben.

3. Daß dem Staate das Recht zusteht, aus Gründen des öffentlichen Wohles auch Enteignungen von bisherigem Privateigentum vorzunehmen, ist allgemeine Lehre des christlichen Staatsrechtes und der Moral. Das gilt vom beweglichen- wie vom unbeweglichen Eigentum, von Grund und Boden sowie den in ihm verborgenen Schätzen nicht minder als von den auf dem unbeweglichen Eigentum errichteten Betrieben. Doch sind, damit diese Enteignung gestattet sei, mehrere

Franz Ferdinands Lebensroman.

Der Titel dieses neuen Buches*) enthält schon einen Widerspruch: es nennt sich einen Lebensroman und ein Dokument unserer Zeit; der Roman darf Dichtung und Wahrheit vereinen, Dokumente der Zeit sind an Tatsachen gebunden und vertragen keine Lücken. Die natürliche Folge dieses Widerspruches, der sich auch im Texte fortsetzt, ist ein Kompromiß, das weder den Erzherzog, noch seinen Zusammenhang mit der vaterländischen Geschichte in dem Maße schildert, wie es dem großen Interesse der Freunde und Gegner für die Person, Eigenart und Tätigkeit dieses zielbewußten, energischen Mannes entsprechen würde. Und das ist schade, denn aus manchem Saulus wurde ein Paulus! Der Verfasser bleibt ungenannt; erschwert die Beurteilung, was er aus eigenem Wissen erzählt und was er nur vom Hörensagen kennt. Er sei Professor und Lehrer des Erzherzogs gewesen: der Text deutet zart auf die Staatswissenschaften hin.

Franz Ferdinand war vom Schicksal manches Gute beschieden, aber starkes Licht wirft tiefe Schatten. Er hatte das Glück, bis zu seinem Mannesalter nicht als Anwärter auf die Krone zu gelten; Schule und Erziehung ad usum delphini, die so manchem jungen Kronprinzen zu dauernd falschen Ansichten über die Menschen, ihr Tun und Lassen verhalf, blieb ihm erspart, der Verkehr von Mensch zum Menschen in den aufnahmsfähigsten Jünglingsjahren ermöglicht. Er wäre der erste habsburgsche Kaiser geworden, der aus persönlicher Anschauung beurteilen konnte, wie groß und mannigfaltig die Welt ist, wie sie auswärts von Hauptstädten, Jagdgebieten und Sommersitzen beschaffen ist, und was die Monarchie in diesem Sinne für ihr Leben, ihr Gedeihen brauchte. Die Tragödie von Mayerling, die ihn aus der Reihe der andern Prinzen erhob, hatte soviel Schmerzliches für den Träger der Krone, daß Franz Ferdinand lange abseits stehen mußte und die Stellung, die sonst dem Thronfolger zukommt, nie in vollem Maße bekleiden konnte — ein Zwang, unter dem er litt und den er mit großem Takte trug, was ihm aber den Vorwurf der Unnahbarkeit schuf. Talleyrands Lehrsatz, die Sprache sei da, um die Gedanken zu verbergen, war ihm trotzdem fremd. Er führte auch mit der Stiefmutter, mit der ihn tiefe Anhänglichkeit verband — ein glückliches Familienleben im Elternhaus und er wollte und konnte es in der Ehe fortsetzen; da er aber seine Frau absichtlich nicht aus dem engen Kreise wählte, der sich seit Jahrhunderten untereinander zu verschwägern pflegte, belud er seine ohnehin wie ganz klare Stellung mit neuen Schwierigkeiten. Als ganzer Mann verlangte er Achtung für seine Frau, aber jede Prinzessin von Geblüt war über seine Wahl gekränkt, jede Gräfin verstimmt, daß nicht ihr das große Los zugefallen war. Seinem Schaffensdrang wurde endlich eine militärische Stellung geboten, die nicht genügend präzis umschrieben war; er griff mit seinem eisernen Willen zu — und stieß überall an. Die alte Militärkanzlei nahm die neue als Eindringling, den militärischen Ministern war die Unterstützung des Erzherzogs ganz angenehm, wenn sie sie brauchten, aber sein lebhaftes Interesse für die Wehrmacht lehnten sie ab. In den letzten Lebensjahren wurde er oft vom Kaiser in wichtigen Sachen befragt, auf seinen Rat wurden bestimmte Männer zu hohen Aemtern berufen — saßen sie dann im kuruli schen Stuhle, so wählten sie, vor das „hie Colonna, hie Orsini" gestellt, immer so, daß ihnen dieser Stuhl erhalten bleibe. Das zunehmende Alter änderte keineswegs den unermüdlichen Arbeitseifer des greisen Kaisers, aber seine physische Konstitution verlangte Schonung; die engere Umgebung trug Sorge dafür, daß er nicht überbürdet werde, die Audienzen und die Vorlagen der Zentralstellen wurden immer mehr eingeschränkt — Franz Ferdinand sorgte seinerseits mit großer Offenheit dafür, daß die Orientierung der Krone nicht einseitig oder unzureichend sei, er fand dabei den größten Widerstand so mancher alten und jungen Exzellenz, denen der spärliche Kontakt mit Schönbrunn lieber war, als das impulsive Wesen des Belvedere.

Diesem Licht und Schatten stelle man die Wünsche und den festen Willen des Erzherzogs entgegen, der einem starken, zufriedenen Reich einst ein starker, kunst- und friedensliebender Herrscher sein wollte, dem die Föderalisierung das geeignete Mittel schien, den deutschen Kulturträgern die ihnen zukommende Stellung zu schaffen, den Terror der ungarischen Adelsoligarchie zu brechen und im bedrohten Süden einen zufriedenen Südslavenstaat zu bilden — dann wird man die richtigen Schlüsse über seine Person und sein Wirken ziehen können, besser, wie aus einem Mosaik, das bei näherer Betrachtung doch nur immer einzelne Steinchen und deren Farben erkennen läßt.

Ein Mosaik ist aber das neue Buch. In Ermanglung einer ernsten, logisch und historisch aufgebauten Biographie Franz Ferdinands bietet es, allerdings besonders Jenen, die den Ermordeten nur vom Sehen und Hören kannten, Stoff, der fesseln mag. Wer aber den Erzherzog näher kannte, dem bleibt zu den Ausführungen des Verfassers manches zu sagen.

Das Buch beginnt mit der Berufung des Professors durch Propst Marschall zum 26jährigen Erzherzog. — Datums werden erst ab April 1914 gegeben, was die schon berührte Empfindung, vieles stamme vom Hörensagen, vertieft. Der Propst erzählt viel Gutes vom Schüler, dessen Natur der Ton in der Umgebung des Kronprinzen Rudolf widerstrebte; er sei religiös, ernst, aber schwer von vorgefaßten Meinungen abzubringen; was er wolle, führe er durch. Der Prinz begrüßt den neuen Lehrer sehr sympathisch: er habe sich immer solche Berater gewünscht, die zu seiner Generation gehören, es sei für denkende Schüler schwierig, sich mit alten Lehrern zu verständigen. Der Unterricht stößt auf Hindernisse, denn der Erzherzog garnisoniert nicht in Wien und sein Bruder Otto, der teilnehmen soll, will nicht recht. Die Sammlerneigung des Erzherzogs wird nur kurz berührt; schade, sie war ein Wesensmerkmal und erinnerte an kunstliebende Habsburger früherer Zeiten.

Bei einer Soiré in Prag fällt dem Professor die Komtesse Chotek auf, „deren Augen die des Erzherzogs immer wieder suchten" — er ist ein ahnungsvoller Engel. Dann wird Franz Ferdinand Regimentskommandant in Oedenburg und beklagt sich beim Professor über einen Empfang beim Kaiser, was ebenso zweifelhaft scheint, wie die Verwunderung des Prinzen zu des Professors Bemerkung, daß in Ungarn nach anderen Grundsätzen regiert werde als in Oesterreich; denn er hatte immer große Ehrfurcht vor dem Kaiser und dürfte auch schon vor der Belehrung durch den Professor gemerkt haben, wie herüben die Deutschen geschwächt, drüben die Ungarn gestärkt werden. Gespräche über Tagespolitik lehnt er dankend ab.

Der Erzherzog will eine Weltreise machen, der Kaiser ist dagegen, die Kaiserin stimmt ihn aber um; der Professor lernt beim Erzherzog den Grafen Taaffe kennen und ist sehr schlecht auf ihn zu sprechen, dann erhält er den Besuch der Soubrette Mila „Kugler", für die sich der Prinz interessiert und die durchaus an der Weltreise teilnehmen will. Franz Ferdinand verabschiedete sich von der Kaiserin, über die er sympathisch spricht und die ihm abrät, eine bayrische Prinzessin zu heiraten.

*) Franz Ferdinands Lebensroman. Ein Dokument unserer Zeit. Den Tagebüchern eines seiner Lehrer und vertrauter Berater nacherzählt. Mit Geleitwort von K. H. Strobl. Stuttgart, R. Lutz. (XXXVII u. 284 S.).

Enquete über die Preßgesetzreform.

Nach der im Abendblatte mitgeteilten Ansprache des Staatssekretärs Dr. Bratusch nahm der Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" Dr. Wengraf das Wort und verwies auf den von der vorläufigen Pressekammer unterbreiteten Entwurf eines Preßgesetzes. Als erste Voraussetzung für die Preßfreiheit seien darin Bestimmungen enthalten, die die Presse und alle mit ihr zusammenhängenden Berufe und Gewerbe vor dem Zugriffe administrativer Willkür schützen sollen.

Bösbauer (Vereinigung der deutschösterreichischen Tageszeitungen) erklärt, daß die Zeitungsherausgeber eine Reform des Preßgesetzes von ganzem Herzen begrüßen, aber nicht in der Lage sind, dem Entwurfe beizupflichten. Die Vereinigung der Tageszeitungen behalte sich vor, einen Entwurf über die Preßgesetzreform zu unterbreiten.

Partsch (Klub der Wiener Presse) tritt dem Entwurfe vollinhaltlich bei und spricht den Wunsch nach dem Ausbau des Journalistenrechtes und nach Schaffung von Journalistenkammern aus.

Dr. Steinkraus (Zentralverein der Zeitungsunternehmungen) begrüßt die Reform des Preßgesetzes, kann jedoch dem Entwurfe, namentlich mit Rücksicht auf die Bestimmungen der Paragraphen 16 und 18 über die rechtliche Stellung der Zeitungsredakteure, nicht zustimmen und behält sich vor, namens seines Vereines dem Staatsamte einen Preßgesetzentwurf zu unterbreiten.

Dr. Reitzer (Vertreter der Kolportagebetreibenden) bezeichnet den Preßgesetzentwurf der vorläufigen Pressekammer als erlösende Tat, namentlich mit Rücksicht auf die Beseitigung des Kolportageverbotes und die für den Buchhandelsgehilfen geschaffene Möglichkeit, ohne Konzession selbständig zu werden.

Zappler (Organisation der Wiener Presse) stellt gegenüber Bösbauer und Dr. Steinkraus fest, daß der vorgelegte Entwurf in den gemeinsamen Sitzungen zwischen den Organisationen der Journalisten und Herausgeber durchberaten wurde. Nach Abschluß der seinerzeitigen Beratungen haben die Vertreter der Herausgeber erklärt, den Entwurf abzulehnen, und einen neuen Entwurf zugesagt. Obwohl seither Wochen vergangen sind, ist das nicht geschehen. Er bittet daher, über den vorliegenden Entwurf zu beraten; auf Grund des Ergebnisses der Enquete werde das Staatsamt der Nationalversammlung ein Preßgesetz unterbreiten können.

Dr. Ofner (Advokatenkammer Wien) spricht sich dagegen aus, die Beratungen bis zur Vorlage eines Entwurfes der Herausgeber zu vertagen, ebenso dagegen, ein Spezialgesetz über Journalistenrecht zu schaffen, da die Gefahr besteht, daß nach Abschluß einer Preßreform ein solches Gesetz nicht zustande kommen wird.

Puchstein (Deutschösterreichische Schriftstellergenossenschaft) ist entschieden dagegen, daß eine Verschleppung der Beratungen Platz greife und bittet, da kein Gegenentwurf der Herausgeberorganisation vorliege, den von der Pressekammer ausgearbeiteten Entwurf zur Grundlage der Beratungen zu nehmen.

Bösbauer stellt fest, daß er durch seine Erklärung weder für eine Vertagung noch für eine Verschleppung der Beratungen eintreten wollte. Seine Intention sei nur, dem Staatsamte für Justiz einen eigenen Entwurf seiner Organisation vorzulegen, ehe das Staatsamt auf Grund des Entwurfes der Pressekammer und der Beratungen der Enquete der Nationalversammlung einen Preßgesetzentwurf unterbreitet.

Pachauer (Gremium der Buch-, Kunst- und Musikalienhändler) spricht sich gegenüber Doktor Reitzer für die Beibehaltung des Konzessionszwanges aus.

Dr. Stein (Verband der Buch-, Kunst- und Musikalienverleger) nimmt für die Erzeugnisse seiner Gruppe die Preßfreiheit in Anspruch, verlangt jedoch für den Detailbuchhandel gewisse Schutzbestimmungen und eine spezielle Regelung des Verlags- und Buchhändlerrechtes, da man Bücher, Musikalien und dergleichen nicht ebenso behandeln könne wie Zeitungen.

Holzhausen (Gremium der Buchdrucker) erklärt sich prinzipiell für die weitestgehende Preßfreiheit und will auch nicht an dem Konzessionszwange als einem Schutzmittel für das Buchdruckergewerbe festhalten.

Austerlitz („Arbeiterzeitung") stellt sich auf den Standpunkt, daß die Presse heute nicht mehr ein geistiges Kampfmittel, sondern ein kapitalistisches Machtmittel sei, weshalb sich die Revolutionen gegen die Presse und gegen die sogenannte Preßfreiheit gerichtet hätten. Die Demokratie könne sich nicht damit begnügen, die politischen Privilegien zu zertrümmern und dabei die Macht der kapitalistischen Presse zu übersehen, sie habe die Pflicht, die Zeitungen zu einem wirklichen Instrument des geistigen Ringens zu machen. Die schmalen bürgerlichen Schichten sind im Besitze fast aller Zeitungen, denen es zuzuschreiben ist, daß die wirtschaftliche Emanzipation aufgehalten wird. Das Schlagwort „Preßfreiheit" erschöpfe demnach das Problem der Zeitung nicht, und die Demokratie kann sich nicht davon abhalten lassen, das Ziel der wirtschaftlichen Gleichheit energisch zu verfolgen. Die Lösung könne natürlich nicht in der einfachen Einstellung bürgerlicher Zeitungen bestehen, wenn dieses Mittel auch in besonderen Fällen berechtigt wäre. Es müßte aber möglich gemacht werden, die Bevölkerung selbst zum Schutze gegen das Eingreifen des Kapitalismus durch die Presse zu erziehen. Es muß ferner eine solche Organisation des Zeitungswesens Platz greifen, die die Bevölkerung über den kapitalistischen Charakter einer Zeitung aufklärt. Jede Zeitung soll zu offener Rechnungslegung verpflichtet werden und ihre Einnahmen bekanntgeben. Es müssen ferner die Strohmänner des Kapitalismus aus der Presse beseitigt werden. Ein wirksames Mittel zur Erreichung des vorerwähnten Zweckes ist die Beschränkung des Umfanges aller Zeitungen auf das gleiche Maß, denn Papier ist öffentliches Gut, das nicht vergeudet werden darf, und keine kapitalistische Zeitung darf ein Vorrecht vor der andern haben. Das Ideal wäre das Verbot aller Inserate, wenn auch dieses Problem heute noch nicht reif ist. Neben den nützlichen Inseraten gibt es eben Bestechungsinserate, die nichts als ein kapitalistisches Mittel darstellen, um sich die Zeitungen zu Hörigen zu machen. Durch ein Gesetz müßte jedenfalls bestimmt werden, daß Anzeigen nur in einem äußerlich dafür bestimmten Raum des Blattes erscheinen dürfen. Ein weiteres Mittel zur Loslösung der Presse vom Kapital ist die Wahl der Chefredakteure mit zeitlich befristeter Funktion durch die Redakteure, die so Einfluß auf die Führung des Blattes erhielten.

Was die Kolportage anlangt, so habe sie die Wirkung, den Geist der Zeitungen gellend und schreiend zu machen, sie zu Ausrufzeitungen zu gestalten. Man müßte deshalb ebenso wie die Entblößung des Körpers auch die Entblößung des Geistes verbieten. Ein Gesetz, das die Presse von dem Drucke des Staates befreie, genüge somit nicht, das Problem liege vielmehr darin, die Presse in die Sozialisierung der Welt organisch einzufügen.

Philipp („Oesterr. Illustr. Zeitung") hält es nicht für nötig, in dem Preßgesetze ins Detail einzugehen und die Bevölkerung vor jeder falschen Auffassung über einzelne Zeitungen zu bewahren. Das werde ohnehin von der sozialdemokratischen Presse genügend besorgt. Ebenso müsse er sich gegen eine Beschränkung der Kolportagefreiheit aussprechen. Schließlich erklärte er die Bestimmung des § 1, wonach ein Schutz gegen Angriffe der Zeitungen nur in Berichtigungen, beziehungsweise im Ehrenbeleidigungsverfahren möglich sein soll, als unzureichend.

Dr. Ofner (Rechtsanwaltkammer) erklärt, der vorliegende Entwurf sei allzusehr vom Geiste des Manchestertums beherrscht. Heute, wo man sich gegen die Autokratie der Fürsten und des Kapitals wendet, gehe es nicht an, durch eine Autokratie der Presse Staat und Gesellschaft in die Hände der Presse zu geben. Es ist in einem Rechtsstaate nicht denkbar, daß die Freiheit der Presse gewissermaßen bis zur Freiheit von den Gesetzen gehen soll.

Dr. Wengraf stellt gegenüber dem Abgeordneten Austerlitz den Standpunkt der bürgerlichen Journalisten fest. Die Rede des Experten Austerlitz sei im Wesen nur ein Plädoyer für die Etablierung der sozialistischen Parteiherrschaft auf dem Gebiete der Presse gewesen. Auch die bürgerlichen Journalisten sind der Meinung, daß die Presse als ein organischer Bestandteil sich in die allgemeine Kulturentwicklung einfügen müsse. Indem sie aber auf dem Standpunkte der überkommenen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung stehen, verfechten sie nicht das Interesse einer Klasse oder eines Standes, sondern das Interesse der Volksgesamtheit. Die Sozialdemokratie mit ihrer geistigen Unduldsamkeit gegen alles, was gegen ihr Programm ist, ist nach den Worten von Marx auf den Standpunkt angelangt: Es hat eine Geschichte gegeben, es gibt keine mehr. Der Absolutismus von oben, den die bürgerlichen Journalisten mit derselben Ueberzeugungskraft bekämpft haben wie die Sozialdemokraten, soll nun zum Danke dafür, daß die Vertreter der bürgerlichen Demokratie mitgeholfen haben, die Fesseln für die sozialistische Presse und die sozialistische Bewegung zu lösen, durch einen Absolutismus von unten ersetzt werden. Die Meinung des Abgeordneten Austerlitz ist, daß nur die sozialistische Presse eine Existenzberechtigung hat.

Die Worte des Abgeordneten Austerlitz und seine Vorschläge über die Sozialisierung des Inseratenwesens und der Papierzuteilung laufen auf eine Rationierung der Presse hinaus. Wer soll darüber entscheiden, ob eine Presse, ob eine Zeitung den Bedürfnissen entspricht? Die bürgerliche Journalistik ist der Meinung, daß über die Berechtigung einer Zeitung, über ihre Quantität und Qualität nur die Konsumenten zu entscheiden haben. Wenn es ein unantastbares Recht des Staatsbürgers ist, seinen Abgeordneten zu wählen, so ist es auch sein Recht, seine Zeitung zu wählen. Der Redner spreche nicht als Vertreter irgendwelcher kapitalistischen Interessen, sondern als Vertreter von zweihundert Journalisten, die ebenso Arbeiter sind wie diejenigen, in deren Namen Abgeordneter Austerlitz spricht. Diese arbeitenden Journalisten fühlen sich in ihrer materiellen Existenz durch die Art gefährdet, in der tagtäglich die sozialdemokratische Presse sie einzuschüchtern sucht, sie appellieren an den Schutz der Staatsgewalt, welcher verpflichtet ist, für die Aufrechterhaltung der bestehenden Wirtschaftsordnung, für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu sorgen und jedem Arbeiter sein Brot zu sichern. Abgeordneter Austerlitz möge bedenken, daß, wenn ein Niedergang seiner Partei kommen sollte, die Grundsätze, die er heute von seinem Standpunkte proklamiert hat, zu einer gefährlichen Waffe gegen diejenigen werden könnte, in deren Namen er gesprochen hat.

Puchstein sieht in den Vorschlägen des Abgeordneten Austerlitz manches, was auch die Journalisten andrer Richtung begrüßen können. Die Presse soll der unverfälschte Ausdruck der öffentlichen Meinung sein. Deshalb die vollständige Freiheit der Presse nach außen wie nach innen, Freiheit vor allem vor jeder staatlichen Bevormundung, Freiheit aber auch vor dem Terror der Parteien, vor allem der großen Parteien.

Pöschl (Grazer „Concordia"), stellt gegenüber dem Abgeordneten Austerlitz fest, daß in der Provinz, namentlich in Graz, die Sozialisierung des Inseratenwesens der Besserstellung der Journalisten nicht förderlich wäre.

Zappler bezeichnet die Stärkung des Einflusses der Redakteure als ein sehr wirksames Mittel, um den geistigen Einfluß des Kapitals auf die Zeitungen zurückzudrängen.

Dr. Müller (Verein der österreichischen Buchhändler) tritt angesichts der bedrängten Lage des Buchhandels dafür ein, daß für den Sortimentsbuchhandel die Konzessionspflicht aufrechterhalten werde.

Partsch tritt für die rascheste Durchführung eines Journalistenrechtes ein.

Ueber Aufforderung des Staatssekretärs Doktor Bratusch äußerten sich nun die Experten über die Frage der Aufhebung der Konzession, worauf der Staatssekretär das Ergebnis der Debatte dahin zusammenfaßte, daß die Mehrzahl der Experten sich für die Aufhebung des Konzessionszwanges aussprach und von einzelnen Seiten angeregt wurde, das Inkrafttreten dieser Maßnahme erst in einem späteren Zeitpunkte vorzusehen.

Eine lebhafte Debatte entwickelte sich sodann über die Freigabe der Kolportage.

Josef Wlczek (Verband der Zeitungsarbeiter) wünscht die Schaffung von Maßnahmen, die verhindern sollen, daß die Kolportage in ungesunde und falsche Bahnen gerate. Es müsse in erster Linie das Zuströmen von ungeeigneten Elementen hintangehalten werden.

Stejskal (Obmann des Klubs der Zeitungssetzer) erklärt, die freie Kolportage werde eine Umgestaltung der Zeitungsproduktion im modernen und praktischen Sinne zur Folge haben.

Abg. Austerlitz wendet sich gegen den Kolportagegeist in der Zeitung. Man geht an dem praktischen Problem vorbei, wenn man das Uebel auf der Gasse sucht. Es liegt in den Redaktionen. Etwas muß geschehen, um die Presse vor Verpöbelung und Verungeistigung zu bewahren. In scharfen Worten wendet sich der Redner gegen die vielfach beliebten, marktschreierischen Ueberschriften und das Ausrufen von Nachrichten.

An der Debatte beteiligen sich noch Dr. Wengraf, Philipp, Dr. Stein und Stephan

wortung trage, Tür und Tor geöffnet werden.

Wieser (Verband der Buchdrucker) pflichtet vom Standpunkt der Arbeiter dem Wunsche Philipps bei.

Dr. Wisloschill (Reichsverband der Buchdruckereibesitzer) spricht sich gleichfalls dagegen aus, daß der Drucker für den Inhalt einer Druckschrift verantwortlich gemacht werde.

Buchstein spricht sein Erstaunen darüber aus, daß die Drucker, die eine Verantwortung erst in letzter Linie treffen soll, dies vollständig ablehnen wollen. Die Redakteure selbst haben durch den Entwurf ihre Verantwortlichkeit wesentlich erweitert, und zwar im Interesse der Reinhaltung des Standes. Die Verantwortlichkeit des Druckers richte sich in erster Linie gegen jene Winkeldruckereien, die auf politischem, namentlich aber auf dem Gebiete der pornographischen Literatur so viel Schaden gestiftet haben.

Dr. Ofner bittet, besondere Bestimmungen zum Schutze des Buches in das Preßgesetz aufzunehmen. Die Verantwortlichkeit des Eigentümers einer Zeitung, beziehungsweise der Unternehmung, komme in dem Entwurf nicht klar genug zum Ausdruck. Der Zeitungsunternehmer sollte in erster Linie für den Inhalt der Zeitung verantwortlich sein. Dadurch würde die Stellung der ganzen Redaktion wesentlich gestärkt werden.

Dr. Wengraf bemerkt, die Redakteure stehen auf dem Standpunkt, daß derjenige verantwortlich ist, der schreibt. Sie müssen sich dagegen verwahren, daß man die Last der Verantwortung auf den Unternehmer abwälzt. Der Eigentümer hat keinen Einfluß auf die Zeitung auszuüben und hat daher auch keine Verantwortung zu tragen. Ein Journalist soll sich nicht aus falschen sozialen Gründen hinter die Verantwortung des Kapitals verkriechen.

Partsch appelliert an die Drucker, sich einer sittlichen Pflicht nicht zu entziehen und eine Verantwortlichkeit in dem vorgeschlagenen Umfang zu übernehmen. Der Drucker, der einen Auftrag übernimmt, weiß auch, was und von wem er etwas zum Drucke übernimmt. Man müsse sich gegen solche Elemente schützen, die im Einverständnis mit ihrem Auftraggeber eine strafbare Handlung begehen.

Dr. Ofner betont, daß eine persönliche Verantwortlichkeit in einem Umfange, wie sie Dr. Wengraf wünscht, für den Juristen nicht akzeptabel sei. Der Eigentümer, der Herr der Zeitung ist, darf die Verantwortlichkeit nicht in einer solchen Art abwälzen.

Zappler bezeichnet das von Dr. Wengraf aufgestellte Prinzip als dem Idealzustand entsprechend, der unter den heutigen Verhältnissen nicht bestehe. Die Einflußnahme der Redaktion auf den Betrieb eines Blattes sei heute nicht so groß, daß der Redakteur allein die Verantwortung übernehmen könnte.

Müller (Handelskammer Wien) weist vom Standpunkt des Eigentümers einer Zeitung eine Verantwortung in einem Umfange, wie sie Dr. Ofner verlangte, zurück.

In der Debatte über die Bestimmungen betreffend die Berichtigung wendet sich Dr. Wengraf dagegen, daß die Aufnahme einer Berichtigung durch Einstellung einer Zeitung erzwungen werden soll. Die Verhängung einer stets steigenden Geldstrafe bei fortgesetzter Weigerung sei ein genügend starkes Zwangsmittel.

Dr. Ofner betont dem gegenüber, daß die Einstellung des Blattes in einem solchen Falle ein ganz entsprechendes Zwangsmittel sei, namentlich dann, wenn es sich um den Schutz der persönlichen Ehre handelt, in welchem Falle kein Zwangsmittel zu stark sei.

Buchstein verweist darauf, daß auch in der Pressekammer ein Teil der Mitglieder der Ansicht Dr. Ofners zuneigte.

Mandl bittet, daß den Berichterstattern ausländischer Zeitungen im neuen Freistaate, insbesondere in Wien, dieselbe Bewegungsfreiheit gegeben werde, der sie sich in früherer Zeit erfreuen konnten, zumal da in Zukunft Wien der Brennpunkt der Berichterstattung über mitteleuropäische Fragen sein wird.

Zappler bittet den Staatssekretär, folgende Wünsche der Journalisten der Nationalversammlung bei Vorlage des Entwurfes zu übermitteln: Gesetzliche Festlegung der Aufhebung der Anonymität der Artikelschreiber, Einschaltung einer Bestimmung über die Altersversorgung der Journalisten mit rückwirkender Kraft; der Frage der Vertrustung der Presse wäre besonderes Augenmerk zuzuwenden.

Vorsitzender Staatssekretär Dr. Bratusch faßt zum Schluß die Beratungen in einem Resümee zusammen und betont, daß die offene Aussprache der beteiligten Interessentenkreise Klarheit in manche bisher zweifelhafte Fragen gebracht habe. Die vorgebrachten Wünsche und Anregungen bilden wertvolles und wichtiges Material für die neue Preßgesetzgebung. Der Zweck, der mit der Enquete angestrebt wurde, könne als vollkommen erreicht bezeichnet werden.

Dr. Wengraf dankt unter lebhaftem Beifall der Versammlung dem Vorsitzenden für die umsichtige Leitung der Beratungen und die in dem Resümee zutage getretene objektive Würdigung der Verhandlungen, worauf die Enquete geschlossen wurde.

Die Zeit

19/IV.

Preßgesetzenquete.

Die Verhandlungen der Preßgesetzenquete wurden gestern fortgesetzt und zu Ende geführt. Es gelangte zunächst § 18 des Entwurfes betreffend den Schutz des Redakteurs bei Wechsel des Eigentums oder der politischen Richtung einer Zeitung zur Diskussion. Dem Entwurfe wurde nach kurzer Debatte zugestimmt.

In der Debatte über die eigentlich presserechtlichen Bestimmungen stellt Vorsitzender Staatssekretär Dr. Bratusch die Fragen der polizeilichen Beschlagnahme und des objektiven Verfahrens zur Diskussion. Insbesondere ergebe sich die Frage, ob auf die polizeiliche Beschlagnahme gänzlich verzichtet werden kann, ob nicht vielmehr die vorläufige polizeiliche Beschlagnahme in Fällen besonders dringender Gefahr und das objektive Verfahren dann zuzulassen seien, wenn der Urheber nicht verantwortlich gemacht oder aus strafprozessualen Gründen nicht verfolgt werden kann.

Dr. Ofner stellt fest, daß bei der weitestgehenden Preßfreiheit die sofortige polizeiliche Beschlagnahme nicht ganz vermieden werden könne, doch müsse sie auf die Fälle der augenblicklichen Gefahr eingeschränkt werden, in welchen Fällen eine sofortige Anzeige an das Gericht, die rascheste Entscheidung durch dieses erfolgen und eine Entschädigungspflicht des Staates bei ungerechtfertigter Beschlagnahme eintreten müsse.

Zappler stimmt dem Vorschlag Ofners für Beschlagnahme in Ausnahmsfällen der dringendsten Gefahr zu unter der Voraussetzung, daß eine so präzise Fassung gewählt werde, daß jedes Walten des Polizeigeistes ausgeschlossen sei.

Es gelangen sodann die Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der an der Herstellung einer Druckschrift beteiligten Personen zur Erörterung.

Philipp lehnt die Verantwortlichkeit des Druckereibesitzers ab, da man den Drucker nicht für etwas verantwortlich machen kann, was er eigentlich nicht verhüten kann.

Dr. Wengraf stellt dem gegenüber fest, daß der Entwurf den Drucker von der Verantwortlichkeit wesentlich entlaste, indem ihn erst an letzter Stelle eine Verantwortlichkeit treffe. Bei gänzlicher Verantwortungslosigkeit des Druckers würde der anonymen Literatur, für die niemand die Verant-

Reichspost

29./VII. 1919

201 29

Schwere Gewaltakte in Wiener-Neustadt.

Die beiden nichtsozialdemokratischen Blätter von Wiener-Neustadt wegen eines mißliebigen Artikels besetzt. — Verwüstungen der Druckereien. — Bedrohung eines Korrespondenten.

Wiener-Neustadt, 28. Juli.

In Wiener-Neustadt haben sich heute Ereignisse abgespielt, welche die ernsteste Aufmerksamkeit der gesamten Oeffentlichkeit Deutschösterreichs verlangen. Die beiden dortigen nichtsozialdemokratischen Wochenblätter hatten einen Artikel des Wiener „Deutschen Volksblattes" nachgedruckt, worin dem Bürgermeister und mehreren anderen sozialdemokratischen Gemeinderäten von Wiener-Neustadt der Vorwurf gemacht wurde, daß sie den Waffenschmuggel nach Ungarn unterstützten. Die beiden Blätter hatten um so weniger Grund, von einem Nachdruck des erwähnten Artikels abzusehen, als die mit solcher Geheimnistuerei umgebenen Waffenlieferungen seit langem eine bekannte Tatsache waren und auch die Beschuldigten keine ernstliche Miene machten, ihre Teilnahme durch klare Beweise vor der Oeffentlichkeit zu bestreiten. Ofenböck und Genossen unternahmen auch nach der Veröffentlichung noch nichts zur Klarstellung des Sachverhaltes, sondern glaubten, jede Erörterung dieser Frage durch die gewaltsame Unterdrückung der freien Meinungsäußerung abbrechen zu müssen. Für heute mittag beriefen sie ihre Anhängerschaft zu einer Versammlung unter freiem Himmel ein, in der sie so aufreizend sprachen, daß die Demonstranten zur Besetzung der beiden Blätter sich veranlaßt sahen und schwere Gewaltakte begingen. Die Beteiligten stellten eine Art Gerichtshof auf, der über die Redakteure abzuurteilen und über das weitere Vorgehen gegen die Blätter zu beschließen hätte. Also ein Revolutionstribunal nach berühmtem bolschewikischen Muster.

Dieser neueste Fall des Terrors übertrifft alle diesbezüglich in der deutschösterreichischen Republik bisher gemachten bösen Erfahrungen. Wenn derartiges geduldet würde, ist die Freiheit der gesamten Presse und die freie Meinungsäußerung und politische Freiheit überhaupt in Frage gestellt. Darüber kann nicht stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen werden. Man darf deshalb erwarten, daß die gesamte Presse einschließlich der sozialdemokratischen, die sich ja auf ihre Freiheitlichkeit beruft, sich gegen solche Akte nackter Willkür zur Wehr setze und daß die Abgeordneten — nicht bloß die nichtsozialdemokratischen — wirksame Maßregeln zum Schutz gegen solche Ueberfälle treffen. Brutale Beugung jeder Rechtsordnung kann und darf von niemandem länger geduldet werden, welcher Partei er auch angehören mag. Denn das ist verkappter Bolschewismus, der Anfang vollendeter Anarchie.

Wiener-Neustadt, 28. Juli.

Die „Korr. Weiß" berichtet: Das hiesige christlichsoziale Blatt „Wiener-Neustädter Zeitung" und die deutschnationalen „Wiener-Neustädter Nachrichten" hatten die Artikel des „Deutschen Volksblattes", in dem der sozialdemokratische Bürgermeister Abg. Ofenböck, Vizebürgermeister Pühler, Abg. Schönfeld, Abg. Helmer und andere sozialdemokratische Führer aus Wiener-Neustadt der Unterstützung des Waffenschmuggels an die ungarische Räteregierung beschuldigt wurden, abgedruckt und kommentiert. Aus diesem Anlasse veranstalteten die hiesigen Sozialdemokraten heute mittag lärmende Demonstrationen, die schließlich mit dem Sturm auf die Redaktionen der beiden Blätter endeten.

Schon um 11 Uhr vormittags machten die Arbeiter in den hiesigen Betrieben Schluß und gegen 12 Uhr mittags zogen etwa 1000 Arbeiter vor dem Rathause auf. Vom Balkon des Rathauses hielten Bgm. Ofenböck und Nationalrat Schönfeld Ansprachen, in denen sie erklärten, daß die beiden nichtsozialdemokratischen Blätter die hiesigen sozialdemokratischen Führer verleumdet hätten. An dem Artikel sei kein wahres Wort. Die heutige Demonstration soll die letzte Mahnung an die Gegner der Sozialdemokraten sein, welche die Geduld der sozialdemokratischen Arbeiterschaft nicht länger auf die Probe stellen sollen. Diese werde solch verleumderische Angriffe auf ihre Führer sich keineswegs gefallen lassen. Es wurde ein Komitee, bestehend aus Arbeiter- und Soldatenräten und Vertrauensmännern der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, eingesetzt, vor dem sich die beiden Schriftleiter der genannten Blätter wegen dieser Artikel zu verantworten (!) haben werden. Weiters wurde beschlossen, die Frage zu erwägen, ob die beiden Blätter nicht einzustellen (!) seien. Ein weiterer Beschluß besagt, daß die genannten Blätter unter Aufsicht zu stellen seien.

Aufgehetzt durch die Reden Ofenböcks und Schönfelds zogen einige hundert Teilnehmer in die Brodtischgasse vor die Redaktion der christlichsozialen „Wiener-Neustädter Zeitung", die schon vorher besetzt worden war. Die Demonstranten drangen in die Redaktionsräume und trugen kistenweise alle Schriften, Manuskripte, Geschäftsbücher und alles, was sie dort vorfanden, auf die Straße, wo die Papiere, Bücher u. dgl. unter lärmenden Kundgebungen der Menge ausgestreut wurden. Sodann zog die Menge zur Redaktion der „Wiener-Neustädter Nachrichten" am Hauptplatze, die ebenfalls besetzt war. Die Demonstranten begaben sich in das im zweiten Stockwerke gelegene Redaktionslokal und warfen sämtliche vorgefundenen Schriften, Zeitungen, Geschäftsbücher und andere Materialien durch die Fenster auf die Straße.

Der Herausgeber der Korrespondenz Weiß, der in Ausübung seines Berufes am Hauptplatz der Demonstration beiwohnte, wurde plötzlich von einer Anzahl Arbeiter umringt und befragt, ob er nicht der Redakteur der „Wiener-Neustädter Zeitung" sei. Als er diese Frage verneinte, sagte einer der Arbeiter: „Sie werden auch nicht besser als der sein" und versetzte ihm mehrere Faustschläge ins Gesicht. Redakteur Weiß mußte in das Hotel „Zentral" flüchten, wo sich indessen mehrere hundert Arbeiter angesammelt hatten und durchaus Einlaß verlangten, obwohl jetzt ein Soldatenrat beruhigend auf die Menge einzuwirken versuchte. Weiß wandte sich telephonisch an Bgm. Ofenböck um Hilfe, der die Menge aufklärte, worauf sich diese entfernte.

Nach den heutigen Ereignissen ist das weitere Erscheinen der beiden Zeitungen vorläufig in Frage gestellt.

„Der Weg zur Katastrophe."

Von Auffenberg-Komarow, Kriegsminister a. D.

Bevor ich über dieses Buch spreche, will ich zunächst hervorheben, daß ich vollkommen objektiv sein werde. Dies zu sagen, erscheint mir notwendig, weil ich in diesem Buch selbst — und zwar in nichts weniger als wohlwollender Weise — apostrophiert werde. Doch soll mich das nicht beirren, mit voller Objektivität über des Buches Wert zu sprechen. Es sei auch gleich gesagt: er ist ein Großer! Man muß sogar zugeben, daß Entwurf und Aufbau klar und kühn durchdacht sind. In knappen 300 Seiten wird die ganze, ungeheuere, ohne Analogon dastehende Kriegshandlung nicht nur entrollt, sondern auch kritisch beleuchtet. Dies ist natürlich nur in der Weise möglich, daß ein Brennpunkt geschaffen wird, von dem aus die ganze Darstellung ihr Licht empfängt.

Dadurch erhält das Buch allerdings in erster Linie das Gepräge eines Heldengesanges, wie er noch selten einem Heros gesungen worden sein mag. Es gibt bei ihm nur strahlendes, von keinem Schatten gemildertes Licht, so blendend, daß es bisweilen das Auge schmerzt. Da aber solch schattenloses Licht dem Naturgesetz widerspricht, so liegt in dem Nichtbeachten dieses Gesetzes auch die Schwäche des Werkes und eine sachliche, nach dem Grundsatz: „audiatur et altera pars" geführte Durchforschung würde unfehlbar zu dem Ergebnis führen, daß es wohl auch da Schatten gibt und daß Konklusionen auf Grund nicht ganz einwandfreier Prämissen gezogen wurden. In dem relativ engbegrenzten Abschnitt, wo auch ich als Mitbeteiligter und Mithandelnder aufzutreten berufen war, kann ich krasse, jedenfalls auf falsche Information zurückzuführende Diskrepanzen zwischen Tatsache und Schilderung feststellen. Es ist daher zu vermuten, daß Aehnliches auch in manchen der vielen anderen Abschnitte vorkommen dürfte, deren Details und Zusammenhänge mir nicht genügend bekannt sind.

In dem übergewaltigen Drama, das für uns — die Mittelmächte — zum furchtbarsten Trauerspiel wurde, standen die Chancen dieser Mächte von allem Anfang an ungünstig und mußten sich mit der Zeit und mit dem Hinzutritt stets neuer Gegner folgerichtig nur verschlechtern. Daß trotzdem auf unserer Seite nicht nur Siege erfochten, sondern die Zahl dieser Siege ganz ungleich größer war als jene, die die feindliche Weltkoalition aufzuweisen vermochte, zeugt für die innere Ueberlegenheit der Mittelmächte. Namentlich hieraus ergaben sich auch die vier epochalen Momente und Gelegenheiten, wo nicht nur ein großer Waffen-, sondern auch ein durchschlagender, die Entscheidung bringender Erfolg mindestens möglich war.

Der erste dieser vier Momente lag gleich am Beginn des Krieges, der zweite in den ersten Frühjahrsmonaten des Jahres 1916, im Zeitraume der Ereignisse: Verdun — Asiago — Luck, der dritte im Spätherbst 1917, im Zeitraum während und nach der Schlacht von Tolmein, der vierte während der letzten großen Offensive im Westen, in den Frühjahrsmonaten 1918.

Der äußerlich effektvollste Moment, der Durchbruch von Gorlice im Mai 1915, kann hier — trotz seiner großzügigen Folgewirkung — nicht mitgerechnet werden, da er durch das gleichzeitige Eingreifen des „Bundesgenossen" Italien paralysiert wurde.

In jenen großen vier Momenten aber, wo es möglich und nahezu auch schon erreicht war, daß das Zünglein an der Wage gänzlich zugunsten der Mittelmächte ausschlage, fehlte es letzten Endes immer an der einheitlichen Führungskunst und Energie, die unbekümmert um alles andere, auch das letzte Gewicht in die Wagschale des Erfolges geworfen hätte, damit sich die gegnerische nicht mehr erheben könne. Dies nachzuweisen ist hier nicht Ort noch Raum. Wenn aber der Verfasser des Werkes seinen Helden gerade in dieser Richtung alles vorhersehen und erkennen läßt, mag es insolange gelten, als von den anderen beteiligten Stellen nicht der Gegenbeweis geführt wird.

Dies soll aber nicht hindern, dem Verfasser vollkommen beizustimmen, wenn er die ungeheueren Leistungen hervorhebt, die von den Mittelmächten auch hinsichtlich der Führertätigkeit erbracht wurden und wenn er hiebei auch der Oesterreicher-Ungarn gedenkt. Wie die Dinge nun mal liegen, gehört

„Der Abgeordnete."

Ein Roman aus Oesterreich.

Ein symptomatisches Buch. Einer der hervorragendsten Abgeordneten Oesterreichs schreibt einen Roman, der nichts anderes ist, als eine vernichtende Kritik an den Parlamentariern und am Parlamente selbst. Vielleicht aber doch nur an dem österreichischen Abgeordnetenhaus, so wie es vor der Revolution war. Vielleicht sogar auch ein wenig gefärbt durch das persönliche Schicksal des Autors. Dieser Autor ist Otto Lecher, der langjährige Abgeordnete von Brünn. Er wurde als ganz junger Mann bekannt, man kann fast sagen berühmt, durch seine große Obstruktionsrede gegen Badeni, die nicht wenig zum Sturze dieses frivolen Mannes beitrug. Die Rede dauerte die ganze Nacht, und als sie im stenographischen Protokoll erschien, zeigte sich, daß sie eine druckreife Monographie des österreich-ungarischen Ausgleichs war, die ihren Wert auch außerhalb des Gelegenheitsanlasses behauptete. Damit war Lecher als Politiker ein gemachter Mann. Er konnte weder im Lande, noch in der Partei mehr umgangen werden, trotzdem damals die liberale Partei noch nicht so arm an Talenten war, wie heute. Eine Karriere war ihm sicher. Ernest v. Körber beantwortete einst einen Angriff Lechers mit dem Kompliment, daß dieser Abgeordnete am ehesten ein Recht hätte auf den Platz, auf dem er selbst, der Ministerpräsident, stehe.

Aber es kam anders. Lecher war nicht allzu beliebt in der Partei; dazu war er zu begabt und zu spröde. Er verschmähte es, Gast jener Stammtische zu sein, an denen die Partei-Kandidaturen für die Ministerposten gemacht werden. Er war auch kein sehr „trinkbarer" Mann, also kein ganz vollwertiger Deutscher. Trotzdem wäre er früher oder später Minister geworden, denn es gibt Situationen, in denen man nicht Posten für Männer, sondern Männer für Posten sucht. Aber da geschah etwas ganz Unerwartetes, rein Zufälliges. Der Abgeordnete Lecher war ein Athlet; er hat einmal 28 der höchsten Bergspitzen Tirols in einem einzigen Monat „gemacht", und eines Tages erwachte er mit einem schweren Leiden, das ihn frühzeitig altern ließ. Geistig ist er noch der alte geblieben, wie jetzt sein Buch und mancher grundgescheite Artikel in den Tagesblättern beweisen, aber körperlich ist er ein Wrack. Eine große Amtskarriere ist ihm jedenfalls durch sein Leiden abgeschnitten. So fehlt seinem Leben der krönende Abschluß, die Gelegenheit, zu zeigen, daß er nicht nur in der Kritik, sondern auch im Handeln schöpferisch ist. Ein abschlußloses Leben erscheint dem rückschauenden Blick leicht als ein verfehltes und seine Schaubühne als falsch gewählt. Aber gerade Lecher hätte sich fragen dürfen, ob er auch außerhalb des Parlamentes die Möglichkeit gehabt hätte, so rasch, geradezu mit einem Sprunge, in die vorderste Reihe und in den Brennpunkt der Oeffentlichkeit zu treten, wie es ihm mit jener großen nächtlichen Rede gelungen ist. Von seiner These muß also in Abzug gebracht werden, was er unter dem Eindrucke seiner persönlichen Enttäuschung empfunden und gesagt hat. Von dem aber, was bleibt, ist leider noch vieles wahr und allzu wahr. Als das Gejammre eines Invaliden kann sein Buch nicht abgetan werden. Wie er das Parlament und die Wiener Parlamentarier schildert, das muß von jedem bestätigt werden, der die Schaubühne des politischen Lebens im gewesenen Oesterreich aus eigener Anschauung kennt. Lecher legt den Finger in eine Wunde, die den Arzt erfordert; fraglich ist nur, ob auch der beste Arzt rasch helfen könnte.

Lecher schildert die Laufbahn eines naiven Provinzprofessors, den Wuchs, Stimme und eine gewisse oberflächliche Schlagwortberedsamkeit zum Abgeordneten der radikalen Partei geradezu prädestinieren. Schon in der Zeichnung dieses Mannes liegt ein Stück Kritik und Satire des Parlamentarismus. Der Abgeordnete soll politisch urteilen und handeln können. Professor Olebor — der deutsch-radikale Abgeordnete, muß natürlich einen slawischen Namen haben — aber kann nur reden, und zwar reden in jenem politischen Versammlungs- und Zeitungs-Idiom, das der Durchschnittshörer und -Leser nun einmal am liebsten genießt. Er wird als kerniger Volksmann gewählt. Im Grund ein Kleinbürger mit guten und schlechten Kleinbürger-Qualitäten, ein Mann ohne jeglichen Horizont, ein bloßes Trommelfell, auf dem die Gemeinplätze der Leitartikler ihren dröhnenden Wirbel schlagen. Ich wage nicht abzuschätzen, wieviel Prozent aller Abgeordneten nur solche Echo-Träger sind. In der Mehrheit sind sie es bestimmt, und als Mehrheit herrschen sie in den Parteien. Die Mittelmäßigkeit schließt sich überall zusammen gegen die originellen Köpfe. Die Partei ist aber nicht nur ein politischer Zweckverband, sie ist auch eine Rückversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, die dem einzelnen das Mandat behaupten hilft, ihm seinen Platz in den Kommissionen anweist und schließlich auch seine Karriere bestimmt. Sie selbst wird regiert durch eine kleine Stammtisch-Klique, noch öfter durch einen einzelnen arbeitsamen Partei-Despoten, der kein anderes Lebensziel kennt, als die Stärke der Parteigruppe; Trinkfestigkeit, gutes Tarockspiel und andere angenehme Eigenschaften des „lieben Kerls" verschaffen in diesem Mikrokosmus des Parlamentes weit eher die unentbehrliche Wohlgelittenheit als spezifisch politische Fähigkeiten. Aus den Einzelzellen aber baut sich der Körper auf. Wo in der Einzelzelle der politische Geist schon fast versemt und abgedrängt ist, kann er im Gesamtkörper kaum zur Geltung gelangen. Die geistig bedeutendere Minderheit ist oder war wenigstens im alten österreichischen Parlament so gut wie kalt gestellt. Im Alltag regierte hemmungslos die gemächlich auf breiter Heerstraße einhertrottende Mittelmäßigkeit.

Aeußerst ergötzlich schildert Lecher die Erlebnisse und Erfahrungen des biederen Provinzprofessors in der Hauptstadt und im Parlament. Er fällt schon im Speisewagen des Zuges, der ihn nach Wien bringt, fast widerstandslos in die Netze einer eleganten Dame, an deren Tisch ihm zufällig der Platz angewiesen wird. Nachträglich erfährt er, daß sie, die Gattin eines Finanzmannes, eine Baronin jüngeren Adels, die Mätresse des Ministerpräsidenten ist. Dieser etwas überspielten Dame gefällt der robuste Naivling, aber sie weiß ihre erotischen Empfindungen ihren geschäftlichen und politischen Zwecken unterzuordnen. Sie hält sich den Anbeter warm, aber hebt sich die Uebergabe für eine Gelegenheit auf, die ihren Preis wert ist. Olebor muß erst etwas werden. Das gelingt ihm als dem Idealtypus eines breitbrüstigen und engstirnigen deutschen Mannes überraschend schnell. Er lernt bald, wenn auch nicht ohne Gewissensbisse, die Kunst, schwarz und weiß zugleich zu sagen, jeder Deputation einige zu nichts verpflichtende Worte zu antworten, am Vormittag die Maturanten, am Nachmittag die Nicht-Maturanten seiner Fürsprache zu versichern, die unentbehrlichen Geschäftsgänge für einflußreiche Wähler und Wählergruppen zu den Ministern zu machen und schließlich die Behauptung des Mandats als die oberste seiner Aufgaben anzusehen. Der Uebergang vom Provinzethiker zum gewöhnlichen Parlamentsstreber vollzieht sich zwar rasch, aber so unmerklich, daß der Umgewandelte selbst den Glauben an die Echtheit seines Pathos kaum verliert. Ist er doch des Beifalls der Galerien sicher, und das ist es, was sein im Grunde doch schwaches Selbstgefühl braucht. Sonst nimmt er teil an dem doppelten Leben des Parlaments, dem eigentlichen, geheimen, das sich in den Parteiklubs abspielt, und dem öffentlichen, das nur noch von den ganz Naiven in der Bevölkerung ernst genommen wird. Gemacht wird die Politik in den Ministerialbureaus, wo die Einflüsse des Hofes und der Großherren der Industrie fast widerstandslos walten; gespielt wird sie in den Verhandlungen, über die das stenographische Protokoll und die Zeitungen berichten — gespielt von den Rednern als den Akteuren und den Parteiführern und Ministern als den Regisseuren. Wenn man sich die ganze Komödie wegdenkt, ändert sich am wirklichen Gang der Dinge nicht das geringste. Das Parlament, wie es ist, gibt den tatsächlich Regierenden nur die Deckung, daß die Bevölkerung glaubt, sich selbst zu regieren oder nach ihrem eigenen Willen regiert zu werden. Diesen Willen true zu leiten und zu verfälschen, gibt es unendlich viele Mittel, die von den Interessenten virtuos beherrscht werden. Schon die Kompliziertheit der Materien und die Indolenz der großen Masse machen es diesen Interessenten leicht, ihre eigenen Interessen an Stelle derjenigen des Volkes zu setzen. Wann hätte sich die Masse je um einen Zolltarif bekümmert, der ihr Wohl und Wehe auf ein halbes Menschenalter hinaus bestimmt? Wer nimmt sich die Mühe, einen Staatsvoranschlag zu lesen? Kaum die Abgeordneten, geschweige die Wähler. Interessant wird das Parlament nur, wenn es darin Szenen gibt, am besten Skandale, bei denen die Beschimpfungen herüber und hinüber fliegen wie in der Zirkus-Arena die klatschenden Handschläge der sich massierenden Ringer.

Herr Professor Olebor hätte sich in diesem geschäftigen Müßiggang, im Genusse seiner tönenden Beredsamkeit vielleicht sein Leben lang wohlgefühlt und wäre im Tode mit einem feierlichen Nekrolog als liebwerter Kollege und aufrechter Volksmann geehrt worden, wäre ihm nicht eines Tages ein kleines Unglück passiert. Er hatte sich der populären Bewegung gegen die Kartelle angeschlossen und wurde als Generalredner der Opposition, die bestimmt auf den Sieg rechnete, gewählt. Aber die langumschmachtete Mätresse des Ministerpräsidenten wußte es so einzurichten, daß sie ihm ihr erstes Rendezvous in einem verschwiegenen, abgelegenen Quartier wenige Stunden vor dem Zeitpunkt seiner Rede gewährte. Es gelang ihr, den schmachtenden Seladon in ein hermetisch abgeschlossenes Kämmerchen zu sperren, wo er auch die Nacht über hätte harren können, wenn ihm nicht seine großen Körperkräfte und die Verzweiflung schließlich ermöglicht hätten, die Fesseln seiner Delila zu sprengen. Aber als er endlich atemlos und schweißtriefend im Parlament ankam, war die Sitzung schon geschlossen und die Vorlage angenommen. Das Abenteuer brachte ihm eine schwere Lungenentzündung und den von der Kartellpresse natürlich kaum verhehlten Verdacht, daß er in letzter Stunde von den Kartellisten gekauft worden sei. Seine Karriere als Volksmann war damit zu Ende; als er dann noch das wirkliche Unglück erlebte, daß sein als Reserveoffizier zu einer Waffenübung einberufener Sohn, der den Vater gegen die perfide Verdächtigung zu verteidigen suchte, im Duell mit einem seiner Lästerer fiel, hatte er genug vom parlamentarischen Leben. Er kehrte reuig zurück in die Arme seiner wackeren Cattin und zu dem verlassenen Schulkatheder. Der eitlen Scheinarbeit des Parlamentarismus zieht er die unscheinbare, aber dankbarere der Schule vor, in der er kein schellenlautes Komödiant mehr zu sein braucht. Denn im Grunde ist er ein rechtschaffener Mann, der es nie recht erlernt, daß die Politik

Der Morgen
27/IX. 1919

208

Preßgesetz und Journalistenrecht.

Gestern wurden die Vorlagen der Staatsregierung über ein neues Preßgesetz und über ein Journalistengesetz veröffentlicht, die auf dem Preßgesetzentwurf der Pressekammer, der von unserem Mitarbeiter Dr. Wengraf ausgearbeitet worden war, aufgebaut sind. Wir behalten uns vor, auf die beiden Gesetzentwürfe noch eingehend zurückzukommen.

Der neue Preßgesetzentwurf.

Die Vorlage über das Preßgesetz enthält folgende wesentliche Bestimmungen: Druckwerke dürfen von Haus zu Haus vertrieben werden. Zum Aushängen oder Anschlagen eines Druckwerkes an einem öffentlichen Ort bedarf es keiner behördlichen Bewilligung. Auf Antrag einer Unterrichtsbehörde kann die staatliche Sicherheitsbehörde bestimmte Druckwerke, die die Erziehung der Jugend gefährden, vom Verkauf, von jeder anderen entgeltlichen Ueberlassung und der unentgeltlichen Verteilung an Personen unter 18 Jahren ausschließen und die öffentliche Ausstellung dieser Druckwerke verbieten.

Kolportagefreiheit.

Wer das 18. Jahr zurückgelegt hat, kann Zeitungen auf öffentlichen Straßen und Plätzen verkaufen. Die Zeitungen dürfen nur mit ihrem Titel und Preis ausgerufen werden.

Im Straferkenntnis können die Stücke des Druckwerkes, auf die sich eine strafbare Handlung bezieht, für verfallen erklärt werden, und zur Sicherung des Verfalles die Stücke in Beschlag genommen werden.

Verantwortliche Leiter.

Auf jedem im Inland erscheinenden Druckwerk muß der Druckort und der Name oder die Firma des Druckers und des Verlegers angegeben sein. Auf jeder Nummer müssen außerdem der Name des Herausgebers, der Name und Wohnort des verantwortlichen Leiters und die Zeitabstände angegeben sein, in denen die Zeitung erscheint. Als verantwortlicher Leiter ist anzusehen, wer über die Aufnahme der einzelnen Beiträge zu entscheiden hat. Verantwortliche Leiter können nur großjährige Personen sein, die ihren ständigen Wohnsitz im Inland haben und vom Wahlrecht und der Wählbarkeit nicht ausgeschlossen sind. Mitglieder der Nationalversammlung, einer Landesversammlung und des Hauptausschusses sind von der verantwortlichen Leitung einer Zeitung ausgeschlossen.

Jede Zeitung muß beim Handelsgericht des Erscheinungsortes angemeldet werden, der Titel muß sich von allen übrigen im Sprengel erscheinenden Zeitungen deutlich unterscheiden. Von jeder Zeitung ist ein Stück bei der staatlichen Sicherheitsbehörde des Erscheinungsortes zu hinterlegen, ferner je ein Stück an die Staatsbücherei in Wien sowie an eine Universitäts- oder Landesbücherei abzuliefern.

Entgegnungen.

Der verantwortliche Leiter einer Zeitung ist verpflichtet, auf Verlangen einer beteiligten Behörde oder Privatperson jede Entgegnung aufzunehmen, die sich darauf beschränkt, in der Zeitung mitgeteilte Tatsachen zu bestreiten und zur Widerlegung andere Tatsachen anzuführen. Die Entgegnung ist unentgeltlich aufzunehmen. Sie kann verweigert werden, wenn sie später als sechs Wochen einlangt, wenn sie mehr als doppelt so groß ist, als die ursprüngliche Meldung, wenn sie nicht in deutscher Sprache abgefaßt ist, und wenn ihre Veröffentlichung strafbar wäre.

Verbot ausländischer Zeitungen.

Ist gegen eine im Auslande erscheinende Zeitung binnen einem Jahr zweimal auf Verfall erkannt worden, so kann innerhalb zweier Monate, nachdem das letzte Erkenntnis rechtskräftig geworden ist, durch Beschluß der Staatsregierung die Verbreitung der Zeitung im Inland für ein Jahr verboten werden.

Strafbare Handlungen.

Im Sinne dieses Gesetzes ist eine strafbare Handlung nur dann durch ein Druckwerk begangen, wenn die Veröffentlichung des Inhalts an sich oder weil sie durch ein Druckwerk geschieht, den Tatbestand der strafbaren Handlung herstellt. Soweit dieses Gesetz nicht anders bestimmt, gelten für strafbare Handlungen, die durch Druckwerke begangen werden, die Bestimmungen des allgemeinen Strafrechtes. Strafbare Handlungen, die durch Druckwerke begangen werden, verjähren in drei Monaten, wenn die Verjährung nach dem allgemeinen Strafrecht nicht schon früher eintritt.

Das Strafverfahren wegen der in diesem Gesetz mit Strafe bedrohten Uebertretungen steht dem Bezirksgericht zu. Als Tatort gilt der Ort, wo das Druckwerk erschienen ist.

Befreiung von der Zeugnispflicht.

Personen, die berufsmäßig in einem Zeitungsunternehmen tätig sind, sind in jedem Verfahren wegen einer durch die Zeitung begangenen strafbaren Handlung von der

n. Er oder viel-
t die Welt nicht
Alexander und
der Bukarester
die balkanische
Abfall Italiens
ihrem Verhalten
ron auch nicht

en Weltbegeben-
Mann kommt —
ber hinweg. Als
ung Alexanders
ppenparade im
e (sensationell,
e ihn der Kaiser
für uns in der
der erleuchtete
erte schlagfertig:

Gottesgnaden-
mit einer ge-
hin: er schüttelt
mal nur fühlt er
zlich zurückkommt.

engesetz.

er die Rechts-
Journalisten
bestimmt, daß
einer Ausweis-
bild des Inhabers
werk und dem amt-
rheitsbehörde aus-
hen ist. Bei Miß-
der beim Begehen
kann die Ausweis-
werden.

gung.

ung ist verpflichtet,
Tage des Dienst-
wenn jedoch der
ebensjahr vollendet,
einen jährlichen
beitrag von
leisten. Diese Bei-
r Vertrauensmänner
eine von den Re-
Unternehmer bestellt
ier haben diese Bei-
ündelsicheren Wert-
verwalten und einer
parkasse zur Ver-
obald ein Redakteur
det hat, sind ihm die
ungsbeiträge samt
sowie allfälligem
ügung auszufolgen.
nis vor Ablauf der
wachsen die bis da-
Zinsen und Zinses-
trägen für seine Re-
en Teilen zu. Wird
äter gelöst, so ist der
Beträge ohne Zinsen
olgen. Die Zinses-
n den Redaktions-
n zu. Stirbt ein Re-
es 60. Lebensjahres,
Zinsen und Zinses-
seinen Kindern oder
auszufolgen.

licht bei Ver-
gen.

ternehmen veräußert,
erhalb eines Monats
en Vertrag des Ver-
teur nicht eintritt. In
akteur außer dem für
llenden Entgelt eine
die bei weniger als
Vertragsverhältnisses
ür je weitere fünf
gehalt beträgt. Tritt
der Erwerber in den Vertrag ein, so kann der